

Karl May Jahrbuch 1929

Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid

12. Jahr

Radebeul bei Dresden 1929 / Karl-May-Verlag

Inhalt

Die Indianerhuldigung in Radebeul:

1. Wie sie zustande kam . Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	7
2. Wie sie verlief . Von Redakteur Oskar Richter (Radebeul)	9
3. Als Berichterstatter . Von Heinrich Zerkaulen (Dresden)	© 14
4. Das Echo im In- und Ausland	19
5. Was ich mir dabei dachte . Von Redakteur Dr. Fritz Klauber (Dresden)	27
6. Indianerromantik . Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (München)	30
Auf den Gletschern . Von Karl Budde (Ogden-Utah, U.S.A.)	34
Stufen auf den Mount Winnetou . Von Kooperator Joseph Höck (Tirol)	© 86
Manitu . Von Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz (Erfurt)	© 109
Masken und Maskenglaube . Von Hermann Dengler (Radebeul)	122
Wie ich meinen ersten Skalp erwarb . Von Patty Frank (Radebeul)	© 133
O ihr Paradiesvögel! Von stud. phil. Hans Graefe (Nerchau, Sa.)	139
Nochmals von Odysseus bis zu Old Shatterhand . Von Dr. Franz Cornaro (Wien)	© 143
Der blaurote Methusalem . Von Studienrat Dr. Karl Konrad (Breslau)	© 150
Mit den Baggara auf Jagd am Nil . Von Dr. Arthur Berger (Charlottenburg)	157
Der Zauberer . Von Else Franke (München)	171
Ruhm . Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	175
Rückkehr zur Romantik . Von Universitätsprofessor Dr. Hans Naumann (Frankfurt a. M.)	222
Buch und Leben . Von Dr. Arnold Fratzscher (Leipzig)	© 227
Was ich las und wie ich lese . Von Fr. W. Pollin (Aschersleben)	© 239
Die May-Bände im Urteil der Jugend . Von Dr. L. Zollitsch (München)	© 251
Ägyptische, indische und brasilianische Reiseeindrücke im Vergleich . Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg)	© 254
Der Untergang des Abendlandes . Von Redakteur Otto Eicke (Dresden)	271
Verbrüderung . Gedicht von Karl May	278
El Kahira . Von Klara May	279
Karl May und der Islam . Von Dr. Wolfgang v. Weisl (Kairo)	© 284
May und Mohammed . Von Lisa Barthel-Winkler (Berlin)	© 315
Jack London . Von H. G. Scheffauer †	319
Deutsches Schrifttum in Amerika	341
Ein Brief aus Milwaukee . Von Anthony Puechner (Milwaukee U.S.A.)	© 344

Winnetou? ... Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	347
Das Totenfeld am Little Bighorn. Von Fritz Saul †	354
Wer war es? Von Kooperator Joseph Höck (Tirol)	© 359
Karl May als Wegweiser zur Verinnerlichung. Von Klara Werner (Wien)	370
Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Von Karl May	391
Ein unerwünschter Gast. Von Dr. Heinrich Lhotzky (München)	394
Emil Sehling †. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	403
Traumbild. Von Kooperator Joseph Höck (Tirol)	© 406
Gedanken um Karl May. Von Dr. Wilhelm Matthiessen (Bonn)	© 408
An der Schwelle zur Gleichnisdichtung. Von Studienrat Fritz Prüfer (Köthen, Anhalt)	© 421
J. Fenimore Cooper und Karl May. Von Alfred Biedermann (Heidelberg)	© 428
Spuk in der Villa Shatterhand. Von Kaplan Franz Kandolf (München)	437
Robinson – Chingachgook – Old Shatterhand. Von Dr. Wilhelm Heß (Bamberg)	461
Kismet. Von Hauptmann a. D. Braune (Dresden)	© 478
Wie mir Karl May über die Schrecken des Zahnziehens hinweghalf. Von Kurt Klebel	497
Mit Büchse und Lasso. Von Prof. Josef Lorenz Wenzl (St. Pölten)	© 499

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Susetscha tanka hält die Gedächtnisrede an Karl Mays Gruft
Nach S. 32	Die Sioux-Indianer auf dem Weg zu Karl Mays Grab
Vor S. 33	Indianische Totenklage an Karl Mays letzter Ruhestätte
Nach S. 64	Teilnehmer / Besucher der Indianerhuldigung
Vor S. 65	Indianischer Besuch am Blockhaus im Garten Karl Mays
Nach S. 96	Sioux-Indianer vor dem Blockhaus
Vor S. 97	Das Trapperheim in Karl Mays Garten
Nach S. 144	Karl Budde am Gletschersee
Vor S. 145	Herabstürzendes Schmelzwasser
Nach S. 192	Der Zickzacksee in den Windriverbergen
Vor S. 193	Die Eishöhle am Fuß des Gletschers
Nach S. 240	Skalp eines Odschibwä-Indianers, Messerscheide + Skalpmesser
Vor S. 241	Sergeant Fritz Saul, U.S.A. + Brief (Ausschnitt)
Nach S. 288	Karl May in Port Said, Ägypten 1899
Vor S. 289	Dr. Wolfgang von Weisl im Orient
Nach S. 400	Zettel an Karl Mays Fenster
Vor S. 401	Der Brunnenengel. Standbild im Garten der Villa Shatterhand

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [] eingefügt.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

[(7)]

Die Indianerhuldigung in Radebeul

1. Wie sie zustande kam

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Zu Anfang Dezember 1927 traf in der Villa Shatterhand dieser Brief ein:

zurzeit Leipzig, den 4. Dezember 1927.

Frau

Klara May

Radebeul.

Sehr geehrte gnädige Frau,

es wird Sie sicher interessieren, daß meine Indianer die gleiche Begeisterung für die Werke Ihres Mannes empfinden, wie die deutsche Leserschaft und die der übrigen Welt.

Die Rothäute haben den Wunsch geäußert, das Heim des Mannes kennen zu lernen, der ein so glühender und leidenschaftlicher Verehrer ihrer Rasse war. Voller Dankbarkeitsempfinden wollen sie dem Grab des Mannes, der ihr temperamentvollster Bewunderer gewesen ist, huldigen.

Ihnen, als seiner Witwe, die Hand schütteln zu dürfen, ist der glühende Wunsch meiner Indianer. Ich beabsichtige daher, in der Zeit vom 15. bis 17. Dezember an einem noch näher zu bezeichnenden Tag an dem Grab Karl Mays von den Sioux einen Kranz niederlegen zu lassen. Vielleicht entspricht es Ihren Wünschen, sie anschließend hieran im Heim Karl Mays zu empfangen und ihnen die Erinnerungen an den Freund der roten Rasse zu zeigen.

Geben Sie mir bitte Nachricht, sehr geehrte gnädige Frau, ob Sie mit meinem Vorhaben einverstanden sind, und empfangen Sie die besten Grüße von

Ihrem ergebenen

Stosch-Sarrasani.

[8]

Radebeul, 7. Dezember 1928.

Herrn

Direktor Hans Stosch-Sarrasani

z. Zt. Leipzig.

Sehr geehrter Herr Direktor,

Frau May, die zurzeit auswärts weilt, übersendet mir, dem Verlagsleiter, Ihr freundl. Schreiben vom 4. ds. Mts. zur Beantwortung.

Über die gute Gesinnung, die Sie und Ihre Indianer dem Andenken Karl Mays entgegenbringen, freuen wir uns sehr und sind gern bereit, Sie in Radebeul zu empfangen. Leider kann die Zeit bis einschließlich 15. Dezember nicht in Betracht kommen; Sie haben also die Wahl zwischen 16. und 17. oder auch 18. Dezember.

Wir bitten Sie um genaue Angabe, wann Sie wohl auf dem Radebeuler Friedhof einzutreffen gedenken; dort werden wir Sie erwarten. Im Anschluß daran möchten wir Sie alle durch die Villa Shatterhand führen und ihnen dann im Wildwest-Blockhaus einen Imbiß reichen.

Ich sehe Ihrem weiteren Bescheid entgegen und bin

mit hochachtungsvoller Begrüßung

Dr. E. A. Schmid.

Durch mancherlei Umstände zögerte sich der angekündigte Besuch längere Zeit hinaus. Erst Mitte Januar 1928 erfuhr ich, Sarrasani werde sich mit seinen Indianern am 17. Januar 1928, nachmittags 2 Uhr am Grabmal Karl Mays einfinden. Es empfehle sich für den Verlag, die Rothäute dort durch eine Ansprache zu begrüßen, denn auch der Sioux-Häuptling Big Snake werden den toten Dichter durch eine indianische Rede ehren.

Um die gleiche Zeit hatte aber auch die Presse bereits eine Mitteilung über die geplante Huldigung gebracht, und von diesem Augenblick an wurden wir mit Telefongesprächen, Eilbriefen, Telegrammen aus dem In- und Ausland überschüttet. Viele Berichterstatter, [9] zahlreiche Photographen kündigten sich an. Vier Stunden vor Beginn der Feier besuchten mich Vertreter der Polizeiverwaltung und erklärten, daß Dresden ebenso wie Radebeul mit einer Zuschauerschar von vielen Tausenden rechne. Deshalb sei ein

erhöhtes Aufgebot von Schutzleuten, sowie Absperrung des Friedhofs geplant, derart, daß nur Personen, die Ausweise von uns in Händen hätten, Einlaß bekämen. Das gleiche sei für das Besitztum Frau Mays vorgesehen.

Mit fieberhafter Tätigkeit wurden vom Verlag und allen sonst Beteiligten die Vorbereitungen getroffen, um dem Massenandrang halbwegs gerecht zu werden. Nicht ohne Beklemmung sah ich der Feierlichkeit entgegen. Mit raschen Schritten und in immer größerem Ausmaß zog das denkwürdige Ereignis näher: die Indianerhuldigung in Radebeul.

[9]

2. Wie sie verlief¹

Von Oskar Richter

Eine Schar Indianer ehrte am gestrigen Dienstag nachmittag in Radebeul das Gedächtnis Karl Mays, des Mannes, der wie kein anderer in der Edelgestalt des indianischen Håuptlings „Winnetou“ indianisches Wesen, indianische Tapferkeit und Großmut symbolisiert und idealisiert hat, des Mannes, dessen Herz bis zum letzten Schlag für reines, hohes und wahres Menschentum schlug, und dessen Gedanken auf Überwindung des Krieges durch Völkerversöhnung in allen [10] seinen Werken folgerichtig und in hinreißender Beredsamkeit zum Ausdruck kamen. Den Indianern vor allem, dem verfeimten Stamm, der ausgerottet werden sollte, galt seine innigste Liebe, sie verteidigte er, sie erhob er auf den Schild und zeigte sie in seinen Büchern der ganzen Welt in ihrer Herzenseinfalt, ihrer kindlichen Güte und auch, da sie sich bedroht und betrogen sahen, in ihrer furchtbaren kriegerischen Größe.

Es ist verständlich, daß die Indianer noch heute Karl May als ihren besten weißen Freund und Schützer ehren und lieben und darum kamen gestern Sarrasanis rote Männer und Frauen hierher, um am Grabmal des Dichters seiner zu gedenken.

Bereits bei der Abfahrt der Indianer in Dresden, die vom Dresdner Zirkusgebäude aus erfolgte, hatte sich eine riesige Menschenmenge angesammelt. Da ein Abmarsch der Indianer zu Pferd nicht erlaubt worden war, nahmen die Teilnehmer an der Fahrt nach Radebeul in fünf vom Zirkus Sarrasani gestellten großen Kraftwagen Platz. Außer den Indianern und Cowboys nahmen Herr Direktor Stosch-Sarrasani selbst, sowie der Dresdner Generalkonsul von Nordamerika Mr. Haerberle an der feierlichen und eindrucksvollen Karl May-Ehrung teil. Unter Vorantritt der Kapelle des argentinischen Grenadier-Regiments zu Pferd Nr. 10 in Cowboykleidung ging die Fahrt unter großer Anteilnahme der Bevölkerung nach Radebeul, woselbst der Wagenzug bereits kurz nach ½ 2 Uhr eintraf. Überall wurden die in vollem Kriegsschmuck erschienenen Indianer, namentlich von der Jugend, stürmisch begrüßt. In Radebeul erwartete sie vor dem Friedhof eine unzählbare Menschenmenge.

[11] Unter Vorantritt der argentinischen Kapelle, die einen Choral anstimmte, bewegte sich der Zug zur Gruft Karl Mays. Dr. Euchar Albrecht Schmid, der Leiter des Karl-May-Verlags, hielt als erster folgende Ansprache an die Versammlung:

Im Namen der Nachlaßverwaltung Karl Mays begrüße ich Sie aufs herzlichste. Als Karl May, der seit 16 Jahren in dieser Gruft ruht, im Herbst 1908 am Grab des großen Indianerhåuptlings Sagoyewatha in Buffalo Blumen niederlegte, konnte er nicht ahnen, daß ihm eines Tages Vertreter der roten Rasse hier auf dem Radebeuler Friedhof die gleiche Ehrung erweisen würden. Patty Frank, der Bewohner unsres Blockhauses, wird unsere indianischen Gäste in ihrer Landessprache begrüßen. Mir aber sei es erlaubt, mein Willkommen mit den Worten zu schließen, die Karl May vor nunmehr 35 Jahren seinem Roman „Winnetou“ zum Geleit voranschickte: „Ich liebe des indianische Volk, und es soll in meinen Werken fortleben, wie es in meiner Seele lebt. Ihm will ich das wohlverdiente Denkmal setzen, und wenn der Leser dann ein gerechtes Urteil über die indianische Rasse fällt, so bin ich reich belohnt.“

Nach Dr. Schmid ergriff der Verwalter des Karl May-Museums und Bewohner des Wildwest-Blockhauses, Patty Frank, das Wort zu folgender Ansprache:

¹ Aus dem Radebeuler Tageblatt vom 18. Januar 1928.

We stay here at the grave of a man, who was the greatest friend of the Indians. All his thinking, all his doing was like that of an Indian. In more than 30 books he told to the whole world, how he liked his red friends. His skin was white, his face was white, but his heart was red like a red man's. I'm sorry, he is no more among us. He has gone about 16 years ago to the happy hunting grounds, but I am sure, if he saw his red friends standing before his grave now, his heart would be happy. And so I end my speech with the Dakota words: Hau kolá washté ake ungtóngwangpi kte. Howgh!

[12] (Übersetzung: Wir stehen am Grabe eines Mannes, der der Freund der roten Rasse war. Sein Sinnen und Denken galt zum großen Teil den Indianern. In 30 seiner Werke hat er erzählt, wie er seine roten Brüder liebte. Seine Haut war weiß, sein Gesicht war weiß, aber sein Herz war rot wie das unsrer roten Brüder. Ich bedaure, daß er nicht mehr bei uns weilt. Er ist vor 16 Jahren in die ewigen Jagdgründe abgerufen worden. Ich bin aber sicher, daß, wenn er seine roten Brüder jetzt vor seinem Grab sehen würde, sein Herz glücklich wäre. Und so schließe ich meine Rede mit den Dakota-Worten [zur Gruft gewendet]: *Hau kolá washté ake ungtóngwangpi kte. Howgh!* – Leb wohl, mein Freund, auf Wiedersehn! – Indianischer Totengruß.)

Nunmehr traten die eindrucksvollsten Erscheinungen der Feier in den Vordergrund. Unter dumpfem Trommelklang näherten sich die Indianer der Gruft ihres weißen Bruders und, nachdem sie in indianischer Sprache ein Klagelied voll seltsamen Rhythmus und fremdartiger Melodie gesungen und zwei mächtige Kränze niedergelegt hatten, trat der Häuptling *Su setscha tanka* (= Big Snake, Große Schlange) auf die Stufen der Gruft und sagte in klangreicher indianischer Sprache folgende ins Deutsche übertragene Gedenkworte:

Du großer, toter Freund! Von allen weißen Brüdern, die sich mit der Seele, mit dem Leben des roten Mannes beschäftigt haben, der jenseits des Ozeans nun friedlich mit dem weißen Bruder im Segen der Zivilisation lebt, steht uns keiner so nahe wie Du, dessen Lebenswerk eine einzige Verherrlichung der Tugenden des roten Mannes ist. Du hast unserm sterbenden Volk im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Mal errichtet. Wir möchten Dir Totenpfähle in jedem Indianerdorf aufstellen. In jeder Hütte sollte Dein Bild hängen, denn nie hat der rote Mann einen besseren Freund gehabt als Dich. Vergessen sind die Zeiten, wo der rote Mann gegen den weißen kämpfte; vergessen der Vernichtungskrieg, [13] bei dem jeder Schritt unseres Bodens mit Strömen von Blut erstritten wurde, und wenn der rote Mann für den deutschen Bruder eine besondere Freundschaft empfindet, so hat Karl May das meiste dazu beigetragen, die Brücke der Freundschaft zwischen der weißen und der roten Rasse zu schlagen. Darum ehren wir Dich, Du weißer, toter Bruder, und legen an Deinem Grabe diesen Kranz der Erinnerung und Ehrung nieder.

Zum Schluß der Feier sprach Schriftsteller Ernst Köhler-Haußen, Redakteur der ‚Dresdner Nachrichten‘ und langjähriger Freund des Hauses May, von der Größe der sittlichen Kraft des Dichters und seinem unverwüstlichen Glauben an Völkerversöhnung in bewegten und eindringlichen Worten des Dankes und der Liebe.

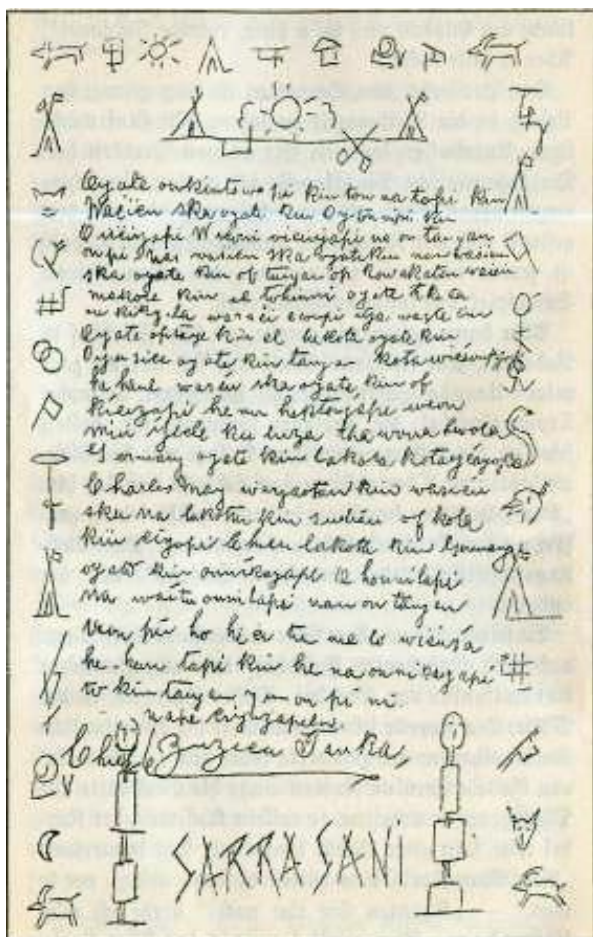
Alsdann erfolgte die Abfahrt der Festteilnehmer nach der Villa „Shatterhand“.

Von der argentinischen Kapelle mit der argentinischen Nationalhymne begrüßt, hieß Frau Klara May unter der Tür des Blockhauses, das im Park von Karl Mays Heim errichtet ist, mit folgender Ansprache ihre Gäste willkommen:

I am very glad to bid you a hearty welcome on the threshold of this house, which was erected to the memory of the man, who always took the part of the red race in an ideal manner. He himself would be very happy to be able to welcome you here; fate prevented him! Allow me, as his wife, to do it instead of him and let me shake hands with every one of you; once more: a hearty welcome to all of you!

(Übersetzung: Ich bin sehr erfreut, Sie an der Schwelle dieses Hauses willkommen zu heißen. Es wurde zum Andenken an den Mann errichtet, der in idealer Weise für die rote Rasse eintrat und glücklich sein würde, könnte er Sie heute selbst hier begrüßen. Das Schicksal versagte es ihm. Gestatten Sie, [14] daß ich, seine Frau, es an seiner Stelle tue und Ihnen zum Gruß die Hand schüttle. Noch einmal: Seien Sie mir herzlich willkommen!)

Hierauf wurde das romantische Blockhaus einer eingehenden Besichtigung unterzogen, und dann nahmen die Gäste in zwanglosem Zusammenschluß einen Imbiß ein, worauf nach Vorführung einiger indianischer Tänze die Rothäute und ihre Begleiter wieder nach Dresden zurückkehrten.



[16/17] Nebenan findet man den Wortlaut der indianischen Grabrede in der Handschrift Big Snakes, von ihm selbst verfaßt. In der Dakota-Sprache lautet sein Name Zuzeca tanka (sprich: Susetscha tanka), was dasselbe bedeutet wie Big Snake: Große Schlange. Hermann Dengler hat unter Mithilfe von Adalbert Stütz die schwer zu lesenden Worte nachstehend in Druckschrift übertragen. Das Fragezeichen bezieht sich auf einen Ausdruck, dessen Wortsinn nicht ermittelt werden konnte. Im allgemeinen stimmt die von dem Cowboy Mr. C. O. Shultz vorgenommene Uebersetzung vom Indianischen ins Englische und von da ins Deutsche (oben Seite 12) genau mit dem Urtext überein.

Die Herausgeber.

Oyate ongkingtawapi king tongna tohe king Watschingtschu ska oyate king oitong nipi king oiie iyapi witschoni na ong tangyang ongpi na Watschingtschu ska oyate king (na waschitschung ska oyate king) of tangyang ongowakatang watschingtschu makotsche king en tohingni oyate toketscha on kikiyelang wangna tschi etschongpi lyaa waschte tsching oyate optaye king de lakota oyate king Oyuschtsche oyate king tangyang kata witscha ongiyapi he hane Waschitschung ska oyate king of kitschisapi hena hektayapi weongmitschiya hele ku luza tka wangna heeota Germany oyate king lakota kolakitschiyapi Charles May wayaatang king waschitschung ska na lakota king

sutschhang (?) of kola king eyapi le hetschi lokata king Germany oyate king ongnikayapi le hongnilapi na watuhtu ongnilapi nang ong tangyang na ongnitschupi ho hetschetu me lo witschuscha he kan tapi king he na ongnikayapi to kingtangyang yung ongpi ni nape tschiyusapela.

[Chief] Zuzeca tanka

[14]

Als Berichterstatter²

Von Heinrich Zerkaulen

©

[19]

4. Das Echo im In- und Ausland

Aus den unzähligen Pressestimmen, die beim Verlag einliefen, bringen wir allerlei Ausschnitte, die dartun, welch freundliche Zustimmung der eigenartigen Feier allseits entgegengebracht wurde. Auch einiges aus dem Ausland fügen wir bei; eine Übersetzung erübrigt sich, weil ja diese fremdsprachigen Presseäußerungen im einzelnen nichts anderes enthalten, als den schon oben geschilderten Verlauf der Indianerhuldigung.

Dresdner Nachrichten vom 18. Januar 1928.

² Abgedruckt u. a. in: Leipziger Neueste Nachrichten; Schlesische Zeitung, Breslau; Schleswiger Nachrichten; Stuttgarter Neues Tagblatt; Zittauer Nachrichten.

Eine Kundgebung von besonderer Eigenart rief am Dienstagnachmittag Direktor Hans Stosch-Sarrasani ins Leben. Auf dem Friedhof zu Radebeul liegt, wie allseits bekannt, Karl May begraben, in dessen Romanen das indianische **[20]** Volk und einzelne seiner Helden zu Trägern der eigenartigen sittlichen Ideen des Dichters gemacht sind. Was lag näher, als einmal einen Kreis von Indianern, der nach Dresden kam, an diese künstlerisch schöne Grabstätte und in das Lebens- und Arbeitshaus des Dichters zu führen! ...

Dresdner Anzeiger vom 18. Januar 1928.

... Nun traten drei Männer und zwei Frauen aus dem Kreise der Indianer an die Stufen des Grabmals und sangen in indianischer Sprache ein Klagelied, fremdartig in Rhythmus und Melodie, ein Zeugnis einer dem Untergang geweihten Kultur. In der klangreichen, teilweise ans Englische anklingenden Sprache des Stammes dankte der Häuptling Big Snake dem Toten dafür, daß er einem sterbenden Volke im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Mal errichtet habe.... Waren auch die Gesichter der roten Männer und Frauen verschlossen, so sah man ihnen doch an, daß die Feier ihr kindliches Herz bewegte ... und auch der Europäer mußte mit den Augen der Jugend die Zeremonie betrachten, um sie vollauf zu verstehen und zu würdigen....

Dresdner Neueste Nachrichten vom 19. Januar 1928.

... Der Höhepunkt der Feier: dumpfer Trommelklang ertönt, die Indianer treten an die Gruft und stimmen einen lauten Klagegesang an. Es sind seltsame Töne, es ist ein seltsamer Anblick, so recht stimmungsvoll....

Sächsische Volkszeitung vom 19. Januar 1928.

... Dieser Zug der Indianer zum Grabmal Karl Mays war eine formvollendete Huldigung für einen Geist, der gewaltig auf die deutsche Jugend eingewirkt hat und noch einwirkt. Nicht im schlechten Sinn. Und eine Huldigung von einer Macht, die in ähnlicher Art wie der Verstorbene durch den Glanz und den Zauber der fremden Weltteile belehrend und erziehend die Jugend, und damit das ganze Volk durchdringt.

Hamburger Fremdenblatt vom 18. Januar 1928.

... In der Villa Shatterhand konnten die Indianer manche Gerätschaften bewundern, die in Mays Romanen eine so **[21]** große Rolle spielen: darunter den Henrystutzen, die Silberbüchse und den Bärenröter und manches andere mehr. Das an die Villa angrenzende Blockhaus ist zur Hälfte ganz indianisch eingerichtet, und gefiel den Rothäuten, die so fern der Heimat, in fremder Umgebung leben, ungemein. Die Geister Old Shatterhands, Winnetous, Unkas und Chingachgooks hatten sicherlich eine große Freude in den ewigen Jagdgründen.

Národní Politika, Prag, (C.S.R.) vom 20. Januar 1928.

Hold Indiánů u hrobu Karla Maye.

Zvláštní průvod ubíral se 17. ledna ulicemi drážďanskými. Dvacet Indiánů, mužů, žen a děti, jelo v autech na hřbitov v Radebeul, aby vzdali posmrtnou poctu mánům Old Shatterhanda – známého cestovatele a spisovatele Karla Maye. Na hřbitově shromáždili se Indiáni a jejich bílí průvodci před mausoleem Mayovým v plné pérové výzdobě a pravé válečné výzbroji. Po zapění pohřebního chorálu byli hosté z Dakoty uvítáni dr. Schmidtem, ředitelem knihoskladu a nakladatelství spisů Mayových, načež oslovil hosty nejprve indiánsky a pak anglicky Patty Frank, cestovatel po Divokém Západu, který pravil mezi jiným, že May byl sice podle obličeje bílý, ale srdcem úplně rudý. že miloval rudou rasu a jeho největší snahou bylo podati vždy svým čtenářům spravedlivý úsudek o Indiánech. Nato pět Indiánů zapělo u hrobu Mayova smuteční zpěv, doprovázený temnými údery bubnů. Pietní slavnost zakončena byla krátkým proslovem náčelníka Zuzeka tanka (Velký Hed), jenž zdůraznil, že celé životní dílo Mayovo bylo oslavou ctností Rudého muže a že nemělo by býti vesnice indiánské, v níž by scházel úmrtní kůl za Maye. Indiáni neměli prý lepšího přítele nad něho a proto ho dnes uctívají a kladou na jeho hrob čestný věnec. Slavnosti účastnil se také americký generální konsul Haeberle, načež byli hosté dakotští pohostěni vdovou Karla Maye v její vile, kde byli mile překvapeni mnohými památnými vzpomínkami na svého Bílého bratra, který již před 16 léty odešel do věčných lovišť.

[22] Bohemia, Prag, vom 29. Januar 1928.

Die Indianer, die vor ein paar Tagen Karl Mays Grab in Radebeul bei Dresden besuchten, wissen gewiß nicht, wie viel Unrecht, das dem Dichter des Winnetou widerfahren ist, dieser Besuch gutzumachen hatte. Die wildgewordenen besseren Menschen in Sachsen und Umgebung, die in Karl May nicht einen berühmten, sondern einen berühmigten Landsmann erblickten, sollten in die Ecke gestellt und verurteilt werden, hundertmal die Trauerrede abzuschreiben, die von dem Indianerhäuptling Susetscha tanka an der Grabstätte Karl Mays gehalten wurde.

Gewiß, die Erzählungen von Old Shatterhand und Winnetou hat kein Schiller geschrieben, wohl aber den „Wilhelm Tell“. Keinem Menschen fällt es ein, dem Dichter des Wilhelm Tell vorzuwerfen, daß er die Alpen zu schildern wagte,

ohne sie gesehen zu haben. Den Karl May aber durfte der Bildungspöbel ruhig einen Schwindler nennen, weil er Phantasie hatte wie ein wirklicher Dichter und Indianerkämpfe anschaulich schilderte....

Nicht nur die Dreizehnjährigen entflammen sich noch immer an Old Shatterhands Heldenstücken, sondern auch ausgewachsene Magistratsbeamte, Ingenieure, Schuhkremfabrikanten, Generaldirektoren, ja sogar Universitätsprofessoren; einer, ein sehr berühmter Mann, der sich tagsüber mit Freudschen Problemen befaßt, hat kürzlich öffentlich erklärt, sein Lieblingsschriftsteller sei Karl May. Sehr begreiflich. Dreijährig will keiner mehr sein, der etwas von Psychoanalyse weiß, aber dreizehnjährig....

Übrigens: es gibt viele Männer, die auch dreizehnjährig nicht mehr sein möchten. Und grade sie bleiben Karl May am treuesten, weil sie wissen, daß von allem Unfug, von allem mehr oder weniger Lächerlichen und Beschämenden aus der Knabenzeit der Karl May das Schönste und vielleicht das einzige Schöne gewesen ist.

Het Amusante Weekblad, Bilthoven (Utrecht) vom 30. Januar 1928.

Karl May Herdacht. De nagedachtenis van Karl May, den over heel de wereld bekenden Indianenboeken-schrijver, [23] werd dezer dagen gehuldigd door een groep Indianen, verbonden aan het momenteel in Dresden verblijvend circus Sarrasani. Naar Indiaanschen ritus had eerst een doodendienst plaats en daarna hield de hoffdman der Indianen Groote Slang, op Karl May's graf te Radebeul bij Dresden, een rede, waarin hij den schrijver huldigde als de grootste vriend van het roode ras. Na afloop der plechtigheid bracht het gezelschap een bezoek aan Karl May's blokhuis in Radebeul....

Schwäbische Tagwacht, Stuttgart, vom 2. Februar 1928.

Rosegger sagt: „Ich bin der Ansicht, hätten wir Karl May nicht, so müßten wir nach einem, der ihm zu mindest ähnlich ist, auf die Suche gehen!“ und Hermann Hesse nennt ihn den „Dichter der Wunscherfüllung“.... Was gilt die äußere „Richtigkeit“ der Vorkommnisse gegenüber der Kunst und Phantasie, Spannung und Abenteuer zu gestalten? Jede, auch die schlichteste Art von Erzählungen ist bekanntlich so weit von der Wirklichkeit entfernt, so verschieden die Stile, Erlebnisse und Reize der Menschen untereinander....

Kurier Polski, Warschau, vom 4. Februar 1928.

Indjanie ku czci Karola May'a.

W ubiegłym tygodniu w Dreźnie odbyła się oryginalna manifestacja. Przez ulice miasta przeciągnęło dwadzieścia samochodów; w pierwszym orkiestra zaopatrzona w petężną trąby, w dalszych Indjanie przystrojeni w pióra i znaki wojowników z ramionami i piersiami ozdobionymi malowidłami. Korowód zdążył do przedmieścia Radebeul, gdzie po śmierci Karola Maya, głośnego autora mnóstwa powieści podróżniczych, wile jego przemieniono w muzeum imienia Old Shatterhanda.

W ostatnich czasach gościł w Dreźnie pewien cyrk, w którym występowała trupa Indjan. Czerwonoskórzy urządzili z Drezna wycieczkę na cmentarz w Radebeul, by uczcić prochy swego białego brata, który przeważną część swej twórczości poświęcił obrazom z życia Indjan. Przy grobie powitał ich przemówieniem kierownik wydawnictwa dzieł [24] Karola Maya, poczem Indjanie zaintonowali hymn żałobny przy akompaniamencie trąb. Wódz trupy „Wielki Wąż” wygłosił w języku angielskim płomienną mowę czcząc pamięć „najlepszego przyjaciela Indjan”, poczem złożył na jego grobie wspaniały wieniec.

W uroczystości wzięł udział amerykański konsul generalny w Dreźnie.

Hannoversches Tageblatt vom 21. Februar 1928.

... Die Indianer fühlten sich am Rande einer deutschen Großstadt wie zu Hause. Indianertänze wurden getanzt. Weiße und Rote saßen in einem amerikanischen Blockhaus friedlich beieinander. War das überhaupt noch Wirklichkeit? Die Welt Old Shatterhands, die soviel angegriffene, ja, nun war sie in Wirklichkeit da!

Corriere d'America, New York, vom 15. Juli 1928.

Onoranze indiane alla tomba di um „Grande Fratello Bianco“. Giorni or sono, uno strano corteo mosse da Dresda per andare a Radebeul, incantevole sobborgo della capitale della Sassonia; erano quarata pellirosse delle tribù die Sioux e Cow-boys che sie recavano alla tomba del noto scrittore e romanziere Carlo May. Il corteo era preceduto da una musica indiana dai rumorosi tamburi guerreschi, il frenetico rullo dei quali risuonava per l'aria cupo e tetro, destando nell'animo insolite e strane sensazioni. Giunti al cimitero, si raccolsero davanti al mausoleo del poeta-romanziero, destando viva curiosità nella gioventù di Radebeul e dintorni, accorsa ad ammirare il loro pittoresco e fantastico costume, adorno dal maestoso copricapo di piume contornanti quelle faccie severe atuate a guerra.

Dopo un canto funebre, il Dott. Schmid, direttore della "Karl-May-Verlag" e presidente dell'opera pia, istituita da Carlo May per gli studenti poveri e giornalisti invecchiati, salutò gli ospiti indiani di Dakota, ricordando loro come Carl May, vent'anni prima, avesse deposto dei fiori sulla tomba del grande oratore indiano Sa-go-ye-wat-ha, a Buffalo (U.S.A.), senza poter neppure lontanamente prevedere che un giorno, ben lontano, alcuni rappresentanti della razza rossa avrebbero rese le stesse onoranze alla sua tomba [25] in segno di gratitudine e di riconoscenza, per l'amore che egli aveva avuto per quel popolo, che si bene descrive nei suoi libri, rilevandone i pregi e rivendicandone giudizi più appassionati ed equi.

Dopo il Dott. Schmid, l'attuale custode dell'interessante museo indiano della casa del poeta, che visse per lunghi anni fra le tribù di pellerossa, salutò i Dakotini prima in lingua inglese e poi in lingua indiana, dicendo loro che la faccia di Carlo May era bianca, ma che il suo cuore era rosso come quello dei suoi fratelli rossi e che egli era certamente felice di vederli in quel momento, presso le sue ceneri, e concluse il suo dire con un saluto indiano all'indirizzo del poeta.

Dopo ciò, cinque indiani si avvicinarono alla tomba dello scittore, intonando un canto funebre accompagnato dal suono cupo e cadenzato di un tamburo; e quando le monotone note del canto si spensero, il capo-tribù Susetscha tanka ("la grande biscia") tenne un breve sermone commemorativo su Carlo May dicendo che la sua vita operosa fu in gran parte dedicata all'esaltazione delle virtù della razza indiana, motivo per cui gli indiani gli dovrebbero erigere in ogni villaggio un "palo mortuario", essendo egli stato il loro migliore amico; ed in segno di riconoscenza profonda e sincera egli deponeva sulla sua tomba una corona di lauro, sormontata da un mazzo di rose, recanti un nastro con questa iscrizione: "Big Snake, Chief of the Sioux [Sioux] Indians greets his great white brother Charles May". (La grande biscia, capo degli indiani dei Sioux, saluta il suo grande fratello bianco Carlo May).

E con questo atto si pose fine alla cerimonia funebre, alla quale presenziava anche Mr. Haeberle, console generale degli Stati Uniti.

I pellerosse del "far west" passarono dal cimitero alla villa di Carlo May, nominato "Shatterhand", e da questa al "Blockhaus" di Patty Frank, ove venne loro offerta una colazione dalla vedova del poeta, Clara May. La variopinta comitiva ammirò, con vivo interesse, nella villa del grande defunto, la collezione interessante e rarissima colla quale egli l'aveva adornata, soffermandosi principalmente ad ammirare [26] la "carabina Henry" a 20 colpi, il "moschetto d'argento", "l'accisore di orsi" ecc., delle quali si fa spesso menzione nei suoi libri che sono ormai tradotti in tutte le lingue, non esclusa l'italiana.

Il "Blockhaus" eretto nel parco della Villa "Shatterhand", ammobiliato, in parte, all'uso indiano, piacque vivamente ai pellerosse che rivedero, in terra straniera qualche cosa che ricordava loro le lontane praterie e le loro primitive abitazioni.

Wilhelmshavener Zeitung vom 11. August 1928.

... Ach, macht uns den alten, nun in den ewigen Jagdgründen weilenden Fabulierer nicht schlecht! Winnetou, der rote Gentleman, ist eine Gestalt ganz nach dem Herzen eines jeden echten Jungen, und Old Shatterhand, der als Selbsterzähler auftritt, nicht minder.... Da lacht das Jungensherz, und mancher Erwachsene schmökert auch noch gern in den Karl May-Bänden, wo der Gerechte schließlich immer siegt und die Kanaille nicht so oft Herr bleibt wie im wirklichen Leben. Wer weiß, wie manchem schon Winnetou ein Vorbild gewesen ist für anständige, aufrechte Haltung im eigenen Leben!

Die Schilderung blutrünstiger oder gar widerlicher Szenen wird von dem so viel gescholtenen Karl May, obgleich die Bände sich biegen vor Ereignissen, sorgfältig vermieden. Karl May hat uns als Jungen Freude gemacht, er soll auch heute noch den Jungen Freude machen dürfen. Und alten Leuten, die eine Fahrt rückwärts ins eigene, noch immer nicht ganz von der Zivilisation erdrückte Jungensherz tun wollen, auch. Howgh! Ich habe gesprochen.

Fremden-Presse, Wien, vom 31. August 1928.

... Das Werturteil über Karl May festigt sich und gewährt dem Märtyrer, der ein großer Dichter, eine überragende literarische Persönlichkeit war, im Grabe vollste Genußung

New York Times vom 18. Januar 1928.

American Indians honor Karl May. Twenty Lay Wreath on Grave of German Writer of Wild West Stories.

[27] Berlin, Jan. 17. – Headed by a band of music and followed by a large crowd of children and curious men and women, twenty American Indians attached to the Circus Sarrasani and wearing full war dress drove this afternoon to the village of Radebeul, near Dresden, in autos to deposit a wreath on the grave of Karl May, the most famous German writer of Wild West and travel stories, who died sixteen years ago.

The redskinned guests were greeted at the mausoleum by Dr. Schmid, publisher of May's works and administrator of his estate, who recalled that just twenty years ago the late author at Buffalo laid flowers on the grave of the great Indian Chief Sagoyewatha.

Patty Frank, caretaker of a Wild West log-house near May's villa 'Shatterhand', welcomed the guests from North Dakota in English and Indian speeches, closing with the Indian salute to the dead.

After a mourning chant accompanied by the beating of drums, Chief Zuzeca Tanka made a speech in Indian, extolling May's friendship for the Indian race. The chief said the German writer was known to all American redmen, who would like to erect totem poles to his memory in every village, because his heart was red though his skin was white.

A reception by Mrs. May, the writer's aged widow, and a luncheon for the Indian and other guests followed the ceremonies, which were attended by Consul General Haerberle as representative of the American Government.

[27]

5. Was ich mir dabei dachte³

Von Dr. Fritz Klauber

„*Ntch-nha Manitou nsho, shi aguan t'enese*“ – „Der große Geist ist gut, ich liebe ihn!“ so läßt Karl [28] May die schönste seiner Romangestalten, den Apatschenhäuptling Winnetou in der mit dichterischem Schwunge geschriebenen Szene sprechen, worin die innere Wandlung dieses edlen Indianers zum Christentum geschildert wird. Nirgends anders in Mays Werken drückt sich die Religiosität Karl Mays stärker aus als im „Winnetou“. Es hat Zeiten gegeben, in denen fanatische Eiferer gegen die romantische Indianerkultur Karl Mays, in dem sie einen gefährlichen Verführer der Jugend sahen, mit den verabscheuenswerten Waffen persönlicher Herabsetzung und Verleumdung kämpften. Die Namen dieser Eiferer, unter denen sich leider auch Männer in führender literarischer Stellung befanden, seien hier verschwiegen. Der Klang ihrer Namen wird längst vergessen sein, wenn der Name Karl Mays noch in Liebe und Bewunderung von Tausenden genannt werden wird, die sich durch ihn in das Wunderland seiner romantischen Erzählungen entführen ließen. Wer Karl May mit Verständnis gelesen hat, weiß, daß er nicht nur ein unübertrefflicher Schilderer spannender Reiseschilderungen war, sondern daß sich hinter dem „Hakawati“, dem Märchenerzähler, wie sich Karl May selbst gern nannte, ein überzeugter Gottsucher verbarg.

*

Gestern. Dumpf klingt die Indianertrommel. Die Söhne der Wildnis murmeln die Totenklage in dem Idiom ihrer fernen Heimat. An der Gruft Karl Mays auf dem Radebeuler Friedhof trauern die Sioux-Indianer. Ihr Häuptling „Susetscha Tanka“, die „große Schlange“ spricht zu den Manen Mays: „Du hast unserm sterbenden Volk im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Mal errichtet. Wir [29] möchten dir Totenpfähle in jedem Indianerdorf aufstellen. In jeder Hütte sollte dein Bild hängen, denn nie hat der rote Mann einen besseren Freund gehabt als dich.“ Die Federhauben der Indianer neigen sich bei diesen Worten vor der Gruft. Als Karl May vor zwanzig Jahren am Grabe des großen Häuptlings Sagoyewatha in stillem Sinnen den Untergang der roten Rasse beklagte, da konnte er nicht ahnen, daß Vertreter der von ihm geliebten roten Nationen einstmals an seinem Grabe trauern würden. Kränze rauschen nieder. Andere Männer gedenken in kurzen Ansprachen des großen Erzählers. Dr. E. A. Schmid, der Freund des Toten und Direktor des Karl-May-Verlags, Patty Frank, der Indianerforscher und Verwalter des Wildwest-Blockhauses im Grundstück der Mayschen Villa, und der Schriftleiter Ernst Kühler-Haußen ehren Karl May als Menschen und Bahnbrecher der pazifistischen Idee. In der großen Trauergemeinde sieht man Hans Stosch-Sarrasani, den amerikanischen Generalkonsul Haerberle und viele namhafte Künstler und Schriftsteller. Die Feier ist zu Ende. Sarrasanis argentinische Kapelle spielt eine klagende Trauermusik. Die malerischen Gestalten der Indianer wenden sich von der Gruft. „*Hau kolá washtë ake ungtóngwangpi kte. Howgh!*“ – „Leb wohl, mein Freund, auf Wiedersehn!“ Die Laute des indianischen Totengrußes schweben noch über dem Grabmal, als es wieder einsam unter dem düsteren Himmel des regenwarmen Januartages liegt.

*

³ Aus der Sächsischen Staatszeitung vom 18. Januar 1928.

Am Blockhaus Patty Franks flattern die bunten Halsbänder der Cowboys, leuchten die farbigen Gewänder der Rothäute auf. Frau Klara May, die [30] Witwe des Dichters, tauscht ein herzliches *shake hands* mit den amerikanischen Gästen. Sie begrüßt sie in englischer Sprache. Die Indianer tanzen ihre grotesken Tänze. Aus dem Munde des amerikanischen Konsuls erklingt das treffende Wort: „Karl May ist der Fenimore Cooper der Deutschen.“ Es wischt alle Erinnerungen an die giftigen Ausfälle der Fehde gegen May hinweg. Drinnen im Blockhaus feiert man das Andenken des Mannes, der durch die Verehrung für sein Werk die Herzen Tausender von Menschen zusammenführt, die, getrennt durch Länder und Meere, getrennt durch ihre verschiedenen Interessen, jung genug bleiben, um dem „Hakawati“ in das Reich seiner Phantasie willig zu folgen.

[30]

6. Indianerromantik⁴

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Es liegt eine tiefe Symbolik in der Tatsache, daß die Sioux-Indianer anlässlich ihres Aufenthaltes in Dresden an dem Grabe Karl Mays Trauerlieder gesungen und Blumen niedergelegt haben. Es liegt darin das Zugeständnis, daß Karl May wie kein Zweiter das erschütternde Schicksal des sterbenden Volkes empfunden und seinem Andenken ein ehrendes Denkmal errichtet hat. Wir werden uns in der Gedankenlosigkeit des Alltags selten bewußt, was für ein fürchterliches Schicksal europäische Völker über das arglose Volk der Indianer gebracht haben. Es ist uns [31] schwer möglich, die Empfindung wachzurufen, die einen heutigen Indianer bei der Erinnerung an die Vergangenheit packen muß. Vordem jahrhundertlang die unbeschränkten und unbestrittenen Herren eines unermeßlich reichen Gebiets, das ihnen alles bot, was das Leben von ihnen forderte und was ihr Herz erfreute, die Menschen selbst wie reine Naturprodukte, körperlich und geistig gesund und glücklich, reich begabt mit allen Künsten des kriegerischen, des sportlichen Lebens, in gesunder Harmonie mit der Umwelt lebend, aber auch für künstlerische Betätigung in Tracht, Hausrat, Waffen und Bauwerken (Inkas) eigenartig und reich befähigt. Und diese Völker wurden vernichtet durch die verderbliche Einfuhr europäischer Zivilisationswaren, das Pulver, den Alkohol und die Geschlechtskrankheiten, ausgerottet durch Verrat und Hinterhalt, mißbraucht und geschändet in ihrem Vertrauen, immer weiter hinausgedrängt aus ihren angestammten Wohnsitzen, immer rücksichtsloser ihrer Jagdtriften und Jagdbeute beraubt und so zu Kämpfen gezwungen, die zumeist mit ihrer Vernichtung endeten, da sie in den Waffen unterlegen waren. Dargestellt sind die Scheußlichkeiten, die zunächst die Spanier unter Führung ihres Henkersknechts Pizarro, dann aber auch andere europäische Völker auf ihr Gewissen geladen haben, in gelehrten Schriften, die kein gesitteter Mensch ohne Schaudern lesen kann.

Wer aber hat sich so tief in die Seele des sterbenden Volkes versenkt, daß er fähig wurde, es in ragenden Gestalten lebendig vor unsere Augen zu stellen und zu verkörpern? Karl May. Lächerlich ist die Frage, ob Karl May die Indianer, die er in seinen Romanen auftreten läßt, persönlich gekannt hat oder nicht. [32] Darin bekundet sich der Meister, daß er Typen schafft, die ganze Menschenklassen vertreten und lebendig machen. Schiller hat den Wilhelm Tell auch nicht persönlich gekannt und doch in jedem Zug so lebenswahr und überzeugend, so echt schweizerisch hingestellt, daß sein Wilhelm Tell den Schweizern heute als der beste Vertreter des Volkes gilt. Ja, daß sie ihn auf Briefmarken und Münzen millionenfach über die Völker verteilen, gleichsam mit dem Ruf: „Schaut her, so sieht ein echter Schweizer aus!“ Und gleicherweise schuf Karl May einen Winnetou in der Absicht, in ihm seinem sterbenden Volk ein Denkmal zu errichten. Wenn die Amerikaner von heute noch ein Gefühl für Gerechtigkeit und nur das leiseste Gefühl für Romantik des von ihnen zerstörten Indianerlebens hätten, so sollten sie das Denkmal dieses Winnetou auf ragendem Felsen erbauen und dorthin wallfahrten wie zu einem Orte der Selbstbesinnung. Erst jetzt stellt sich heraus, wie hoch Karl May über denen steht, die ihn als sensationslüsternen Fabulisten herabsetzen wollten. Erst jetzt erkennen wir, und die folgenden Geschlechter werden es noch deutlicher erkennen, daß er ein Stück entschwundener Kultur im Bilde festgehalten und für alle Zeiten gerettet hat. Schon gibt es in Amerika nur noch wenige Indianer, und diese sind eingeeht in enge Gebiete, in denen sie ihre Lebensbedingungen nicht

⁴ Aus dem Hannoverschen Anzeiger vom 14. Februar 1928.

befriedigen können. Die große Masse geht auf in internationalem Völkergemisch und geht unter in dem geistlosen und naturfremden Getriebe, was man heute Zivilisation nennt und was sich grade in Amerika in seiner ganzen Kulturwidrigkeit, Geistlosigkeit und Äußerlichkeit so empörend breitmacht.

[33] Schon sind echte Kostüme und Waffen der Indianer in Amerika kaum noch zu finden und werden in Museen gesammelt, ihre Sprachen sterben mit den Menschen aus, ihre Gebete, Hymnen und Liebeslieder sind verstummt, und wer von ihnen Kunde haben will, der findet sie nicht mehr draußen in ihrer Natur, sondern in den Büchern der Bibliotheksäle oder in den Altertummuseen. Aber Winnetou lebt, lebt in den Herzen der Jugend, die mit ihm schwärmt, mit durch die Prärien jagt und mit ihm in Gesprächen über die letzten Fragen des Lebens Klärung sucht. Unzählige Knaben würden freudig bereit sein, an sein Grab zu wallfahrten und ihm dort zu huldigen, denn sein Bild hat ihre Seele entzündet, ihre Begeisterung geweckt, ihren Mut gestählt, ihre Hoffnungen belebt, und unzählig sind die Tränen der Knaben, Jünglinge und Mädchen, die sie dem sterbenden Winnetou nachgesandt haben. Wer eine solche geistige Großtat geleistet hat: auch aus dem Tode noch neues Leben zu erwecken und dem sterbenden Volk ein solches Spiegelbild entgegenzuhalten, der ist des Dankes wert. Nicht nur der Indianer, sondern ebenso der gesamten Kulturwelt. Deshalb kann ich das Bild des Sioux-Indianers, der vor dem Grabe Karl Mays in seiner Muttersprache sein Bekenntnis ablegt, nicht ohne Ergriffenheit sehen. Es ist ein Kulturdenkmal, das der Nachwelt erhalten bleiben muß, denn hier vollzieht sich in schlichter Handlung etwas erschütternd Großartiges: der Dank einer untergehenden Rasse, dem Manne abgestattet, der zwar deren Leben nicht retten konnte, der aber rettete, was höher steht: die Seele dieses Volkstums.



Sisseton hält die Gedächtnisrede an Karl Mays Gruft



Indianische Totenklage an Karl Mays letzter Ruhestätte



Die Sioux-Indianer auf dem Weg zu Karl Mays Grab



Der Indianerhäuptling Eufetscha tanta, der Dresdner Generalkonsul der U.S.A. Mr. Haerberle, Direktor Stofch-Sarrafani, Patty Frank, Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags, und Redakteur Ernst Köhler-Hausen vor dem Grabmal Karl Mays



Indianischer Besuch am Blockhaus im Garten Karl Mays



Sieur-Indianer vor dem Blockhaus in Karl Mays Park mit Frau May, Direktor Stokch-Sarrafani und Patty Frank



Das Trapperheim in Karl Mays Garten:
Patty Frank und Hans Stokch-Sarrafani mit indianischen Gästen am Feuerherd

Auf den Gletschern

Von Karl B u d d e , U.S.A.⁵

Der Mond war spät aufgegangen. Als sein fahles Licht von oben herab in einen engen, tiefen Cañon des Felsengebirges scheinen konnte, war weit unten auf der dicht bewaldeten Sohle dieser Schlucht eine Rauchsäule sichtbar, die von einem nur hin und wieder aufflackernden Feuer langsam emporgeschickt wurde.

Die milde Beleuchtung des abnehmenden Mondes ließ jedoch nicht deutlich erkennen, ob das, was sich dicht bei dem verlöschenden Feuer abhob, ein niedriger Busch, länglicher Stein oder sonst etwas Bewegungsloses war. Doch schon bald nachdem das Nachtgestirn den höchsten Punkt seiner Bahn erreicht hatte, versank es bereits wieder hinter den Wänden des Cañons; so hoch und steil ragten diese gen Himmel. Dann herrschte abermals in der Tiefe die Dunkelheit und bloß hoch oben flimmerte ein Streifen des Sternenhimmels. Da, wo vorhin der Rauch aufgestiegen war, glühten jetzt nur noch einige Holzkohlen. Als der große Raubvogel der Nacht diese erspähte und mit einem tief tönenden hu-huhu-hu dicht darüber hinwegstrich, geriet jener bewegungslose Gegenstand plötzlich in Bewegung. Etwas Dunkles legte sich über die glühenden [35] Kohlen, so daß jetzt überall undurchdringliche Finsternis herrschte. Doch nicht lange, so zuckte es auf, eine Flamme schlug hoch, und nun war bei ihrem Schein ein Mensch zu sehen, der auf das wieder entfachte Feuer Holz auf Holz häufte. Sein Schatten bewegte sich dabei riesenhaft groß an den hohen, stolzen Tannen des Urwaldes hin und her. Die nahe Umgebung wurde von der immer höher schlagenden Flamme fast taghell erleuchtet, und da, wo der nahe Bach durch den Wald floß, fiel der Feuerschein noch weit in den Cañon. Dieser Cañon konnte natürlich nur in den Windriverbergen liegen, und jener nächtliche „Urwaldmensch“ konnte ebenso natürlich nur ich selber sein.

Da, wo ich mein Lager hatte, war das obere Ende des erwähnten Cañons. Schon mehrmals hatte ich diesen aufgesucht, weil er der wildromantischste ist, den ich im ganzen Felsengebirge je durchstreift habe, und auch jetzt hatte ich mir vorgenommen, wieder denselben Aufstieg zu unternehmen und abermals nach der mit Gletschern gekrönten Wasserscheide vorzudringen. Deshalb fing ich nunmehr früh vor Tagesanbruch an zu kochen, zu braten und zu backen, alles auf einem kleinen Nebenfeuer und auch auf glühenden Holzkohlen, wobei mir das große Feuer als Beleuchtung dienen mußte. Es galt vor dem Aufbruch tüchtig zu essen und auch genug fertigbereitete Speisen mitzunehmen. Während ich so beim Feuer tätig war, stellte sich ein Besucher ein. Am untern Zweig eines Baumes hatte ich meinen großen Rucksack hängen. Bei seinen herabhängenden Riemen, die nicht ganz den Boden berührten, sah ich plötzlich beim Schein des Feuers einen Waldhasen. Wiederholt sich auf die Hinterbeine erhebend, schnupperte er an den Riemen [36] herum, als ob er mit ihnen spielen wolle. Dies dauerte zu meiner Belustigung wohl zwei bis drei Minuten. Ich hätte ihm leicht den Garaus machen können. Da ich aber nur Wild töte, wenn meine Vorräte bedenklich knapp werden, oder wenn ich irgendwo für längere Zeit Lager beziehe, so ließ ich ihn unbehelligt. Nachdem er hierhin und dahin gehüpft war, verschwand er nach Verlauf von etwa zehn Minuten, ließ sich aber später wieder einige Male sehen. Doch war es sonderbar und mag wie Jägerlatein anmuten, daß mich, als ich etwa ein Jahr später an derselben Stelle Lager bezog, wieder während der Nacht ein Hase besuchte. Ich wurde im Halbschlaf plötzlich gestört. An dem mir als Kopfkissen dienenden, aufgepumpten Luftkissen hatte etwas gezerrt, und beim Schein des Feuers sah ich einen Hasen dicht an der Seite meines Kopfes. Ich sprang auf, um ihn mit einem Knüppel etwas nachdrücklich zu treffen. Er lief jedoch fort, ehe ich nach ihm werfen konnte. Wer aber stellte sich nach kurzer Zeit wieder ein? Freund Lampe! Diesmal kam er geradewegs zu mir gelaufen und blieb – wirklich – hart bei meinen Füßen halten, richtete sich an meinen Beinen auf und schnüffelte an mir herum. Konnte ich ihm noch böse sein? Unmöglich. Aber ich beschloß jetzt, mich schnell niederzuwerfen, um ihn lebendig zu fangen und ihn nach Verabreichung einer tüchtigen Tracht Prügel wieder freizulassen, denn töten mochte ich diesen Schlingel selbst dann nicht, wenn ich nur noch wenige Nahrungsmittel gehabt hätte. Mein Versuch mißglückte vollständig; ja, ich fiel dabei noch lang hin, und von dem Hasen, den meine hastige Bewegung gewaltig erschreckt haben mußte, war seitdem

⁵ Der Verfasser schließt hier die Schilderung seiner Reisen ins nordamerikanische Felsengebirge ab. Vgl. Jahrbuch 1924, S. 303, Jahrbuch 1925, S. 128, Jahrbuch 1926, S. 394, Jahrbuch 1927, S. 125, Jahrbuch 1928, S. 196, sowie S. 228. Die Herausgeber.

nichts wieder zu sehn. Anscheinend hatte er hier seinen [37] Weidegrund, aus dem er sich nicht verdrängen lassen wollte.

Ob dieser Hase und mein heutiger Gast ein und derselbe gewesen ist, darüber mag sich der Leser den Kopf selbst zerbrechen.

Lepus americanus, wie ihn der Naturwissenschaftler nennt, ist etwas kleiner als der deutsche Hase, indes größer als das wilde Kaninchen. Eine andere Art als diesen Waldhasen habe ich in den Windriverbergen nirgends angetroffen, obgleich es sonst verschiedene Arten gibt. Präriehasen, die jene elenden Begleiter des Mörders Santer erbeuteten, von denen Old Shatterhand in Winnetou III erzählt, gibt es im Westen ungeheuer viel, und in manchen Gegenden treten sie zuweilen als eine Plage auf, so daß für jeden dem *county* (Art Regierungsbezirk) eingelieferten Hasenskalp eine Belohnung ausbezahlt wird. Doch zurück nach meinem *camp*!

Als es so hell geworden war, daß man die allernächste Umgebung erkennen konnte, löschte ich das Feuer aus, hängte mir den Rucksack über und ging auf eine Stelle des „Hinterbretts“ zu, in das eine enge Klamm gebrochen war. Diesen schon früher entdeckten Aufstieg nach der Wasserscheide hin wollte ich mir auch diesmal als eine Art Treppe dienen lassen. Ich hatte mich jetzt nur mit dem Allernötigsten bepackt und alles andere in einem wasserdichten Sack zurückgelassen. Der Sack hing am Ast eines Baumes, sicher vor dem Zugriff der Raub-, Nage- und sonstigen Tiere. Im Magen ein *hearty breakfast* (wörtlich: herzhaftes Frühstück), wie der Amerikaner einen tüchtigen Morgenimbiß nennt, und im Rucksack weitere zubereitete Mahlzeiten tragend, folgte ich zunächst [38] einem von einer Stufe herunterkommenden Bach aufwärts. Unterhalb der Stufe lag ein Geröll von Steinen und Felsblöcken. Trotzdem waren aus ihnen mehrere Tannen und Fichten stolz herausgewachsen⁶.

Der Bach war nicht der einzige „im Sack“ des Cañons. Es gab, abgesehen von einigen kleineren, drei Hauptbäche, die sich in der Nähe meines Lagers zu einem Fließchen vereinigten, das, von starren Granithöhen eingeschlossen, auf seinem Weg zur Ebene den Cañon durchrauschte, ähnlich der Bode im Harzgebirge. Ueber das Geröll gehend (es war inzwischen schon längst taghell geworden), kam ich an einer Stelle vorbei, wo sich der Bach zwischen zwei eng nebeneinanderliegenden Felsblöcken hindurchzwängte, vor denen er sich in einem herrlichen Schleierfall wieder ausbreitet. Das Wasser war so klar, daß man durch den Schleier hindurch das Felsgestein deutlich erkennen konnte. Ohne Schwierigkeiten langte ich auf der nächsten, ziemlich ebenen Stufe an. Links der nahen Klamm stürzte ein hoher, etwas zickzackartiger Wasserfall von einer steilen Wand herunter. Gerade über ihm stand eine Wolke, so daß der seltsam geformte Fall fast den Eindruck erweckte, als sei er ein aus dieser Wolke zuckender Blitz.

Als ich in der Klamm einige Zeit aufwärts gestiegen war, gelangte ich an eine Stelle, wo große Felsblöcke eingezwängt lagen. Hier schien auf den [39] ersten Blick jeglichem Weitersteigen ein Halt geboten zu sein. Aber ich erinnerte mich noch genau, wo damals ein Erklettern möglich gewesen war. Ich fand die Stelle sofort wieder, und auf Händen und Füßen, teils kletternd, teils mich emporziehend, kam ich auch diesmal über das Hindernis hinweg.

Später, als ich mich einmal ausruhte, entstand weit oben ein fürchterliches Gepolter, als ob „Alle Neune“ geworfen würden. Ein Stein, von der Größe einer Pauke etwa, kam in der Klamm heruntergerollt, an Geschwindigkeit zunehmend und dabei oft in gewaltigen Sprüngen nach dieser und jener Seite schnellend. Es war mir daher unmöglich, seinen Weg vorher zu bestimmen. So stand ich da, unschlüssig und hilflos wie ein Kind und litt keineswegs an allzu großer Unerschrockenheit. Weil ich aber das Vorliegende seitdem niederschreiben konnte, so weiß der kaltblütigere Leser schon im voraus, daß jener polternde Erschrecker mir zum mindesten keinen Finger an der rechten Hand hat krümmen können. Soviel war indes gewiß, daß diese Klamm eine höchst ungemütliche „Kegelbahn“ war und aus sehr bröckligem Gestein bestand. Ich mochte für etwa eine Stunde weiter aufwärts gestiegen sein, als ich ein ganz anderes, aber mir ebenfalls sehr unwillkommenes Geräusch hörte. Ich sah sofort nach dem nur streifbreiten Himmel hinauf, doch an ihm war keine Wolke sichtbar. Es hatte nämlich gedonnert, allerdings nur leise. Das Gewitter konnte demnach noch nicht nahe sein. Aber ein solches kommt hier in den Bergen mitunter sehr schnell herangezogen. Nach

⁶ Dies ist auf dem vom Verlag bereits im Jahrbuch 1924 auf Seite 80 veröffentlichten Bild erkennbar. Es gibt zugleich einen Rückblick abwärts in den Cañon, aber eine hohe, steile Wand, die sich auf seiner rechten Seite befindet, hatte ich damals leider nicht mit auf das Bild bringen können.

einiger Zeit hörte ich abermals Donner, aber noch immer aus weiter Ferne. Später bemerkte ich jedoch, daß an der [40] jenseitigen, hohen Wand des Cañons öfters Schatten vorbeihuschten. Wolken waren also nahe, und bald zogen sie denn auch über der Klamm hinweg.

Nun erreichte ich jene Stelle, wo ich seinerzeit aus der Klamm herausgeklettert war. Dieser „Ausgang“, eine kaum zehn Meter hohe, enge Spalte, befand sich an der linken Wand nach Osten zu. Für die letzte halbe Stunde etwa hatte ich mich an der rechten Seite der Klamm gehalten, weil es nach der andern zu steil gewesen war. Gerade hier, wo ich nun überwechseln mußte, lag genau wie früher eine Schneebank, die ihrem Aussehen nach nie fortzuschmelzen schien. Sie war gefroren, obgleich nicht ganz zu Eis, denn ich befand mich jetzt sehr hoch und in dünneren, kälteren Luftschichten. Mit den Stiefelabsätzen Schritt für Schritt Vertiefungen in die Schneekruste treibend, kam ich hinüber und kletterte dann mit einer für mich kaum nennenswerten Schwierigkeit in der Spalte der Wand hinauf und so aus der Klamm heraus. Gerade jetzt donnerte es abermals, und zwar lauter als vorhin. Hier oben, wo natürlich keine Bäume mehr wachsen konnten, bot sich eine gute, aber doch ebenfalls nur beschränkte Aussicht. Der Himmel bewölkte sich mehr und mehr und ließ nichts Gutes erhoffen. Ich bewegte mich in einem leicht ansteigenden, langgestreckten Felsbecken weiter, das nach der Wasserscheide führte und auch einen Blick nach ihr ermöglichte. Es zeigte sich ein unvergeßliches Hochgebirgsbild, als ich in dieses lange Becken, das von beiden Seiten durch steil abfallende Wände eingefast wurde, hineinschaute: bis weit nach der sich im Hintergrund hoch erhebenden Wasserscheide, die, sich quer vor das Becken legend, wie eine gewaltige Wand trotzend und drohend die [41] jenseitige Welt für ein jegliches Wesen abzuschließen schien.

Leider wurde mir die Schönheit dieser Hochgebirgslandschaft jetzt sehr schnell entzogen. Das Gewitter hatte sich inzwischen genähert, seine schweren Wolken umhüllten rasch alle Höhen und senkten sich dann bis auf die Sohle herab, so daß ich mich selbst wie im Nebel befand. Doch noch ehe die Blitze um mich her zu zucken begannen und das Krachen des Donners fast betäubend wurde, hatte ich bereits unter einem etwas übergeneigten Felsblock Schutz gesucht. Unter meinem wasserdichten Poncho sitzend, der nach einem bekannten Lied buchstäblich schon „manchen Sturm erlebte“ [Der alte Mantel], mußte ich das Ende des Unwetters abwarten. Ein weicher Schnee legte sich über die Landschaft. Als sich die Wolken einige Meter vom Boden wieder abgehoben hatten, brach ich schleunigst auf – zurück und hinunter nach meinem Lagerplatz. Wäre schönes Wetter geblieben, so hätte ich die Gletscher bald erreichen können, aber da die Wolken hier noch lange hängen bleiben würden, hieß es, so schnell wie möglich nach unten steigen, um bei einem wärmenden *camp-fire* (Lagerfeuer) sich „häuslich“ einzurichten und auszuruhen.

Einen andern in meiner Lage hätte dieser gescheiterte Versuch, die Gletscher zu erreichen, vielleicht verdrossen gemacht, doch da ich schon seit Jahren draußen mehr „zu Hause“ bin, als zu Hause selbst, Sonnenschein und Regen aufnehme wie sie kommen, ähnlich wie andere Unbehaglichkeiten im Leben, so war das einzige, was mir jetzt Gedanken machte, der Abstieg. Ich hatte besonders vorsichtig zu sein, denn Fels und Stein waren schlüpfrig geworden. Schließlich [42] gelangte ich, wenn auch nicht gerade frisch, so doch immerhin frei und froh in meinem „Hasenlager“ an. – – –

Wieder einmal schlug kurz vor der Morgendämmerung die Flamme eines Lagerfeuers in dem Cañon auf. Diesmal hatte ich jedoch mein Lager nicht in, sondern über dem Urwald. Ein gleich von hier aus unternommener Aufstieg mußte mir nicht nur Zeit, sondern auch körperliche Anstrengungen ersparen. Wenn auch hier oben Bäume nur vereinzelt standen, so hatte ich trotzdem am Vorabend genügend Brennholz zusammentragen können; es würde für den mehrtägigen Aufenthalt ausreichen. Ein schützender Urwald umgab mich also hier nicht. Indessen hatte ich die Nacht angenehm und warm zugebracht, und zwar in einer – Höhle. Hart vor der Oeffnung hatte ich das Feuer brennen; das Innere dieses felsigen Schutzes wurde dadurch gleichzeitig erleuchtet und erwärmt.

Mit dem Morgengrauen begann ich erneut den Aufstieg. Da während der letzten Tage sehr beständiges Wetter geherrscht hatte, so hoffte ich diesmal bis nach den Gletschern kommen zu können. Ohne daß sich etwas Nennenswertes ereignete, erreichte ich einen Höhenzug von etwas klobiger Gestalt. Rechts von ihm begann ein Gletscher. Auf diesen hielt ich zu, indem ich mich am Fuß des Höhenzuges hielt. Auch hier bewegte ich mich in einem Becken. Es war im Hintergrund von einem hohen, gewölbten Berg abgeschlossen, an dessen Abhang eben dieser Gletscher hing. Bald stand ich unmittelbar vor ihm, ganz unten an seiner Zungenspitze. Diese war jedoch durchaus nicht spitz, sondern erhob sich so steil und hoch vor mir, daß sie den übrigen Eiskeil samt dem hohen Berg [43] meinem Blick entzog. Wieviele Tonnen Eis

mochten sich wohl hier befinden? Gerade vor mir konnte ich in den Gletscher schauen; hier hatte sich eine Höhle in ihn hineingeschmolzen. An ihrer Decke hingen lange Eiszapfen, von denen Tropfen herabfielen. Aus dieser Eishöhle heraus kam also das Schmelzwasser geflossen, denn das felsige Bett des Gletschers wurde natürlich tagsüber von der Sonne erwärmt. Dieses Wasser war der Bach, an dem ich aufwärts gekommen war und der hier seinen langen Lauf begann, zuerst von Fels zu Fels und durch See um See dem geschilderten Zickzack-Wasserfall zueilend, um sich da in den tiefen Cañon zu stürzen, wo er sich mit andern zahllosen und oft in Kaskaden herabfallenden Gewässern vereinigte. Sie alle sind Quellbäche, die den Green River bilden. Dieser, den die zerklüfteten Berge zwingen, nach Norden zu fließen, nimmt da, wo er aus ihnen heraustritt, die entgegengesetzte Richtung ein, in einem anfangs noch engen, lieblichen Tal dahinfließend, das im Osten von der Windriverbergkette, im Westen aber von der Grosventrebergkette eingeschlossen wird. Sie beide senden von links und rechts dem Green River weiterhin Bach auf Bach und Fließchen auf Fließchen zu. So hier schnell anschwellend, erreicht der Fluß aber weiter südlich die wasserarme, weite Alkaliwüste. Sein rascher Lauf verlangsamt sich, und sein wunderbar grünleuchtendes, klares Wasser, in dem Forellen und andere Fische bis auf den Grund sichtbar sind und worin sich schneebedeckte und herrlich bewaldete Berge spiegeln, nimmt nun eine trübe Färbung an. Und wie er so seine ursprüngliche Farbe verliert, so verliert er weiter südlich auch seinen bisher mit Recht geführten Namen, dort wo er nicht **[44]** mehr durch hochragende Gebirgscañons laufen kann, sondern seinen Weg durch tiefeingesunkene Cañons der Hochebene und Niederungen nehmen muß. Mit einem andern Fluß, der dort unten im Süden an derselben Stelle ebenfalls seinen Namen einbüßt, als Colorado River vereinigt, rollt dieser die gewaltigen Wassermassen, die ihm vom Felsengebirge zufließen, durch den von mir schon wiederholt besuchten, wildromantischen Grand Cañon, um sich dann schließlich in Mexiko als breiter Strom in das größte Weltmeer zu ergießen. Hier, wo ich stand, war also „des Stromes Mutterhaus“, hier wurde er geboren. Als Vater hatte er den hohen Berg, und die an diesen geschmiegte große Eismasse war seine Mutter.

Ich erkletterte jetzt den bereits erwähnten Wall, folgte ihm nach links um die „Zungenspitze“ herum aufwärts und kam schnell höher und höher. Schließlich lag der Gletscher hinter und zum Teil unter mir. Vor mir aber bot sich ein überwältigender Blick. Hier sah ich die Wasserscheide endlich wieder, und zwar nun aus der Nähe. Wie verwettert, zernagt und zerfressen sie aussah! Was für fürchterliche Stürme mochten wohl schon seit Zeiten an ihr herumgetobt haben, besonders während der Wintermonate, wenn der feine, dünne Schnee vom Wind mit Fauchen, Heulen und Brummen über ihren Kamm hin und her gewirbelt wird! Dann wird sich wohl kein Tier, noch nicht einmal ein Adler nach hier oben wagen. Gerade jetzt aber lag um dieser rauh Zackigen Riesenmauer eine Friedensstille; kein Lüftchen regte sich. Es war überhaupt ein sonniger und wunderschöner Tag, obgleich es hier oben in der dünnen Luft natürlich nicht warm sein konnte.

[45] Hier, wo ich stand, breitete sich vor mir ein viel größeres Becken aus als das hinter mir liegende. Es zog sich unmittelbar und der Länge nach an der Wasserscheide hin und war bis zu meinem Standpunkt hinauf von einem gewaltig großen Gletscher angefüllt. Dieser erstreckte sich an einigen Stellen sogar bis an den Kamm der Wasserscheide selbst. Gerade vor mir war dieses große Eisfeld auch etwas eben. Ich konnte es gleich von hier aus beschreiten, was trotz der vielen drohenden Spalten nicht so gefährlich war, solange ich diesen fernblieb und mich nicht auf abschüssige Stellen wagte. Obgleich die Wasserscheide nahe war, ging ich dennoch nicht zu ihr hinüber, sondern folgte dem diesseitigen Rand des Gletschers. Sie wäre ohne Schwierigkeit und Zeitverlust doch nicht zu ersteigen gewesen. Heute war es nicht nur schon viel zu spät dazu, sondern ich war auch nicht genügend ausgerüstet, um etwa hier oben, wo es kein Holz gab, die Nacht zu verbringen.

Ein felsiges Hochland, so zerklüftet, zerrissen und wild, wie ich es im ganzen Felsengebirge nirgends gesehen habe und wohl auch nirgends wieder sehn werde, lag teils vor, teils unter mir. Es war der Wasserscheide, die im Hintergrund sichtbar war, vorgelagert, aber weiter nördlich. In dieser hochgelegenen Landschaft versuchte das Auge vergeblich einen Baum oder Busch zu erspähen; nichts als Fels, Wasser, Schnee, Eis, Wolken und Himmel. Auf einen Menschen, der nie allein weit ab von menschlichen Wohnungen war, nie allein ins Hochgebirge gestiegen ist und nie allein eine Todesgefahr erlebt hat, würde die Aussicht, die sich mir hier bot, wahrscheinlich abschreckend oder beklemmend gewirkt haben. In mir **[46]** selbst erweckte sie erst ein Gefühl der Bewunderung, dem ein Drang, ein Verlangen nach Unbekanntem, Abenteuerlichem oder nach Gefahr folgte.



Karl Budde am Gletschersee



Herabstürzendes Schmelzwasser
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.



Der Zidjadsee in den Windriverbergen
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.



Die Eishöhle am Fuß des Gletschers
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.

Mit Hilfe meines langen Fernrohrs tastete ich das vor mir liegende Gelände ab. Drüben an der Wasserscheide konnte ich nun fast alles deutlich sehn. Ob sie an dieser oder jener Stelle ersteigbar war, vermochten mir die Linsen jedoch nicht zu sagen, denn die Steilheit eines Berges ist nicht so gut berechenbar, wenn man ihn etwa in halber Höhe von einem gegenüberliegenden andern Berg betrachtet. In dieser Beziehung ist ein Berg unten von seinem Fuß aus besser abzuschätzen. Ferner war nicht gut zu erkennen, ob das zwischen hier und der Wasserscheide liegende Gebiet zu durchqueren war; es gab da manchen schroffen Felsrücken und manche seltsam verwiterte Anhöhe, hinter der vielleicht steile Abhänge oder breite Spalten sein mochten.

Vielleicht ist es angebracht, hier einige Worte einzuschalten, die über das allgemeine Aussehn des Felsengebirges Aufschluß geben können. Außer dem lieblichen Harz- und Rheingebirge habe ich sonst in Europa nur die Pyrenäen und andre kleinere Gebirge in Spanien und Portugal gesehn. Von den Alpen, die ich nie aufgesucht habe, sind mir zuweilen Abbildungen zu Händen gekommen. Nach diesen zu schließen, erheben sich die Berge in den Alpen im allgemeinen schlank und laufen ziemlich spitz zu, auch scheint jeder Berg mehr oder weniger für sich allein zu stehen. Hier im Felsengebirge dagegen, das ja ein ausgeprägtes Kettengebirge ist, reiht sich Berg an Berg und vielerorts so ineinander übergehend, daß sie dadurch das

Aussehn einer riesigen Mauer annehmen. [47] Dies trifft hauptsächlich für das eigentliche Felsengebirge zu; ich meine für jenen hohen, fortlaufenden Gebirgskamm, der gleichzeitig die lange Wasserscheide des amerikanischen Festlandes bildet. Aber auch die Bitter Root Mountains im Staat Montana und Idaho, und die Gros Ventre- und Teton Mountains im Staat Wyoming zeigen ein mauerähnliches Aussehn. Nebenbei bemerkt, gehören diese drei Gebirgszüge nicht mehr, aber auch nicht weniger zu dem eigentlichen Felsengebirge als z. B. die Rippen zu der Wirbelsäule. Jene drei liegen an der westlichen Abdachung des Festlandes, bilden also nicht die Wasserscheide. Aber auch dann, wenn die Berge im Felsengebirge nicht so nahe aneinander gereiht stehn, sind sie von wuchtigerem, massigerem, ja oft klobigerem Aussehn als die Alpenberge. Selbstverständlich gibt es auch hier Gipfel, die vielleicht ebenso schlank und spitz zulaufen wie die der Alpen, aber sie sind in der Minderzahl. Was nun die Höhe anbetrifft, so wird die der Alpenberge vom Fuß aus gerechnet wohl mehr betragen, als die der Felsenberge. Sie erheben sich nirgends über 10 000 Fuß von ihrer Umgegend. Diese aber ist allein schon an verschiedenen Stellen zwischen 4000–6000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, und aus diesem Grund weisen die Rocky Mountains eine größere Anzahl hoher Berge auf als die Alpen. Ich vermute nun, daß es mehr Zeit und Anstrengung erfordert, die Berge in den Alpen zu besteigen, und daß sie ferner trotz des Höhenunterschieds mehr und den Sommer hindurch länger Schnee tragen werden als die Felsenberge. Denn die Bergeshäupter sind hier der Hochebene ja verhältnismäßig nahe, und wenn diese im Sommer erwärmt [48] wird, so kann die von der Erde ausgestrahlte Wärme höhere Luftschichten erreichen, als es bei den Alpen der Fall ist. Da außerdem hinzukommt, daß die Felsenberge massiger und zusammengeschlossener stehen, so verlieren sie, sobald sie einmal im Sommer erwärmt sind, den Schnee sehr schnell, wohl im Gegensatz zu den Alpenbergen, die sich von ihrer Umgebung höher und weniger massig erheben und daher von Winden nachdrücklicher umstrichen und kühler gehalten werden. Nicht selten habe ich deshalb hier Gebirgszüge, die 10–12 000 Fuß über dem Meer liegen, am Ende des Sommers fast ganz schneefrei angetroffen. –

Während ich mit prüfenden Blicken den Abhang absuchte, um eine Stelle zu finden, die einen Abstieg vielleicht ermöglichen würde, tauchte ganz plötzlich drüben über dem Gebirgskamm eine drohende Wolkenwand auf, die jenseits von einem Sturm an der hohen Wasserscheide heraufgetrieben worden war und nun wie eine gewaltige Säule der Länge nach diesseits buchstäblich herabrollte, alles sofort einhüllend. Obgleich sich einige Wolken schon vorher gezeigt hatten, so überraschte mich dieses Unwetter doch vollständig. Trotzdem die Wolkenwand mich noch nicht erreicht hatte, machte sich hier immerhin ein naßkalter Luftdruck fühlbar. Er verursachte nicht nur ein leises Singen in meinen Ohren, sondern gab mir zugleich einen heftigen Schüttelfrost. Es machte mir Mühe, mit den rasch steif werdenden Fingern den schnell hervorgeholten Lederrock zuzuknöpfen. Das Gepäck umhängen, den wasserdichten Poncho überwerfen, durch dessen engen Schlitz ich den Kopf gar nicht schnell genug hindurchzwängen konnte, und dann rasch den breitkrempigen [49] Sombrero wieder aufgestülpt, so eilte ich schleunigst fort – zurück – dorthin, wo ich heraufgestiegen war, um dann weit unten im Urwald mein schützendes Lager wieder aufzusuchen. Aber ehe ich daran irgendwelche Gedanken knüpfen durfte, mußte ich vor allen Dingen überlegen, wie ich von dieser Hochebene, auf die ich gestiegen war, wieder hinabkommen könnte. Es war eigentlich ein hoher Tafelberg, auf dem nichts mehr wuchs und der fast ringsherum steil abfiel. An einer bestimmten Stelle aber war er mit einem andern, weniger steilen Berg verbunden, und zwar durch einen Bergrücken, der oben wie ein „Dach“ zulief. Er bildete so eine geeignete Wasserscheide für zwei in entgegengesetzter Richtung abfließende Bäche.

Der obere First dieses „Daches“ führte nicht etwa in gleicher Höhe zu dem andern Berg hinüber, sondern fiel zuerst allmählich ab, um dann, etwa auf halbem Weg, wieder aufzusteigen und sich so an den andern Berg zu ziehen. Seiner Gestalt wegen war dieser First wohl mit einem hängenden oder nicht straff angezogenen Seil zu vergleichen, und dieses „Seil“ mußte ich jetzt unbedingt aufsuchen. Ich wußte, wo es war, aber, obgleich ich so schnell wie möglich über die flache Höhe des Tafelberges hinwegeilte, hatte mich die Wolkenwand bald eingeholt, und zwar noch ehe ich irgendeine Stelle des steilen Randes erreichen konnte. Nun war nur noch wenige Schritte über dem Boden die Gegend erkennbar. Ich hielt an. Sich in Wolken oder in dichtem Nebel auf den Ortssinn zu verlassen, dazu hätte man zum mindesten ein Winnetou sein müssen. Zum Glück war mir die, wenn auch nur ungefähre Himmelsrichtung jenes „Seiles“ [50] erinnerlich, und wenn ich sie jetzt mit Hilfe des Kompasses innehielt, so mochte ich wohl die Stelle, wo

es anfang, doch noch auffinden. So den Kompaß als Führer gebrauchend, ging ich wieder weiter. Ich mochte etwa fünf Minuten gewandert sein, als ich abermals anhielt.

Ein seltsam prickelndes Gefühl machte sich in meinen Händen geltend und auch gleichzeitig im Gesicht. Was war das? Ich griff mich erstaunt an den Kopf, nahm halb willenlos den Hut ab und – ja, was war denn jetzt nur mit meinen Haaren los? Was zog und zerrte daran? Wie eine Antwort vernahm ich jetzt ein fortwährendes, leises Knistern. Wie seltsam! War das nicht gefährlich? Ich war ja vollständig mit Elektrizität angefüllt! Ich fühlte sie am ganzen Körper. Sie sprühte aus mir heraus. Ich vermittelte ihren Austausch zwischen Erde und Luft. Dieser Zustand beängstigte mich, denn ich kam mir vor wie ein Blitzableiter. Bislang hatte es weder geblitzt noch gedonnert. Dies mochte indes tief unten in den Tälern vor sich gehen, doch hier hatte ich noch nichts davon wahrgenommen. Aber wie dem auch sein mochte, irgend etwas hier abzuwarten, dazu verspürte ich wahrlich keine Neigung. Schleunigst nach dem Rand hin! Ich erreichte ihn schließlich auch, doch nicht da, wo das „Seil“ war. Hier konnte und wollte ich auch nicht hinunter. Ich mußte unbedingt den Uebergang finden, nur dann würde ich ohne Schwierigkeit am ehesten mein *camp* erreichen. Stieg ich irgendwo anderwärts ab, so war damit nicht nur Gefahr, sondern auch viel Zeitverlust verbunden.

Langsam und vorsichtig ging ich am Saum entlang. [51] Obgleich ich nur wenige Schritte vorwärtssehn konnte, so glaubte ich doch, jene Uebergangsstelle sofort zu erkennen. Aber ich ging und ging und fand sie doch nicht. Den Kompaß hatte ich schon längst in die Tasche gesteckt. Schon wollte ich umkehren, um in der entgegengesetzten Richtung am Rand entlang zu schreiten, als ich einen Windzug verspürte, der die Wolkenmasse etwas höher vom Boden hob. Wenn doch ein wirklicher Wind käme und dieses Nebelmeer bloß für einige Augenblicke zerstreute, damit ich mich zurechtfinden könnte! So wünschte und betete ich gleichzeitig. Aber es geschah nichts. Würden die Wolken vielleicht für mehrere Tage hängen bleiben? Als ich noch eine weitere Strecke in derselben Richtung dem Rand gefolgt war, kehrte ich schließlich um. Vielleicht war ich doch an der Uebergangsstelle vorbeigegangen. Wahrscheinlich war sie derart eingehüllt, daß sie in den Wolken ein ganz andres Aussehn bot, auch wenn ich nah an ihr vorüberkam. Ich ging jetzt also noch langsamer als vorhin, und jedesmal, wenn ich eine Stelle sah, die nicht ganz so steil war, hielt ich prüfend an und verglich in Gedanken ihr Aussehen mit jenem Punkt, wo das „Seil“ anfang. Doch jede Unterbrechung erwies sich als Zeitverschwendung. Plötzlich stellte sich wieder ein Windzug ein und diesmal – o joy! – kam er von Westen und hielt vor, allmählich stärker werdend. Das vom Osten gekommene Wetter hatte alles mit einer dünnen Schneedecke überzogen. Seine Kraft war aber schon jenseits an der Wasserscheide zerschellt worden. Es hatte nur noch mit Mühe über den hohen Kamm kommen können, wo es nun vollständig ermattete. Jetzt trieb der Gegenwind auch die Wolkenschicht wieder zurück, [52] und endlich, ja, da tauchte auch mein „Richtungsberg“ auf.

Allerdings war ich weit abgeraten. Nun aber ging ich mit schnellen Schritten auf die Stelle zu, wo das „Seil“ sein mußte. Als ich dort anlangte, hatte der Westwind, vom warmen Stillen Ozean heraufwehend, hier herum den Schnee schon fast völlig weggeschmolzen. Ohne irgendwelche Schwierigkeit kam ich nach dem andern Ende des „Seils“ hinüber. Von da ab brauchte ich nicht sehr hoch zu steigen, um auf die Höhe des Berges zu gelangen. Ich hatte aber noch nicht die Hälfte zurückgelegt, als ich auf seinem oberen Umriß wilde Bergschafe erblickte. Sie kamen gerade von jenseits herüber und hatten mich deshalb erst jetzt sehn können. Wie sie, so hatte auch ich sofort angehalten; ich rührte mich nicht. Seltsamerweise wandten sie sich jedoch nicht zur Flucht, sondern schauten unverwandt nach mir herab. Augenblickliche Gefahr schienen sie wohl deshalb nicht zu fürchten, weil ich ganz bewegungslos stand, und auch die zwischen uns liegende Entfernung zu groß war. Sie waren gerade auf dieses „Seil“ zugesteuert und hatten zweifellos nach dahin überwechseln wollen, von wo ich jetzt hergekommen war.

Der leichte Stutzen hing mir griffbereit vor der Schulter, und obgleich ich befürchtete, daß die geringste Bewegung die Tiere sofort verjagen würde, so nahm ich den „Vielschüssigen“ jetzt dennoch zur Hand. Wider Erwarten wurde das Wild noch nicht unruhig, und als ich alles auf den Punkt, wo es stand, genau eingestellt hatte, gab ich den ersten kaum hörbaren Schuß ab. Darauf eine schnelle Handbewegung, und schon ging der zweite Schuß los, dem ich eben so rasch einen dritten, vierten, fünften, ja sechsten folgen ließ. [53] Dann setzte ich an und langte nach meiner schweren, viel weiter reichenden Büchse. Während ich sie hoch nahm, um auch sie einzustellen, waren die Tiere verschwunden. Doch das kümmerte mich wenig. Ich war meiner Beute gewiß, ja, ich hatte das ganze Rudel fest, nämlich auf dem – Film!

Denn – was für Old Shatterhand der Henrystutzen ist, das ist für mich mein vielschüssiger Apparat, und was für Old Shatterhand sein langer und weittragenden Bärentöter ist, das ist für mich mein langausziehbares, weitreichendes Fernrohr, mit dem ich in der Ferne sonst kaum Erkennbares doch sicher erkunden kann.

Da jetzt auf das Wild nicht mehr anzulegen war, so hängte ich den leichten Apparat und das bedeutend schwerere Fernrohr zusammengeschoben wieder um, beide von mir seit Jahren mit den Spitznamen „Henrystutzen“ und „Bärentöter“ belegt. –

Als ich die erwähnte Berghöhe erreicht hatte, um von da an stets bergabgehend den schützenden Urwald zu gewinnen, kam die Sonne wieder zum Vorschein. Sie stand schon tief im Westen, wo über dem Gesichtskreis grad ein Himmelsstreifen sichtbar wurde. Im Osten dagegen hielt die Wolkenschicht noch alles umhüllt, und da der Westwind bereits nachgelassen hatte und anfang einzuschlafen, so mochte sich wohl jene auch während der Nacht an dem Gebirgskamm hartnäckig festklammern. Mein Lager aber war mir für diesmal sicher. – – –

Kaum hatte sich eines Morgens die Sonne über den Gebirgskamm erhoben, als sie mich schon an einem Punkt der Windriverbergkette erblickte, der mir von früheren Ausflügen in diese Gegend bekannt war. [54] Sehr früh war ich diesmal vom Urwald heraufgestiegen, schon das langsam erblassende Mond- und Sternenlicht hatte mich auf dem Marsch gesehen. Ein beständig wolkenfreies, schönes Wetter hatte bereits seit geraumer Zeit angedauert, und da gleichzeitig der warme Westwind wehte, so durfte ich wohl hoffen, diesmal nicht wieder so plötzlich wie bei meinem letzten Aufstieg vom Osten her überrascht zu werden.

Heute wollte ich jene Ausbuchtung „anpacken“. Ich stieg also, mit Nahrungsmitteln usw. gut versehen, an der Wand abwärts, und zwar dort, wo es mir seinerzeit am günstigsten erschienen war. Sogleich bemerkte ich einige von wilden Schafen zurückgelassene Spuren, die ebenfalls da hinab deuteten. Natürlich folgte ich ihnen, verlor sie aber oft auf dem Felsgestein. Die Spuren bestanden teils aus Dünger, teils aus kleinen Vertiefungen, die im losen, nicht groben Geröll von den Hufen eingetreten waren. Außerdem konnte ich an der ganzen Beschaffenheit des von dem Wild genommenen Wegs erkennen, daß es sich hier um einen seiner gewohnten Pfade handelte. Er war gewiß uralte. Es war den Tieren gar nicht eingefallen, hier oder da gefährliche Stellen zu benützen, um etwa schneller bergab oder bergauf zu gelangen. Nein, dieses Hochwild suchte sich seinen Weg da, wo es am mühelosesten klettern konnte, und dabei kam es ihm auf einen kleinen Umweg nicht an. So gelangte ich viel leichter, als ich gedacht hatte, an der Wand hinunter und schließlich auf sicherem Boden an. Hier befand ich mich in einem der Hunderte von Becken, die dem Gebirgskamm vorgelagert sind. Mehr oder weniger steile Felserhöhungen schlossen sie ein, und so hieß es jetzt: auf und ab, und hin und her. Da fast jedes Becken einen [55] See barg oder von einem Gewässer durchlaufen wurde, so konnte ich natürlich noch weniger geradewegs auf die Ausbuchtung zuhalten. Diese erblickte ich meist nur dann, wenn ich über eine der erwähnten Höhen herüberkam.

Als ich auf einer solchen einmal gerade angelangt war und über ihren etwas flachen Boden hinwegschaute, sah ich wohl an die fünfzig Ellen vor mir ein einzelnes Bergschaf, und zwar diesmal einen Widder. Er stand mir mit seinem am besten schmeckenden Körperteil zugekehrt. Aber schon fast in demselben Augenblick, als ich angehalten hatte, warf er mit einem Ruck den Kopf hoch und gleichzeitig nach rückwärts, als ob er meine Gegenwart geahnt hätte. Manches andre Tier hätte sich nun vielleicht noch erst vollständig umgekehrt, um mich für zwei oder drei Sekunden anzustarren und erst dann die Flucht ergriffen. Nicht so dieser Widder; wie von einer unsichtbaren Feder geschnellt, machte er sofort einen gewaltigen Satz nach vorn, um dann mit der Leichtfüßigkeit und Geschwindigkeit einer zierlichen Antilope über den unebnen Felsboden nur so hinwegzujagen und im nächsten Becken zu verschwinden. Schnell lief ich dorthin. Aber, obwohl es da für einige hundert Ellen Ausblick gab, war von dem Flüchtling nichts mehr zu sehn. Zweifellos hatte ich ihm einen ganz gehörigen Schrecken eingejagt. Für ihn gibt es aber auch keinen schlimmeren Feind als den Menschen. Dem Wolf oder dem Berglöwen (Puma), die auf das Bergschaf hier oben zuweilen mal losrennen, kann dieses Wild schnell ein Schnippchen schlagen, indem es sich auf solch gefährliche Klippen oder Abhänge flüchtet, wo kein andres Tier ihm zu folgen wagt. [56] Aber dem Menschen gegenüber mit seinem weitreichenden „donnernden Knüppel“ ist es auch an solchen Stellen nicht sicher. –

Einen Bären des Felsengebirges zu erlegen, gilt heute nicht mehr als der größte Ehrgeiz eines kühnen Jägers. Man kann ihn ja mit Hunden aufstöbern und ihm dann mit den heutigen furchtbaren Schußwaffen fast gefahrlos den Garaus machen. Mit viel mehr Mühe und Gefahr dagegen ist die Jagd auf das Rocky

Mountain Sheep oder Bighorn Mountain Sheep, wie dieses Bergschaf auch noch genannt wird, verbunden. Da es sich nicht nur weit ab von menschlichen Wohnungen aufhält, sondern auch auf hohen, schwer zugänglichen Felsenbergen, so muß der Jäger außerdem auch mehr Geld und Zeit anwenden, um das Gebiet dieses kühnen Hochwildes überhaupt erst zu erreichen. Dann, in den Bergen angelangt, ist es nötig, täglich auf die kalten, windbefegten Höhen hinaufzuklettern, wenn man ein Rudel Schafe erspähen will. Gelingt es dem Jäger schließlich, ein solches von weitem zu erblicken und selber unbemerkt zu bleiben, so muß er sich vielleicht in einem mehr oder weniger großen Bogen anpirschen, um vor allen Dingen in Schußweite zu kommen. Liegen aber gefährliche Hindernisse dazwischen, oder ist die Tageszeit schon zu weit vorgeschritten, so heißt es, den Jagdeifer für diesmal noch zu verbeißen, oder andernfalls einen tödlichen Absturz in Rechnung zu nehmen. Hat er aber wirklich einmal einen Widder mit der todbringenden Kugel erreichen können, so mag ihm seine Beute vielleicht doch noch entgehen, falls sie in einen gefährlichen Abgrund fallen sollte. So erfordert es nicht nur Geduld, Ausdauer, Abhärtung, Kraft und **[57]** Mut, sondern auch große Treffsicherheit, oft unter gewagten Fernschüssen. Denn wenn Widder in Rudeln sind, haben sie sich meistens so zerstreut, daß jeder einzelne einen bestimmten Teil des Geländes überschauen kann. Auf solche Weise bilden alle zusammen gleichzeitig Wachen, so daß der Jäger natürlich nur unter großen Schwierigkeiten zum Schuß kommt. Aus diesem Grund bildet der Kopf eines Widders die kostbarste Beute eines Jägers. Je dicker das Gehörn und je mehr es schneckenhausförmig gewunden ist, um so stolzer fühlt sich der Schütze, der einen derartigen alten Widder zur Strecke bringen konnte. Doch ebenso stolz fühlte ich mich, als ich einmal einen Schädel fand, den ein ungewöhnlich dickes und noch gut erhaltenes Gehörn schmückte. Ich fand ihn unten am Fuß einer sehr hohen, steilen Wand und vermutete daher, daß dieser Widder während eines Blizzards auf eine überhängende Schneebank geraten war und plötzlich mit dem nachgebenden Schnee in die Tiefe stürzte.

Im großen Gegensatz zu dem Hausschaf ist der wilde Widder von stolzer, stattlicher Erscheinung; er ist der Fürst auf den Spitzen und Domen des Felsengebirges und hat durchaus nichts mit der sprichwörtlich dumm aussehenden Haltung des zahmen Schafes gemein. Auch ist er nicht wie dieses mit Wolle, sondern mit langem Haar bekleidet, das allerdings etwas Wollähnliches an sich hat. Das Haar ist von hellgrauer Farbe, hat aber in andern Bergketten oft dunkleres Aussehen, d. h. es paßt sich der jeweiligen Felsfarbe an.

Auf einer meiner Reisen hatte ich ein lustiges Erlebnis. Ich befand mich damals auf einer den Windriverbergen westlich vorgelagerten Spitze und hielt **[58]** Umschau, als ich glaubte, ein leises Geräusch zu hören. Ich knupperte gerade an einer Tafel Schokolade, stellte aber diese angenehme Beschäftigung sofort ein, um angestrengt zu lauschen. Jedoch die tiefe Stille wurde durch nichts unterbrochen. Wieder ließ ich mir die Süßigkeit schmecken, aber nicht lange, so glaubte ich, das vorige Geräusch nochmals vernommen zu haben. Jetzt erhob ich mich leise und lauschte länger. Wirklich, da war das Geräusch von neuen. Vorsichtig schlich ich nach der Richtung hin, aus der es zu kommen schien. Dabei näherte ich mich dem einen Abhang, denn der Berg hier oben war keineswegs spitz zulaufend. Gerade als ich mich anschickte, über den Rand zu spähen, fing mein Ohr das Geräusch zum viertenmal auf; es klang, als wenn ein kleiner, flacher Stein leicht gegen einen andern gefallen sei. Wahrhaftig, da sah ich schräg unter mir ein Rudel – – ja, was für Tiere waren denn das? Was für Tiere konnten überhaupt hier oben etwas zu suchen haben? Wie eine Antwort wurde mir in demselben Augenblick ein leises, leises „meeeeeeeeh“ zugeweht. Richtig, wilde Ziegen! Ich duckte mich sofort nieder und kroch dann schnell nach einer günstigeren Stelle des Abhangs, wo zwei dicke Steine nahe beieinander lagen. Zwischen diese schob ich mich und, den Hut abnehmend, lugte ich über den Rand. Da waren sie wieder. Sie zogen gerade an einer kleinen Wasserlache vorbei, die von schmelzendem Schnee gespeist wurde. Einige tranken, die andern gingen weiter, alle im Gänsemarsch; zwei aber waren ihnen als Sicherung eine Strecke voraus. Sie verschwanden bald hinter einer Felsenecke, tauchten aber nach einer Weile etwas entfernter vor mir wieder auf und hielten auf eine bestimmte Höhe zu, **[59]** die einen Teil des Berges ausmachte. Vorhin hatte ich nicht das ganze Rudel zu Gesicht bekommen, jetzt aber konnte ich sie alle zusammen sehen. Ich zählte: Vier junge Ziegen und zwölf große. Eins der Geißlein blieb einmal stehen und ließ wieder ein schwaches „meeeeeeeeh“ ertönen. Es war noch unerfahren; auch trat es mehrmals unvorsichtig gegen lose Steine, wodurch das von mir aufgefangene Geräusch verursacht worden war. Die übrigen Tiere, und besonders die Alten, schritten trotz ihrer Hufe fast lautlos über den steinigen Boden hinweg. Bald gesellte sich noch Nummer 13 zum Rudel; in einiger Entfernung von den übrigen kam sie hinterhergebummelt: die Nachhut! Sie blieb häufig stehen und schaute

jedesmal ausgerechnet nach – – mir herauf. Sollte sie mich gewittert haben? Aber es war ja windstill, und ich befand mich doch viel höher als sie, sah außerdem sehr vorsichtig und nur so eben zwischen diesen dicken Steinen hindurch. Ich beschloß, mich zu zeigen. Den Kopf über die Steine hebend, war ich gerade im Begriff, mich aufzurichten, als mir im selben Augenblick ein fürchterlicher – ich gestehe es – Schreck in die Glieder fuhr. Keine Armlänge von mir schaute ich nämlich direkt in die Glotzaugen eines langbärtigen Ziegenbockes. Wir sahen uns erst gegenseitig wie gebannt an, vielleicht eine halbe Minute lang. Der scharfe, durchdringende Geruch, der von diesem Schreckgespenst ausströmte und mir in die Nase stieg, brachte mir schließlich meine Fassung zurück. Himmel, war das aber ein großer, feister Bengel! Er hätte mich wohl mit Leichtigkeit über den Haufen werfen können. Mein Schreck wechselte mit einem schwülen Gefühl, aber nun schien auch Meister Ziegenbock sich von seiner **[60]** Ueberraschung zu erholen, denn er fing an, den Atem kurz und kräftig durch die Nase zu stoßen, während er jedesmal sein mit scharfgespitzten Hörnern geschmücktes Haupt wie aus Höflichkeit zu mir verneigte. Ich hatte noch immer kein Glied gerührt, als ich mich aber jetzt aus meiner sonderbaren Stellung erhob, begann der Barträger wütend mit den Vorderbeinen auf den Steinboden zu stampfen. Schon wollte mir wieder schwül werden, doch bemerkte ich jetzt zu meiner Beruhigung, daß sich der Bock nicht sicher fühlte. Er fing nämlich an, vor meinem Blick langsam zurückzuweichen, ohne aber den Kopf von mir zu wenden. Dann schob er sich regelrecht rückwärts, indem er mit den Hinterhufen den Boden abtastete. Das ganze Rudel unten schaute uns starr zu. Jetzt aber machte ich mir in spaßhafter Weise Luft. Ich stieß ein Gebrüll aus, das einem „old time“-Indianer alle Ehre gemacht haben würde. Dadurch verwandelte ich den vornehmen Rückzug meines Erschreckers in eine beschämende, kopflose Flucht. Nun rannte er wie besessen den steilen Berg hinunter, aber das flöste mir keine Verachtung, sondern große Bewunderung für ihn ein; solch ein sicheres Bergabrennen hatte ich für unmöglich gehalten. Ehe der Flüchtling das Rudel erreichte, setzte sich dieses schon in Bewegung, und dann waren alle im Nu um den Berg herum verschwunden.

Erst jetzt kam mir zum Bewußtsein, wie lautlos dieser Bock sich nach hier oben geschlichen hatte, trotz der Windstille. Seine Absicht war ohne Zweifel, von hier oben aus die Umgegend zu erspähen. Er mußte im gleichen Augenblick, in dem ich mich hatte erheben wollen, bei den dicken Steinen angelangt sein, denn **[61]** sonst würde ich ihn – – gerochen haben. Der Geruch – fast hätte ich Gestank gesagt – dieses kühnen Zweihufers war nämlich geradezu beleidigend gewesen und mit dem einer zahmen Ziege auch nicht annähernd zu vergleichen. Meine Annahme, daß jene einzelne Ziege allein die Nachhut ausmachte, war also falsch gewesen. Jetzt wußte ich auch, daß sie nur meines unerwarteten Besuchs wegen wiederholt nach oben geschaut hatte. Wie vorsichtig diese Tiere sind! Und wie lautlos und sicher sie sich an diesen Abhängen entlang bewegen! Sie haben aber auch alle Ursache, stets auf der Hut zu sein, denn abgesehen vom schlimmsten Raubtier, dem Menschen, ist ihr gefürchtetster Feind der geschmeidige Berglöwe oder Puma.

Was für die Prärie der fast ausgestorbene Büffel war, ist für das Felsengebirge diese wilde Ziege; beide weisen, besonders von der Seite gesehen, große Ähnlichkeit miteinander auf. Beiden haben die gewaltig hohen Schultern gemeinsam, die den Hinterkörper viel niedriger erscheinen lassen; beiden tragen eine Mähne und einen Bart, und beide lassen den Kopf herabhängen. Auch ihre starken, knochigen Beine ähneln sich. Nur die Stellung und Größe ihrer Hörner ist verschieden, und obwohl beide Tiere auch in ein langhaariges Fell gekleidet sind, so unterscheiden sie sich durch dessen Farbe bedeutend, denn diese Ziegen hier waren – – weiß.

Die erwähnte Höhe ermöglichte einen Blick nach der Ausbuchtung hin. Diese hatte aber von hier gesehn gar nichts Ausgebuchtetes mehr an sich, und es schien mir jetzt fraglicher als zuvor, ob dort die Wasserscheide zu übersteigen war. Ich nahm mir jedoch keine Zeit, mit dem Fernrohr, das im Gepäck untergebracht **[62]** war, erst lange Umschau zu halten. Was vor allen Dingen nottat, war Eile. Also, so schnell wie möglich nach der Wasserscheide vordringen und jenseits ebenso schnell wieder absteigen, um möglichst noch vor völligem Dunkelwerden die drüben gelegene Waldgrenze zu erreichen. Denn hier oben, in der dünnen kalten Luft ohne Lagerfeuer die Nacht zu verbringen, wäre mehr als ungemütlich gewesen.

Wieder in einem Becken angelangt, ging ich weiter auf die Wasserscheide zu, ohne sie selbst sehn zu können. Bald mußte ich aus dem Becken wieder hinaus, wieder über eine Felshöhe, wieder in ein Becken hinunter und so fort. Dabei kletterte ich zuweilen über grobes Geröll hinweg, watete durch eiskaltes Wasser oder stampfte mühsam langsam durch mehr oder weniger tiefen Schnee. Einmal folgte ich für eine kurze

Strecke einem sanft abfallenden Becken, dessen Sohle nicht nur flach wie eine Straße war, sondern auch ein gepflastertes Aussehn hatte. Auf ihr hatte nämlich ein nun längst verschwundener Gletscher geruht, und die unter diesem liegenden großen und kleinen Steine waren mit der Zeit durch sein Gewicht und langsames Schmelzen und Abwärtsgleiten vollständig abgeflacht worden. Ueber diese Pflastersteine, und wo sonst immer es möglich war, ging ich im Eilschritt. Einige Zeit später gelangte ich an das erste Hindernis. Ich war in einem diesmal sanft aufwärtsführenden Becken einhergewandert, das plötzlich zu Ende kam. Hier stand ich vor einem Abgrund, der durch die eine Seite einer großen Schlucht gebildet wurde, die sich dem bisherigen Weg gerade quer vorlegte. Die gegenüberliegende Wand war viel höher als die diesseitige. Grade da nun, wo ich stand, hatte sich ein kleiner [63] Gletscher eingeklemmt, den ich zuerst beim Näherkommen bloß für eine große Schneebank hielt. Der auf ihm liegende Schnee betrug kaum zwei Zoll, und ohne einzusinken war ich bis an die Stelle gekommen, wo der Gletscher vollständig abgebrochen war und senkrecht an der großen Schlucht abfiel. Hier konnte ich nicht hinunter. Das war enttäuschend, um so mehr, da ich sehn konnte, daß die gegenüberliegende Wand ersteigbar war und also für ein weiteres Vordringen nach der Wasserscheide kein Hindernis bot.

Nun ging ich nach links hinüber, wo eine ganz niedrige, kleine Fels Höhe etwa wie eine Insel aus dem Gletscher ragte. Von der Felsinsel aus sah ich, daß sie ebenfalls steil nach der Schlucht abfiel und daß es drüben, wo sich der Gletscher an die andre Lehne dieses Beckens hinzog, eine „rillenartige“ Vertiefung gab. Hinübergehend folgte ich ihr vorsichtig. Hier war es nicht so steil, und die Lehne bot sogar an mehreren Stellen Halt für die Hände. So kam ich tiefer, schließlich nach links um eine Art Felsecke, und – *gracias à dios!* – gelangte da an eine Stelle, wo die Wand der Schlucht gar nicht so steil abfiel. Hier war ein Abstieg möglich. Je tiefer ich nun stieg, desto mehr war die Schlucht zu überschauen. Wenn ich nicht schon so viel im Felsengebirge herumgeklettert wäre, so hätte mir dieser Cañon unheimlich vorkommen können. Mit der in ihm herrschenden wahren Totenstille hätte er einem andern Eindringling vielleicht ein beklemmendes Gefühl verursacht. Kein Baum, kein Vogel, kahle, starre und hohe Felswände! Aber rücksichtslos entheiligte ich die feierliche Stille durch Steine, die sich unter meinen Füßen loslösten und mit hohlklingendem Rollen in die Tiefe stürzten. Nicht [64] so schnell wie diese meine Vorläufer kam auch ich unten an, durchschritt die Sohle und stieg an der hohen Wand aufwärts, die mir seit so geraumer Zeit jede Ausschau nach meinem Ziel verwehrt hatte.

Ich war bisher immer in hastiger Weise vorgedrungen und hatte mir, obgleich ich dabei manche Höhe erklommen hatte, noch keine Rast gegönnt. An dieser Wand jedoch nahm ich mehrere Ruhepausen. Als ich dann oben anlangte, konnte ich in ein längliches, mit einem See angefülltes Becken hinunterschauen. Nach links war die Aussicht durch eine steile Felswand versperrt; nach rechts hin lag der das Becken abschließende Höhenzug da und dort mehr oder weniger weit vom Ufer des Sees ab. Gerade nach vorn nun zog sich das Becken für eine Strecke sanft aufwärts. Von da an aber mußte es nach jenseits abfallen, denn man konnte von hier gerade in das Blaue schauen: kein Berg oder Höhenzug verwehrt dort die Aussicht. Diese Stelle war verhältnismäßig schmal, und obgleich es da herum ganz anders aussah, als ich damals von weitem mit dem Fernrohr erkundet hatte, so vermutete ich jetzt doch, daß es eben die erstrebte Ausbuchtung war. Diese Beobachtung stellte ich indes nicht etwa auf der Höhe an; dort hatte ich überhaupt nicht angehalten. Nein, ich machte sie in derselben Zeit, als ich schon wahre Steinlawinen vor mir her in das Becken hinunter donnern ließ. Der Abstieg war nämlich durchaus nicht schwierig, und ich langte schnell unten an.

Am linken Ufer des Sees entlang lag ein fürchterliches Geröll, das aus kleinen und großen von der hohen Wand losgebrochenen Felsblöcken bestand. Trotzdem man dort nur langsam vorwärts kommen [65] konnte, schien diese Seite keine großen Hindernisse zu bieten. Am rechten Ufer gab es nicht nur viel mehr Schnee als diesseits des Sees, sondern von der Höhe zog sich auch ein Gletscher herunter, der einen Achtung gebietenden Wall von Geröll vor sich hergeschoben hatte.

Während ich mich mühsam am linken Ufer des Sees entlang arbeitete, konnte ich erkennen, daß dieser See und Gletscher noch diesseits der Wasserscheide angehörten. Bevor ich aber das obere Ende des Beckens erreichte, wurde sein Ufer viel besser gangbar. Wirkliches Ausschreiten war nun möglich, und bald befand ich mich in der Ausbuchtung, wieder etwas bergan gehend. Hier watete ich durch Schnee und auch Wasser, das murmelnd nach dem bereits hinter mir liegenden See abfloß. Noch immer sah man nach vorn zu ins Blaue, bis endlich der Boden unter mir allmählich abfiel und – ja, da konnte ich jetzt abwärts schauen

in einen engen, sehr tief gelegenen Cañon hinunter, in dessen Sohle ein ziemlich breiter Bach, weiß und in der Sonne glitzernd, eiligst dahinschäumte. Und woher kam all sein vieles Wasser? Grad von hier oben, wo ich stand; hier war sein Kopf, sein Quellsitz, denn ich stand am obersten Rand eines Gletschers, der tief in den Cañon hinunterging, bis da, wo der Bach unter ihm hervorquoll, also ähnlich wie bei jenem „Höllentor“.

Ich hatte mein Ziel erreicht: – die Wasserscheide!

Nun hieß es aber ein Nachtlager gewinnen. Was ich kaum für möglich gehalten hätte, sah ich hier oben. Da weit unten im Cañon gab es – Bäume, wirkliche Tannen. Sie standen natürlich nicht dicht, und es sah [66] seltsam auf, wie sie im Gegensatz zu der schrägsteil aufwärtsstrebenden Cañonwand doch selber so schlankgerade und aufrecht gen Himmel wiesen.

Ich hatte, auf einem Felsblock sitzend, mich für eine Zeitlang ausgeruht, begab mich aber nun nach der linken Seite der Ausbuchtung hinüber und fing an, bergab zu gehn. Aber ich kam nicht sehr weit, es wurde zu abschüssig. Ich hätte eine Picke haben müssen, um mit ihr Stufen in das Eis zu treiben und damit wäre ich weder heute, noch morgen fertig geworden.

Enttäuscht, aber nicht entmutigt, denn ich nehme alles mir in der Natur scheinbar Entgegenwirkende als etwas Selbstverständliches hin, stieg ich wieder zurück. Warum sollte ich meine schon so oft auf die Probe gestellte Ruhe verlieren, wenn noch gar keine Lebensgefahr drohte?

Wieder die Wasserscheide überschreitend, glitt ich eine Strecke nach dem See zu hinunter, wandte mich dann aber nach links und stieg jene von dem Gletscher angefüllte, bereits erwähnte Seitenlehne empor. Jetzt wollte ich vor allen Dingen und noch vor Dunkelwerden den nächstgelegenen höheren Punkt der Wasserscheide erklimmen, um wenigstens eine gewiß großartige Umschau noch genießen zu können. Was dann werden sollte, wenn die Nacht kam, darüber wollte ich mir gerade jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Der Aufstieg in dem Becken bot gar keine Schwierigkeiten; streckenweise ging ich sogar auf dem Gletscher einher, der nur wenig steil nach dem See abfiel. Die rechte oder gegenüberliegende Lehne war an einer Stelle sehr steil. Trotzdem war sie von oben bis unten auf den Gletscher hinunter mit Schnee und Eis geradezu überzogen. Durch diesen weißen Überzug nun schaute [67] etwas Fremdartiges hervor, nämlich ein – – Berggespenst!

Wie aber alle Gespenster, so war auch dieses ungefährlich. Es bestand aus einem seltsam hervorstechenden Felsgebilde, das fast wie ein in einen Mantel gehüllter Mönch aussah, der einen halb tierischen, halb menschlichen Kopf trug. Oben auf der steilen Lehne, weiter nach rechts von dem „Gespenst“, ragte ein Fels kühn in die Luft. Er sah aus wie ein gewaltiger Bienenkorb. Ich taufte ihn Beehive (Bienenkorb) und diesen Gletscher nannte ich des Gespenstes wegen „Spookglacier“ (Spukgletscher). Schon manche derartige „Taufe“ habe ich hier in den Windriverbergen vorgenommen.

Oben angekommen, wechselte ich von der Seiten- nach der Rücklehne des Gletschers über und stand bald, diesmal aber viel höher, abermals auf der Wasserscheide. Wirklich bot sich hier eine viel weitere Aussicht, besonders nach Osten und Südosten hin. Leider jedoch konnte ich von der schönen, stolzen Wasserscheide fast gar nichts sehn, eben weil ich mich grad auf ihr befand und im Norden und Süden, in welcher Richtung sie verlief, je ein Bergeshaupt den Ausblick versperrte. So auch nach Westen und Südwesten, wo sich, mir ganz nah, ein Dom erhob, der fast ganz mit Schnee überzogen war. Über ihn lief natürlich die Wasserscheide. Doch ich verspürte jetzt keine Lust, noch höher und etwa auf diesen Dom zu steigen. Ich schaute nach Osten hin.

Welch eine kalt-, stumm- und starrausehende Hochgebirgswelt gähnte mir von da entgegen!

Ein Schreckgedanke von der kurzen Dauer eines Blitzes kam auf, den der nächste Gedanke aber sogleich [68] lächelnd abtat. Doch ich griff den ersten wieder auf, um ihn, ungehindert von meinem Willen, auf die Einbildungskraft wirken zu lassen.

Das Gefühl einer endlosen Verlassenheit, eines untröstbaren Insichzusammenfallens kam auf mich zugekrochen, hielt mich gepackt. Es wollte mich glauben machen, daß die ganze übrige Erde mit allen Menschen vernichtet worden wäre, und daß ich ganz allein mit dieser felsigen und eisigen Hochgebirgswelt übrig geblieben sei. Denn keine stattlichen Berge erhoben sich drüben, nach keiner sonnigen Tiefebene konnte das Auge da hinüberschauen. Nur hohe, kahle, gewaltige Höhenzüge, teils abgeflacht, teils rollend, drohten da mit einer trotzbenden, rücksichtslosen und unbeschreiblich rauhen Einöde herauf.

So die Einbildungskraft, sonst noch Phantasie genannt. Und der Wille?

Pah! Meinetwegen mag die ganze Menschheit verschwinden. Solange ich nicht zu hungern, dürsten und frieren brauche, würde ich schon alles daran setzen, mich auch in dieser Hochwelt einzuleben. Hat doch die Schöpfung in mir, neben diesem meinen Willen, eine viel sonnigere, lebendigere und größere Welt gestaltet, als die ich hier überschauen konnte!

Was ist eigentlich Einbildungskraft? Wohl Gedanken, die sich auf Vermutung, Wunsch, Befürchtung und Erschrecken aufbauen. Das letzte z. B. schuf die eben geschilderte Einbildung, und ein Karl May schuf sich seinen Winnetou als Folge eines *W u n s c h e s*, nämlich: einen wahren Freund zu besitzen.

Und was ist Willenskraft?

Wohl Gedanken, die ein bestimmtes Ziel erreichen wollen. So z. B. mein Vorhaben, nach dieser Stelle **[69]** der Wasserscheide vorzudringen. Oder auch Karl May, der sich fest vornahm, als Sühne für eine Jugendverfehlung die Menschheit reich zu beschenken. „– ich gab euch alles, was mir Gott gegeben – –.“

[LuS¹⁹¹⁰, S. 320 // „Ich“ GW34¹⁹¹⁸, S. 506]

Was ich sah, ähnelte also jener Ausschau, die sich mir damals vom „Höllentor“ aus bot. Da aber hier der Blick viel umfassender war, und diesmal kein trübes Wetter die Aussicht beeinflusste, so wirkte die Landschaft viel wuchtiger. Vorhin hatte ich gehofft, wenigstens an einer Stelle irgendwo weit nach Osten in die Ebene hinunter schauen zu können. Aber alles machte den Eindruck, als wenn die fürchterliche Felseinöde sich weiter und endlos nach Osten zu fortzöge.

Als ich vorhin die Landschaft überblickte, war ich nicht in der Lage gewesen, mich genügend zurecht zu finden. Das „Höllentor“ war von meinem jetzigen Standpunkt und nach meiner Schätzung rund zehn Meilen südlich. Zwischen dort und hier lag die höchste und, wie ich behaupten will, großartigste Strecke des ganzen Nordamerikanischen Felsgebirges. Von dieser Zehn-Meilen-Strecke nun war von hier aus fast gar nichts zu sehn. Nur im Südsüdosten gab es einige Meilen zurück einen andern, viel höhern Berg. Sein Umriß verlief etwa wie ein scharf angezogener Bogen. Ihm eng angeschlossen oder zu ihm gehörend gab es zwei spitze Bergkegel. Dieser Drillingsberg war von beträchtlicher Höhe, trug Schnee und auch einen hängenden Gletscher, der sich bereits etwas losgelöst hatte und eine klaffende Spalte zeigte. Das ganze Aussehn dieses „Drillings“ ließ ihn mir zur Wasserscheide gehörig vermuten, obgleich ich ihn im Gedächtnis nirgendwo in dieser Zehn-Meilen-Strecke der Wasserscheide unterbringen konnte.

[70] Doch links von dem Drilling, also noch weiter nach Osten zu, gab es wieder einen domförmigen Gipfel, der sich erst nach einiger Betrachtung als ein alter Bekannter entpuppte. Ja, diesen hatte ich vom „Höllentor“ aus erspähen können. Er sah jetzt allerdings etwas anders aus, denn da ich von hier nach Südsüdosten schaute, zeigte er mir gewissermaßen seinen Rücken. Aber er war bestimmt derselbe Geselle, dafür hatte er eine zu eigene Gestaltung.

Diese alte Bekanntschaft erneuernd, fühlte ich mich hier unter den Bergriesen wieder ordentlich „zu Hause“.

Einen Teil des im Osten gelegnen gewaltigen Höhenzuges hatte ich viel eher wiedererkannt; er trug nämlich einige alleinstehende Felserhöhungen, die mir unvergeßlich waren und etwas Burgähnliches an sich hatten. Auch er sah „ganz verdreht“ aus, denn vom „Höllentor“ betrachtet, hatte er sich nach rechts gezogen, lief aber hier nach links ab.

Was ich jetzt von jenen rauen Höhenzügen sonst noch überschauen konnte, war damals vom „Höllentor“ nicht sichtbar gewesen. Zwischen ihnen und meinem Standpunkt lag ein langes und mit der Wasserscheide ungefähr gleichlaufendes Becken. Es war so tief, daß man sein Bett nicht sehn konnte. In dieses Becken, und gleich zu meinen Füßen anfangend, zog sich ein wahrer Riese von Gletscher hinunter, der die diesseitige Lehne noch zu bekleben schien, etwa wie ein erstarrter Wasserfall über einem ungeheuren langbreiten Wehr. Diese gewaltige Eismasse zog sich rechts von mir, aber auch noch nach rückwärts, auf die bereits erwähnte und mir ganz nahe Bergkuppel hinauf.

Als ich alles, was von hier zu überschauen war, genügend **[71]** betrachtet hatte, mußte ich mich nun endlich nach einer Stelle, wo die Nacht verbracht werden sollte, umsehn. Umzukehren, um etwa in irgendeiner Felsennische Obdach zu nehmen, dazu verspürte ich keine Neigung. Weil rechts von mir die mit Eis überzogene Kuppel sich erhob, und nach links hin der Gletscher und die Wasserscheide abfielen, so ging ich jetzt nach vorn, also nach Süden zu, ohne höher oder tiefer steigen zu müssen. Aus der Eisdecke erhoben sich einige flache Erhöhungen, die sich wie Inseln ausnahmen. Ich „zickzackte“ von einer nach der andern, um dadurch so wenig wie möglich auf dem Eis einhergehn zu müssen, auf dem Wasser abwärts

floß. Es rührte von schmelzendem Schnee her, der oben die Kuppel bedeckte. So watete ich zeitweise in eiskaltem Wasser, das mir bis über die Knöchel reichte. An einigen Stellen gab es Spalten in der Eisdecke. Sie waren kaum zu sehn, denn das Schmelzwasser bestand nur aus halb geschmolzenem Schnee, der wie ein dicker Brei auf dem Gletscher hinunterglitt. Daher kam es, daß ich zwei- oder dreimal in allerdings nur enge Spalten trat; ich mußte daher langsam gehen, um einem Verrenken der Füße vorzubeugen. So nach Süden gehend, gelangte ich an eine Stelle, die nicht nur viel weniger Eis aufwies, sondern auch nach der genannten Richtung zu abfiel und ähnlich wie nördlich zu einer Ausbuchtung führte. Auch dieser „Sattel“ lag gerade auf der Wasserscheide. Hier gab es nun eine, wenn auch nur schmale Aussicht nach Westen. Wie bei jener Ausbuchtung, so konnte man hier ebenfalls für eine kurze Strecke in einen sehr tiefen Cañon blicken. Es gab keinen Gletscher, aber aus dem Sattel kommendes Schneewasser floß nach **[72]** dort hinunter. Auch da weit unten waren einige Tannen zu sehn. Sie standen aber derart vereinzelt und an einer solch steilen Wand, daß da wohl kaum für ein Nachtlager genügendes Brennholz zu sammeln gewesen wäre.

Obwohl es weiter abwärts viel besser bestellt sein mochte, war es für einen, wenn überhaupt möglichen Abstieg schon zu spät geworden. Da es gerade hier am obern Rand des „Sattels“ einige Felsklippen gab, beschloß ich gleich hier, so gut es eben gehen wollte, die Nacht zu verbringen. Daß der Wärmemesser vor Sonnenaufgang weit unter dem Gefrierpunkt anzeigen würde und es mir nicht leicht werden dürfte, die durchnäßte Fuß- und Beinbekleidung vom Anfrieren zu bewahren, das war nun einmal in dieser dünnen Hochluft nicht zu verhindern. Doch laß kommen, was da wollte! Zum Geier mit den kleinen Sorgen dieser Welt! Derartig unnötigen Ballast hatte ich schon seit Jahren abgeworfen. Immer das Bestmögliche aus dem machen, was sich bietet, und die Sonne wird dann schon von selbst aufgehen, so denke ich meistens. Wer viel auf Reisen ist, gibt sich überhaupt kaum mit Sorgen ab, und auf ihn haben die vom Heiland gezeigten törichtesten Fragen: „Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Womit sollen wir uns kleiden?“ [Matthäus 6:31] tatsächlich kaum Bezug.

Es ist ja begreiflich, daß man sich gelegentlich im Leben um dies oder das sorgenvolle Gedanken macht. Darf man indes dafür eine besondere Gutschrift im Buch des Lebens erwarten? Ein Old Shatterhand trauerte um seinen Winnetou nur eine halbe Woche, dann aber galten für ihn die treffenden Worte des Heilands: „Lasset die Toten ihre Toten begraben!“ [Matthäus 8:22] **[74]** Und Old Shatterhands Geist überwand die in seiner Lage nachteiligen Stimmungen des Herzens.

Rauhe Witterung hatte den Klippen stark zugesetzt, sie sahen zernagt und zerfressen aus. Hoch waren sie nicht, boten aber dennoch etwas Schutz, wenigstens gegen den von Westen und hier oben sich kalt anfühlenden Wind. Ich legte das Gepäck ab, entnahm ihm eine Blechbüchse und stieg nach dem nahen Sattel hinunter, um sie mit Wasser zu füllen. Beim Wiederaufwärtssteigen fühlte ich erst, wie ermüdet der Körper geworden war. Ich machte es mir bei den Klippen so angenehm wie möglich. Gerade hier gab es weder Schnee noch Eis. Das Lager, wenn man es so nennen konnte, befand sich also gewissermaßen auf einer Insel in dieser Eiswelt.

Am Gesichtskreis herum war es inzwischen wolkig geworden, aber hier, also grad über mir, gab es noch blauen Himmel. Als ich mich niederließ und anfang, den Heißhunger – tagsüber hatte ich nichts gegessen – an den mitgenommenen Vorratsmitteln zu stillen, vernahm ich ein schwaches Donnern, erst aus Südwesten und dann auch aus Osten. Hoffentlich toben sich die Gewitter unten in den Ebenen aus, so dachte und wünschte ich zugleich. Nachdem ich mich gesättigt hatte, ging ich um die Klippen herum und schaute nach Westen, wohin die weiteste Aussicht möglich war. Deutlich war im Westen der fallende Regen zu sehen; es goß dort wahre Ströme. Da, wo sich die Wolkenwand ein wenig über den Himmelsrand erhoben hatte, gab es einen hellen apfelsinengelben Schein, der von dem Nachglühen der untergegangenen Sonne herrührte. Es bot sich mir jetzt ein Schauspiel, wie ich es gerade so nur selten **[74]** gesehen habe. In schweren, langen, geraden Strähnen fiel der Regen von der Wolke herab, erst tief unten eine leichte Biegung machend, ein Zeichen, daß über dem Erdboden hinweg ein Wind trieb. Teils in und teils unter der Wolkenschicht zuckten die Blitze, die dem Wolkengebilde und dem fallenden Regen jedesmal eine grelle und ganz andere Beleuchtungsfarbe gaben. Zuweilen fuhren die Blitze scheinbar für Meilen lang hinter der Wolke einher, so ihre einzelnen Schichten und Lagen hell erleuchtend. Noch deutlicher wurde alles erhellt, wenn ein solcher, nicht nach der Erde schlagender Blitz sich zu tausend kleineren, aderförmigen Blitzen auflöste und die ganze Wolke wie ein schimmerndes Netz erscheinen ließ. Einmal kam zufällig von rechts und links, also von

Norden und Süden, je ein dicker Blitzstrahl, vereinigte sich ungefähr in der Mitte der Wolke und fuhr dann als ein einziger armbreiter Strahl nach der Erde hinunter. Dieser T-förmige Blitz schien minutenlang anzudauern, aber in Wirklichkeit wohl nur den Bruchteil einer Sekunde. Jedenfalls mußte er eine bedeutende Entladung verursacht haben, denn nach einiger Zeit ließ sich ein Donner hören, der vernehmbarer für das Ohr war als die vorherigen. Der Entfernung wegen hatte es nur dumpf geklungen, aber es war ihm anzuhören gewesen, daß der Blitz zuerst mit einem wahren Kanonenschlag die Erde erreicht haben mußte, dem dann ein langandauerndes Rollen folgte.

Schon als ich vorhin beim Essen hinter den Klippen saß, hatte der Wind an Heftigkeit nachgelassen. Jetzt war es vollständig windstill geworden. Über mir zeigte der Himmel noch immer ein klares Blau, ebenso im Norden. Das im Westen tobende Wetter schien also [75] nicht näher kommen zu wollen. Es zuckte immer seltener in der dortigen Wolkenschicht auf. Aber während ich in der Dämmerung noch Einträge ins Tagebuch machte, wurde im Südsüdwesten und Süden immer lauter werdender Donner vernehmbar. Auch von Osten grollte es zuweilen. Es schien also kein örtlicher, sondern ein allgemeiner, sich vielleicht über mehrere Staaten erstreckender Gewittersturm zu sein. Es war nach meiner Uhr, die ich auf meinen Wanderungen stets nach der Mittagslinie einstellte, genau zwanzig Minuten vor acht, als das aus Süden angekündigte Gewitter losbrach. Da es nur Schutz nach der Seite, aber kein Obdach an diesen Klippen gab, so verkroch ich mich ganz unter den wasserdichten Poncho. Auf diesem verursachten die dicken und dichtfallenden Regentropfen einen wahren Trommelwirbel, der jedesmal dann vollständig übertönt wurde, wenn ein Blitz mit einem heftigen, ganz kurz klingenden, aber fürchterlich lauten Krach einschlug, dem unmittelbar ein solch ohrenzerreißendes Knirschen und Bersten folgte, als wenn irgendwo ein ganzer Fels oder Gletscher aufgerissen würde. Einige Male schlug der Blitz so nahe bei mir ein, daß ich – wahrhaftig! – ganz gewaltig zusammenfuhr. Die Blitzgefahr war hier oben natürlich größer als auf einer Ebene, wo beim Einschlagen ein verhältnismäßig beschränkter Umkreis in Betracht kommt. Hier, wo ich mich in den Wolken befand, breiteten sich die Blitze mit ihren vielen Abzweigungen erst sozusagen aus, ehe sie irgendwo in das Gestein oder Eis einschlugen. Um nicht geblendet zu werden, hatte ich mir vorgenommen, keinen Blick unter dem Poncho hinwegzutun. Als ich aber auf dem letztern plötzlich kein Trommeln mehr [76] hörte noch fühlte, tat ich es doch. Es war stockdunkel um mich, es regnete nicht mehr, nein, aber es schneite jetzt, was es nur herhalten wollte. Ich war von einer Schneewolke vollständig umhüllt. Das waren ja höchst trübe Aussichten, nicht nur für die Nacht, sondern auch für morgen, wenn ich den Rückweg antreten mußte. Wie so weit ab und so tief von hier erschien mir jetzt mein Urwaldslager, wo ich es so gemütlich hätte haben können, dort, wo ich warmes Trinken, warmes Essen haben und warm und trocken schlafen konnte. Doch fort mit solch weibischen Gedanken! Laß es blitzen, donnern und schneien, meine beste Freundin, die Sonne, wird mir schon wieder zulächeln.

So folgte ein Donnerschlag dem andern, bis sie allmählich von jenem langandauernden Rollen abgelöst wurden, das nur von solchen Blitzen hervorgerufen wird, die in den Wolken bleiben, was gleichzeitig erkennen läßt, daß der elektrische Austausch zwischen Luft und Erde beendet ist.

Trotz meiner unbequemen Lage, trotz der durchnästen Schuhe und Strümpfe, trotz des grollenden Donners wechselte ich doch bald in jenes seltsame Land über, wo es kein Norden, Süden, Osten und Westen gibt, wo man an Bergen nicht langsam auf- und abklettert, sondern an ihnen mühelos hinauf- und hinabschwebt, wo man weder Durst noch Hunger, Hitze noch Kälte fühlt, und wo man mit der heimlich Auserkorenen seines Herzens so gewagte – –. Jawohl, so geht es im Land des Traumes zu, dort wird sonst schwer Erreichbares wie spielend gewonnen, und schwer erfüllbare Wünsche werden vom Traumgott erfüllt.

Ein unangenehmes Gefühl an den Füßen weckte mich wieder auf; sie fühlten sich eiskalt an. Kein Donner [77] war mehr zu hören, es schneite auch nicht mehr, aber die Wolken hielten mich ganz umhüllt. Um das Blut wieder in einen schnelleren Umlauf zu bringen, hüpfte und sprang ich wie ein Besessener herum, teilte Faustschläge und Fußstritte nach allen Richtungen aus und verabreichte mir selbst mit den flachen Händen eine Tracht Prügel. Das Unwetter war mir eigentlich eher zum Vorteil als Nachteil gewesen, denn der Wolkenhimmel verhinderte jetzt, daß die Kälte noch weiter unter den Gefrierpunkt sank. Hätte ich die im Lager zurückgelassenen weichen Mokkasins und ein zweites Paar Strümpfe mitgenommen, wie ich es sonst meist zu tun pflege, so würde ich jetzt die Nacht weniger unangenehm verbringen. Aber da ich eine bedeutende Höhe zu erklimmen hatte, wollte ich so wenig Gepäck wie möglich mitnehmen und ließ deswegen auch sogar den schweren „Bärentöter“ im Lager. Als ich mich durch Leibesübungen wieder

einigermaßen durchwärmt fühlte, zündete ich ein kleines Feuer an. Was? Jawohl, ein Feuer. In einer dicht abschließenden Büchse hatte ich nämlich etwas Alkohol mitgenommen, nebst einem kleinen Brenner. Auf diesem erwärmte ich jetzt in einem Aluminiumbecher etwas Wasser. Als es heiß genug geworden war, schlürfte ich es langsam und mit wahrem Behagen hinunter. Auf hohen Bergen fangen Wasser und Speisen bekanntlich sehr schnell an zu kochen, aber da der Luftdruck so gering ist, können die Speisen den ganzen Tag über kochen, ohne gar zu werden. Aus diesem Grunde hatte ich die mitgenommenen Vorratsmittel natürlich schon im Lager gekocht, und wenn ich essen wollte, brauchte ich sie nur für einige Minuten in einer kleinen Bratpfanne aufzuwärmen. [78] Gleich nachdem ich den Becher leer getrunken hatte, verkroch ich mich wieder unter den Poncho und fiel wirklich abermals in Schlummer. Mit mehreren derartigen Unterbrechungen ging die Nacht vorüber.

Aber gegen fünf Uhr morgens stellte sich wieder etwas Unangenehmes ein; ein zweites Gewitter brach los. Diesmal war es aus Osten gekommen, wo sich die Gegenkräfte anscheinend noch nicht ausgeglichen hatten. Abermals fiel Schnee; dies hätte mich fast entmutigen können. Das Gewitter dauerte etwa bis sieben Uhr. Dann aber fingen die Wolken überraschend schnell an, sich aufzulösen. Sie hatten sich verausgabt, trugen nur noch wenig Feuchtigkeit. Der Sturm hatte sie übel mitgenommen, sie sahen ganz zerfetzt und zerrissen aus. Jetzt konnte ich wieder um mich schauen, und noch vor acht Uhr schien sogar die Sonne für einige Augenblicke. Ich machte alles für den Aufbruch fertig und trat gleich nach eingenommenem Frühstück die Umkehr an. In der Zwischenzeit war die ganze, gestern überschaubar gewesene Landschaft von den Wolken freigegeben worden, nur hier und da flatterten einige wie unschlüssig und ziellos umher.

Nun wurde ich selbst beinahe unschlüssig. Konnte ich mein aufgegebenes Vorhaben vielleicht doch noch ausführen? Prüfend musterte ich den ganzen übersehbaren Himmel. Er sah noch zu unzuverlässig aus, und ein Dunst lag über die ganze Landschaft gebreitet, der die gewaltigen Höhenzüge nicht mit der üblichen Klarheit, sondern wie durch einen feinen dünnen Schleier erkennen ließ. In der ganzen Luft lag noch etwas Schweres; auch hätte es gar nicht so schnell wieder warm werden dürfen. Mein „Wettersinn“ [79] sagte mir, daß der Rummel vor Hereinbrechen der Nacht wieder losgehn würde. Also umkehren! Als ich diese Betrachtungen anstellte, hatte ich den Gletscher bereits überschritten. Verhältnismäßig schnell erreichte ich den See und arbeitete mich wie gestern an demselben Ufer entlang zurück. Während dieser Zeit ließ sich hinter mir wieder Donner hören. Kaum war ich am andern Ende des Sees angelangt, so war ich von diesem neuen Gewitter schon überholt worden, also noch viel eher, als ich vermutet hatte. Unter einem etwas überhängenden Fels fand ich Schutz. Jetzt war ich froh, daß ich doch umgekehrt war und jenen Gletscher und auch das rauhe Ufer dieses Sees schon hinter mir hatte. Ein mit Schnee gemischter Regen fiel klatschend auf den felsigen Boden und auf den nahen See. Bald kamen kleine und größere Wasserfälle an der nördlichen steilen Wand dieses Seebeckens heruntergelaufen. Als der Schneeregen etwas nachgelassen hatte, setzte ich den Rückweg fort.

Dabei sieht nun häufig alles anders aus, besonders dann, wenn man sich auf dem Herweg nicht häufig genug umgeschaut hat. Indes hatte mich mein Ortssinn bislang noch nicht im Stich gelassen, und zuweilen fand ich mich wieder so genau zurecht, daß ich hier und da meine gestern gemachten Spuren erkennen konnte, meistens allerdings nur aus Hackenabdrücken bestehend. Doch jetzt folgte ich einem Becken, das rechts, also nördlich von dem lag, das ich gestern durchwandert hatte. Jener Einschnitt führte, so hatte es mich gedünkt, zu weit nach Süden zu, und indem ich jetzt dem neuen Becken folgte, glaubte ich etwas Zeit zu gewinnen. Aber ich erkannte zu meinem Leidwesen [80] bald, daß ich trotz der ziemlich gut innegehaltenen Richtung einen großen Fehler gemacht hatte – ich war bereits zu weit gegangen. Mit Verdruß sah ich auch nun meinen jetzigen Standpunkt bedeutend tiefer liegen als jene „Widderhöhe“. Kehrte ich jetzt nach dort um, so verlor ich abermals Zeit. blieb ich jetzt dagegen meiner bisherigen Richtung treu, so konnte ich den Urwald noch vor Dunkelwerden erreichen, allerdings an einer Stelle, die weit ab von meinem *camp* sein würde. Umkehren war wohl das Beste, denn sobald ich auf der „Widderhöhe“ anlangte, hatte ich ja eine bis zu meinem „Lager“ reichende bekannte Strecke vor mir. Der bloße Gedanke an das *camp* ließ mir ein sehnsüchtiges Gefühl aufkommen; dort würde ich es mir sehr bequem machen können, mich ordentlich wieder ausruhn, von den aufgestapelten, verschiedenartigen Vorratsmitteln naschen und des Nachts wieder auf weichem Lager liegen, mit der schweren Navajo-Indianerdecke zugedeckt. Doch stets habe ich eine Abneigung gegen die Umkehr gehabt. So entschloß ich mich auch jetzt, die in mir selbst

erzeugten Lockungen des „Lagers“ in den Wind zu schlagen und der zuletzt innegehaltenen Richtung weiter treu zu bleiben.

Noch vor Dunkelwerden hielt ich an einer Stelle an, wo es steil nach einem Cañon abfiel. Ein Abstieg hinunter machte einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. Aber ich mußte ihn jetzt gleich versuchen, ehe es dunkel wurde. Aufmunternd winkte mir von unten ein kleiner See herauf, um den die ersten Tannen sich festgewurzelt hatten. Dort konnte bei einem Feuer die Nacht warm verbracht werden. Los, hinunter, ehe die Dämmerung hereinbricht!

[81] Der Abstieg gestaltete sich zuweilen sehr steil. Ich mochte kaum noch hundert Ellen über der Sohle sein, als ich bei einer Rutschbahn anlangte. Obgleich sie nicht auf nacktem, flachem Gestein und auch nicht allzu sehr abschüssig war, machte ihre Länge, die keine, wenigstens sichtbare, „Haltestelle“ aufwies, doch einen sehr verdächtigen Eindruck. Sie bestand aus grobkörnigem Geröll, das sich an ihrem untern Ende gegen einen Wall von kleinen und großen Felsblöcken aufschob, die ihrerseits auf die Sohle des Cañons reichten. Dies ließ erkennen: einmal am untern Ende der Rutschbahn sicher angekommen, war von da ab und über das Geröll hinunter die Sohle selber leicht zu erreichen und dann ebenso leicht der See.

Was war zu tun? Sollte ich, auf dem Bauch liegend, mich abgleiten lassen, dabei mit den Stiefelspitzen so tief wie möglich Furchen in das Geröll einpfügen und auch gleichzeitig die Finger ins Geröll einkrallen? Die ledernen Handschuhe hatte ich schon längst angezogen. Obwohl die grausige Erinnerung an jenes Rutschen damals auf dem Gletscher am „Höllentor“ jetzt wie eine Warnung in mir aufkommen wollte, ließ ich trotzdem die Stimme der Vorsicht an meinem Ohr abprallen. So ist der Mensch, oder, wie es jemand treffender sagte: „Wo Engel sich fürchten einherzuschreiten, da wagt sich der Mensch hin.“

Füße und Hände als Bremsen einsetzend, fing ich an zu rutschen, durch zickzackweises Steuern eine Schnelligkeitszunahme für eine Strecke lang verhindernd. Schon glaubte ich, der Schwerkraft ein Schnippchen geschlagen zu haben, als ich bemerkte, daß die Finger das Einkrallen nicht mehr aushalten wollten. Trotz aller Willenskraft versagten sie den **[82]** Dienst; sie streckten sich. Sofort die Unterarme hochnehmend, preßte ich so die Ellbogen ins Geröll. Ein schmerzendes, zuckendes Gefühl rann nach den Händen und Schultern hin und gleich darauf erhielt der ganze Körper einen höchst unsanften Ruck, der mir den Kopf mit einem brausenden, dröhnenden Geräusch anfüllte. Was war geschehen? Rutschte ich immer noch? Ja, aber jetzt ganz langsam. Wieder versuchte ich mich aufzuhalten, es gelang. Etwas verwirrt schaute ich mich um, nach unten. Da waren die Felsblöcke schon ganz in der Nähe. Gegen sie hatte sich das Geröll geradezu aufgestaut, die Bahn war hier gar nicht mehr steil. Rückwärts nach oben schauend, erblickte ich ein kaum aus dem Geröll ragendes Gestein. Gegen das war ich aufgefahren, aber dann doch darüber hinweggeglitten. Kein Wunder, daß mir jetzt nicht nur die Hände, Ellbogen und Schultern schmerzten, sondern auch Füße und Knie, von dem noch brummenden Schädel ganz abgesehen. Wohl eine Viertelstunde später schon ging ich neben dem kleinen Wasserlauf her, der nach dem erwähnten See hinfloß. Jetzt auf der tiefen Sohle dieses Cañons abwärts schreitend, schaute ich öfters an seinen links und rechts gewaltig hochstrebenden Wänden hinauf, und es wollte mir nun fast unglaublich erscheinen, daß ich da soeben heruntergekommen war.

Angenehm war ich überrascht, als ich beim See ankam. Nicht nur lag hier genügend Brennholz umher, sondern die ganze Stelle trug ein liebliches Aussehen. Wie ein breiter Gürtel hatte sich ein Rasenteppich rund um den kleinen See geschlossen, und auch das aus diesem abfließende Bächlein wurde beiderseits von sattgrünen Grasstreifen eingefast. Hierzu **[83]** gaben die vereinzelt stehenden Tannen mit ihrem dunkleren Grün einen schönen Farbengegensatz. Schön war auch ein Blick in den See selbst. Wie eigentlich alle Seen dieser wunderbaren Windriverberge, so hatte auch dieser hier kristallklares Wasser. Sein Grund zeigte sich, wie durch Glas gesehen, deutlich und scharf, und wie in einen Spiegel schauend neigten sich von seinem Uferrand die am nächsten stehenden Tannen, die gewaltigen Riesenblöcke, die hier herum lagen, die himmelhohen Wände des Cañons und die Wolken, die darüber hinwegzogen. Solche idyllische, mitunter ganz versteckt liegende Bergseen hatte ich schon oft aufgefunden und wählte sie mir auch meistens als Lagerplatz aus.

Dicht vor einem Felsblock zündete ich ein Feuer an, bei dem die durchnässten Schuhe und Strümpfe endlich austrocknen sollten. Obgleich ich seit heute morgen nichts wieder genossen hatte, verspürte ich jetzt noch keine Neigung zu essen. Ich war zu ermüdet, und besonders der Abrutsch hatte mir zuguterletzt noch ein buchstäblich „gerädertes“ Gefühl beigebracht.

Während ich beim Lagerfeuer saß, freute ich mich, daß ich mit Hilfe der für mich bedeutendsten Entdeckung, die der Mensch je gemacht hat, nun angenehme Stunden verbringen konnte. Feuer! Welch unzählige Male hat es mir schon Dienste geleistet, besonders hier in den Windriverbergen. Fast könnte ich behaupten, daß es im ganzen Westen der Vereinigten Staaten keinen Menschen gibt, der so oft wie ich bei Lagerfeuern geschlafen hat. Haben doch sogar die Indianer ihre Hütten, *tepees* (Wigwams) und Decken. In dem unfreien Deutschland, wo jeder wie ein unter Aufsicht stehender Verbrecher sich von Wohnung [84] zu Wohnung an- und abmelden muß, da, wo Menschen wie Sklaven vor ihren „Herren“, ihren „Brotgebern“ sich bücken, sich ducken, in d e m Deutschland könnte ich nicht frei leben wie hier, dort würde ich wohl bald hinter Schloß und Riegel gebracht werden, als berüchtigter, unverbesserlicher – Landstreicher. –

Mich jetzt bei der Wärme des Feuers behaglich fühlend, war ich glücklich, mein Vorhaben, die Wasserscheide bei jener Ausbuchtung zu übersteigen, wirklich ausgeführt zu haben. Das gesetzte Ziel war erreicht worden. Unmerklich wanderten meine Gedanken zu meinem Vorbild, zu Karl May, der mit ungewöhnlicher Willenskraft seinem sich selbst gesetzten Lebensziel zustrebte, trotz tiefer Abgründe, trotz kahler Wände, die ihn umschlossen hielten, trotz kalter, freudloser Luft, die ihn fast immer umgab und trotz des fürchterlichsten Sturmes, der ihn erbarmungslos so lange umtobte. Er erreichte die größte Trennung, die gewaltigste Wasserscheide und erklomm ihren höchsten Gipfel, von wo aus über alles Irdische weit hinwegzuschauen ist. Mit „Sieg, großer Sieg, ich sehe alles rosenrot!“ tat er die letzten emporführenden Schritte, in jenen Augenblicken aber ohne Anstrengung, ohne jeglichen Schmerz, wie jene Auserwählten, von denen das Buch der Bücher sagt:

„Sie sollen den Tod nicht kosten.“ [Matthäus 16:28 / Markus 9:1 / Lukas 9:27]

*

Anmerkung der Herausgeber. Mit dem vorangehenden Aufsatz sind die Wanderungen Karl Buddes im Gebiet der Windriver-Berge beendet. Als Abschluß war vom Verfasser der Beitrag: „Dieser See ist wie mein Herz“ gedacht, den er uns als ersten einsandte und den wir im Jahrbuch 1923 veröffentlichten, ohne damals schon die Wiedergabe der übrigen Abschnitte zu planen. Da aber die Schilderungen bei unsern Lesern großen Beifall fanden, entschlossen wir uns, die ganze Beitragsreihe fortlaufend zu bringen. Als Ausklang ist jener oben erwähnte erste Beitrag aus dem Jahrbuch 1923 zu denken, der das Traumbild vom Mount Winnetou aufrollt.

Stufen auf den Mount Winnetou

Von Josef Höck



[(109)]

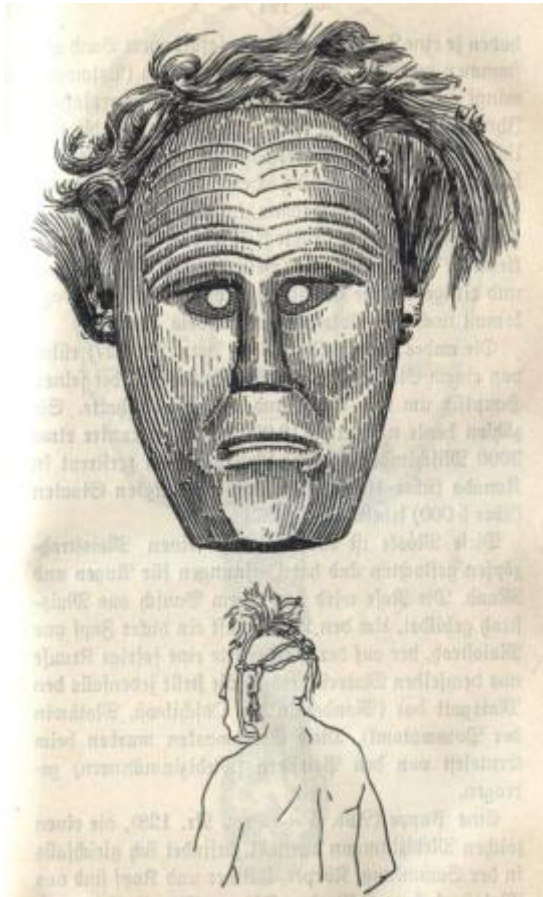
Manitu
Von Adalbert Stütz



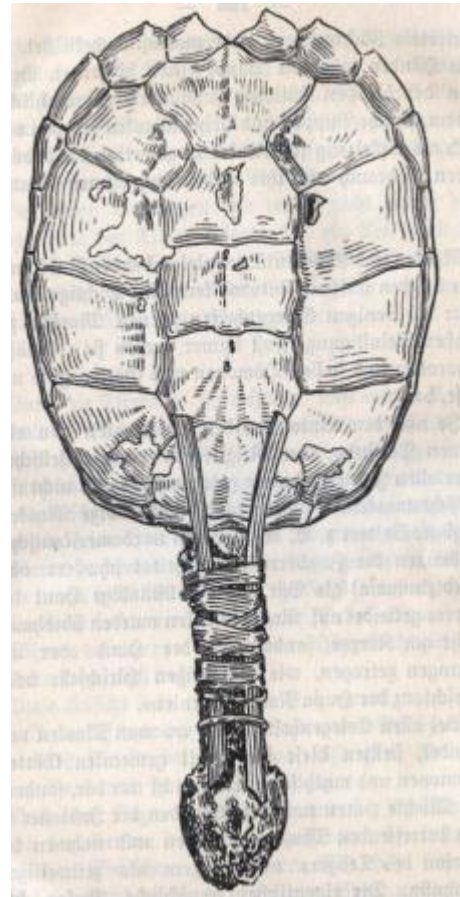
Masken und Maskenglaube

Von Hermann Dengler

In der Sammlung des Karl-May-Museums befinden sich zwei alte Gesichtsmasken nordamerikanischer Indianer. Beide stammen aus dem östlichen Wald- und Ackerbaugebiet. Die eine (Abb. 1, Sammlung Patty Frank, Verzeichnis Nummer 150), aus leichtem Holz geschnitzt, dunkelrot bemalt, mit Augen aus Kupferblech und einem Schopf aus etlichen Stücken Pferdehaut mit Haaren, ist sehr sorgfältig gearbeitet. Nase- und Mundöffnungen sind durchgeschnitten, so daß das Tragen nur geringe Unbequemlichkeiten verursacht. Mittels eines Riemengestells aus Streifen von Leder und geflochtenen Schnüren wird die Maske über den Kopf gehängt.



[123] Abb. 1 Maske des Dämons ‚Mising‘, darunter die Art der Befestigung



[125] Abb. 2. Rassel zur ‚Mising‘-Maske

Zu dieser Maske gehört eine Rassel (Abb. 2), aus der Schale einer mittelgroßen Schnappschildkröte (*Chelydra serpentina*) angefertigt (Slg. P. Fr. Verz. Nr. 151). Füße und innere Weichteile des Tieres sind entfernt, die dadurch entstandenen Oeffnungen in der Haut sorgfältig vernäht, so daß die Bauchhaut gespannt ist. Da der knöcherne Bauchschild der Schnappschildkröten kreuzförmig ist, besteht die Unterseite der Rassel größtenteils aus scharfgespannter, getrockneter Haut, so daß die Rassel beim Gebrauch einen dumpfen und einen helleren Ton gibt. Der Griff wird von Kopf und Hals der Schildkröte gebildet, ist durch drei Holzspäne versteift und mit Baststreifen umwickelt. Maske und Rassel [124] haben je eine Tragschlinge aus rosafarbenem Band und stammen von den Potawatomi (eigentlich (Potawatamingk und Potawaganink = Volk des Feuerplatzes). Ihre Hauptsitze waren früher die Inseln und die südliche Landspitze der Greenbay am Michigansee im heutigen Staat Wisconsin. Heute ist der nicht ganz 3000 Seelen starke Stamm in verschiedene Schutzgebiete zerstreut, der größte Teil lebt in Oklahoma, ein kleinerer in Kansas, ein weiterer Teil in Michigan und einige wenige auf ihren alten Wohnsitzen. Dazu kommt noch eine Abteilung in Ontario, Kanada.

Die andre Maske (Abb. 3 – Verz. Nr. 127) rührt von einem Stamm des Irokesenbundes her, der seinen Hauptsitz um den Erie- und Ontariosee hatte. Sie zählen heute noch etwa 16 000 Köpfe (darunter etwa 3000 Mischlinge), die auf Reservationen zerstreut in Kanada (über 10 000) und den Vereinigten Staaten (über 5 000) leben.

Diese Maske ist kunstvoll aus feinen Maisstrohzöpfen geflochten und hat Oeffnungen für Augen und Mund. Die Nase wird von einem Bausch aus Maisstroh gebildet. Um den Rand läuft ein dicker Zopf aus Maisstroh, der auf der Vorderseite eine fasrige Krause aus demselben Material trägt. Sie stellt jedenfalls den Maisgott dar (Mondémin der Odschibwä, Motàwin der Potawatomi). Diese Strohmasksen wurden beim Erntefest von den Priestern (Medizinmännern) getragen.

Eine Puppe (Abb. 4 – Verz. Nr. 128), die einen solchen Medizinmann darstellt, befindet sich gleichfalls in der Sammlung. Körper, Glieder und Kopf sind aus Maisstroh hergestellt; der Körper ist mit Leinwand überzogen, mit dunkelblauen Tuchhosen, weiß-blau [126] kariertem Jäckchen und Ledermokassins bekleidet. In den Händen trägt die Puppe einen hölzernen Besen von der bei den östlichen Indianern gebräuchlichen Form. Solche Puppen und kleine Masken wurden vielfach als Spielzeug für Kinder angefertigt, die dadurch ihren Gebrauch und ihre Bedeutung kennen lernten.

*



[129] Abb. 3 / 4. Maske aus Maisstroh, darunter ein Maskenträger (Puppe)

Masken und Maskentänze spielen bei den Indianern wie bei den meisten Naturvölkern eine wichtige Rolle. Nur bei wenigen Gelegenheiten dienen Masken zur bloßen Belustigung. Fast immer bergen sie religiösen Charakter und stellen Dämonen und Götter, gute und böse, dar. Je nach dem Anlaß wurden die Masken von einzelnen Priestern, den Mitgliedern einer Gesellschaft oder allen Festteilnehmern getragen. Es gibt nicht nur Gesichtsmasken, sondern auch vollständige Maskenanzüge. So trat z. B. bei manchen nordamerikanischen Stämmen der Zauberer (Krankheitsbeschwörer oder Medizinmann) als Bär in die vollständige Haut des Tieres gekleidet auf. Andre Masken wurden überhaupt nicht am Körper, sondern in der Hand oder auf Stangen getragen, wie die weißen Hirschfelle beim Hirschtanz der Hupa Nordkaliforniens.

Bei allen Gelegenheiten nun, wo man Masken verwendet, stellten diese die damit gemeinten Götter, Dämonen und mythischen Tiere nicht nur dar, sondern die Mächte waren nach dem Glauben der Indianer in den betreffenden Masken enthalten und nahmen die Person des Trägers und Tänzers als zeitweiligen Wohnsitz. Die eigentliche, menschliche Person des Trägers wurde durch die Maske ausgeschaltet, er [127] wurde selbst zum Dämon, mit übernatürlichen Kräften ausgestattet. Der Medizinmann also, der eine Bärenmaske trug, wurde dadurch zum mythischen, mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Bären. Die Tänzer, die beim Bisontanz der Mandan Bisonmasken trugen, verwandelten sich dadurch in Bisonstiere.

Bei diesen Tiertänzen war jedoch nicht immer die ganze Haut des Tieres erforderlich, ein Teil genügte in vielen Fällen. So wird die Wildkatze beim Zeremoniell des Biberbündels der Schwarzfüße nur durch den kurzen Schwanz des Tieres vertreten.

*

Durch die Tiertänze (Hirschtanz, Bisontanz, Antilopentanz usw.) suchte der Indianer die beabsichtigte Tierart magisch zu beeinflussen, herbeizulocken, günstig zu stimmen, so daß sie leicht gejagt werden konnte, d. h. der mythische, überirdische Häuptling wurde bewogen, seine Untertanen zum Lebensunterhalt der Indianer zu senden. Die bei der Jagd getöteten Tiere galten auch nicht als vernichtet, ihr Geist lebte fort, und diesen Geist suchte man durch Opfer (Tabak, Gebete) zu versöhnen, damit er im Jenseits dem Jäger nicht zürne, sondern freundlich begegne.

Diese Ansicht steht im engen Zusammenhang mit den Naturanschauungen der Indianer. Die ganze Natur ist für sie beseelt, Tiere, Pflanzen, Felsen haben Denk- und Handlungsvermögen.

Nach einer Sage der Dakota hatten sich die Tiere gegen den Bruder des „Erstgeschaffenen“, den ersten wirklichen Menschen, verschworen. Mit Hilfe seines mächtigen Bruders baute dieser eine Burg, worin er dem Ansturm der Tiere erfolgreich widerstand. Als die **[128]** Tiere nach langem Kampf einsehen mußten, daß sie den Menschen nicht besiegen konnten, schlossen sie einen Vertrag mit ihm. Sie versprachen, ihm mit Fleisch, Fell und ihrem ganzen Wesen zu Diensten zu sein, wogegen der Mensch sich verpflichtete, nie mehr Tiere zu töten, als für seinen Lebensunterhalt notwendig war.

Die Tiere waren also wie die Menschen, hatten menschliche Eigenschaften und gesellschaftliche Verbände mit besondren Tänzen und Zeremonien. Die Oberhäupter dieser Gesellschaften erschienen bevorzugten Menschen im Traum, um sie für gute Taten zu belohnen, indem sie ihnen Zaubertänze, Lieder, Geräte, Heilmittel und Vorschriften übergaben. Sie konnten nach Belieben menschliche Gestalt annehmen, indem sie ihr Tierkleid ablegten. Glückte es irgend jemand, die abgelegte Haut zu rauben, so mußte das bestohlene Wesen menschliche Gestalt behalten und war abhängig vom Räuber seines Tierkleides (vgl. die Sage von den Schwanenjungfrauen in der germanischen Mythologie). Mit dem Fell des Tieres hatte man also eine gewisse Gewalt über das Tier, einen Einfluß auf die Tierart, konnte sie durch Nachahmung magisch beeinflussen, günstig stimmen, und in diesem Glauben liegt wohl der Ursprung der Tiermaskentänze.

So gut man nun auf diese mythischen, mit menschlichen Eigenschaften begabten Tiere durch Tänze und Nachahmung ihrer Gebräuche magisch einzuwirken vermochte, ebensogut konnte man auch menschengestaltige Dämonen und Götter mit übermenschlichen Eigenschaften durch gleiches Verfahren beeinflussen, und dieser Gedanke hat letzten Endes bei den Azteken, diesem mexikanischen Hochkulturvolk, dazu geführt, für bestimmte Festlichkeiten einen Jüngling ein volles **[130]** Jahr als Gott zu kleiden und zu verehren, um ihn dann am Fest des Gottes dem wirklichen Gott zu opfern.

Aehnlich wie bei Tierdämonen verhält es sich bei Pflanzen. Nach einer von Longfellow dichterisch verwerteten Sage der Ostindianer war Mondémin, der Mais, ein den Menschen wohlgesinnter Dämon, der sich selbst opferte. Er forderte den Kulturheros Hiawatha (so nennt ihn Longfellow; eigentlich: Haiongwatha) zum Ringkampf heraus. Beim vierten Ringen besiegte der nackte Hiawatha den Mondémin und begrub ihn, nachdem er ihm der erhaltenen Weisung gemäß die arg zerzausten grün und gelben Kleider ausgezogen hatte. Aus dem Grabe sproßten dann Maispflanzen, und so erhielten nach dieser Sage die Indianer den Mais.

Beim Erntefest nun tragen die Priester der Irokesen aus Maisstroh geflochtene Gesichtsmasken und wurden dadurch zu Maisdämonen. Die in der Sammlung befindliche Maskenpuppe trägt in den Händen einen Besen, mit dem wahrscheinlich ein Fruchtbarkeitszauber (Schlagen oder Abkehren der Zuschauer) ausgeführt wurde⁷).

Wenn den Masken solche Zaubereigenschaften zugeschrieben werden, ist es klar, daß nicht jeder Beliebige berechtigt ist, sich ohne weiteres mit einer Maske zu kleiden. Damit waren bestimmte Tänze, Geräte, Lieder und oft strenge Vorschriften verbunden (völliges oder teilweises Fasten, Genuß gewisser Betäubungsmittel).

⁷ Ein ähnlicher Gebrauch hat sich bei uns in Europa noch erhalten: Das Schlagen mit Pritschen und Schweinsblasen beim Fastnachtstreiben.

Bei solchen Umständen ist es ferner einleuchtend, [131] daß Masken auch im Krieg getragen wurden, hauptsächlich von kulturell fortgeschrittenen Völkerschaften. Die Maske blieb damit nicht nur übernatürlicher Schutzdämon, sondern wurde zur wirklichen Schutzwaffe, zum Maskenhelm und Maskenpanzer. Die Nordwestamerikaner (Tlingit, Haida, Tsimtschian) trugen zu ihren aus Holzstäbchen und Latten oder starkem Leder hergestellten Panzern aus Holz geschnitzte Maskenhelme, die aztekischen Soldaten führten wattierte tiergestaltige Baumwollpanzer (Jaguare, Krokodile) und hölzerne, prächtig geschnitzte und verzierte Helme in Form von Tier- und Dämonenköpfen.

*

Wie schon bemerkt, dienten die Masken meist ernsten, religiösen Zwecken. Bei einigen Stämmen der Sioux kam es jedoch vor, daß jüngere Leute sich zur bloßen Belustigung bei Festlichkeiten maskierten. Die Maske diente hier nur als Verkleidung, um sich unkenntlich zu machen, sie war also zum selben Zweck herabgesunken, wie unsre Fastnachtmasken. Auch bei ernsteren Anlässen konnte die angeborene Fröhlichkeit des Indianers durchbrechen, z. B. bei dem Barentanz der Santi-Dakota, der meist zur Heilung von Kranken veranstaltet wurde und bei dem es recht lustig zuging. Bei andern Siouxstämmen machten sich die Knaben einfache Masken aus Tierblase oder Rohhaut, wenn im Frühjahr der erste Donner ertönte. Sie zogen dann zu den Zelten ihrer Onkel, ahmten das Geräusch des Donners nach und schlugen mit Stöcken an die Zelttür. Die Folge war, daß sich die Onkel erst über die Knaben weidlich lustig machten, sie dann aufforderten, ins Zelt zu kommen und mit Beinkleidern, Moccasins und [132] andern Gegenständen beschenkten. Aber auch hier liegt, um mit Schiller zu reden, „ein hoher Sinn in kindlichem Spiel“ [„Thekla“]: die Masken der Knaben und dadurch diese selbst stellten die Donnergötter dar, die den Menschen feindlich gegenüberstehen, und die Geschenke sind vielleicht eine Erinnerung an die Opfer, die man ihnen ursprünglich brachte.

Trotz der alles zerstörenden Maschinenzivilisation haben sich die Maskentänze noch bei manchen Stämmen Nordamerikas gehalten, andre Stämme nehmen sie wieder auf. Die Hopi und andre Pueblo Stämme feiern ihre uralten, großen Feste. Die schon seit langer Zeit „zivilisierten“ Irokesen haben vor kurzem, angewidert durch die bodenlose Heuchelei der modernen „Christen“ Amerikas, beschlossen, zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren. Ich traf selbst im vorigen Sommer (1927) einen 70 Jahre alten Seneca-Irokesen, der sich in seinen Mußestunden aus Lindenholz eine Gesichtsmaske geschnitzt hatte. Der alte Herr erklärte die Maske für Medizin, und seine Frau, eine Weiße, schien nichts Böses dabei zu finden.

Auch die Hopi und andre Pueblo Stämme weigerten sich vor kurzem, Missionare aufzunehmen und sandten eine Abordnung nach dem Osten, die ihre Gründe zur Beibehaltung ihres alten Glaubens auseinandersetzte. Viel Schmeichelhaftes dürften die Amerikaner dabei nicht gehört haben, und man braucht noch nicht zu glauben, daß die alten, oft wirklich schönen und jedenfalls äußerst reizvollen Gebräuche in absehbarer Zeit ganz verschwinden werden.

[(133)]

Wie ich meinen ersten Skalp erwarb

Von Patty Frank

©

[Vermutlich reine Legende! Siehe: Robin Leipold, „Zum Forschungsstand der Skalp-Rückforderung“ in: Der Beobachter an der Elbe, Nr. 26 (2016)]

O ihr Paradiesvögel!

Von Hans Graefe

Wir saßen ums lodernde Herdfeuer in der Villa „Bärenfett“, als draußen der Herbst ins Land zog. Da begann Patty Frank zu erzählen.

„Hört, Gentlemen, einmal bin ich fast mit der Polizei in Konflikt gekommen, aber ohne mein Verschulden. Wollt Ihr die Geschichte hören?“

„*All right!*“ „Jawohl, beginnt nurl!“ schwirrten die Stimmen durcheinander.

Während wir es uns auf den Fellen bequem machten, um die nötige Andacht zu finden, nahm Mister Frank einen tüchtigen Schluck Feuerwasser, sog ein paarmal kräftig an seiner Pfeife und begann:

„S'ist keine Geschichte von drüben, sondern sie spielt in meiner Vaterstadt Wien, wo ich nach langer Abwesenheit wieder einmal weilte. Ich kam gradwegs aus der Südsee und dort hatte ich als leidenschaftlicher Sammler, der ich nun einmal bin, mir eine Sammlung von Paradiesvögelbälgen angelegt. In Neapel war ich 14 Tage lang aufgetreten, und auf der Weiterreise nach Oesterreich kam ich zu meiner Verwunderung mit meinem umfangreichen Gepäck unbehelligt über die Grenze.

Da wir Sammler ja immer darauf erpicht sind, neue Stücke zu gewinnen, ließ mir meine Sammelwut auch in Wien keine Ruhe. So saß ich denn eines Tages im Kaffeehaus, wo ich mir im Adreßbuch die Anschriften einiger Tierpräparatoren ankreuzte und gleich vier Postkarten mit Rückantwort losließ.

[140] Na, nach einigen Tagen bekam ich Antwort von einem Händler, daß er zur Zeit nichts auf Lager hätte. Ein anderer aber schrieb mir:

„Ich habe schöne Sachen auf Lager, wann und wo kann ich Sie sprechen? Antwort postlagernd erbeten.“

Gleich setzte ich mich wieder hin und schrieb eine Karte mit folgendem Inhalt:

„Zahle jeden Preis für Paradiesvögel, suche aber nur solche mit erstklassigem Gefieder. Wenn Sie mich sprechen wollen, bin ich an dem und dem Tag in jenem Kaffeehaus anzutreffen.“

Wer nicht da war, war der Präparator. Ich machte mir aber keine Gedanken weiter darüber, sondern ging wie immer meinem Tagwerk nach. Damals trat ich gerade im Varieté Dreherpark bei Schönbrunn auf. Nach drei Wochen kam eines Abends der Theatermeister zu mir und bat mich, nach meinem Auftreten ins Kommissarzimmer zu kommen, wo ein Herr mich zu sprechen wünschte.

Ich war zuerst ein wenig überrascht, folgte aber natürlich der Weisung. Zu meiner Verblüffung sagte mir der Kommissar, der sonst stets sehr freundlich zu mir war, in dienstlichem Ton: „Ich fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, dem Herrn, der hier am Schreibtisch sitzt, Rede und Antwort zu stehn.“

Da merkte ich, daß ich es mit einem Policeman zu tun hatte, nahm aber an, daß er mich wegen des nicht erhobenen Einfuhr-Zolls zur Rede stellen wollte.

Er fragte mich nach Namen und Stand, und ich gab ihm bereitwillig Auskunft. Dann forschte er weiter:

„Haben Sie hier Bekannte?“

„Nein.“

[141] „Haben Sie in diesen Tagen Post empfangen oder solche verschickt, ich meine nur in Wien selbst?“

„Nicht daß ich wüßte“, war meine Antwort.

Da hielt er mir eine Karte entgegen: „Ist das Ihre Handschrift?“

„Ja“, mußte ich zugeben, denn ich hatte die Karte an den Präparator erkannt. Alle Teufel, der Kerl hatte mir vielleicht gestohlene Sachen angeboten! Deshalb fügte ich schleunigst hinzu: „Das ist kein Bekannter von mir, sondern ein Händler, mit dem ich geschäftlich zu tun hatte.“

„Was haben Sie für Geschäfte?“

Die Fragen wurden mir doch ungemütlich. Deshalb bat ich:

„Mein Herr, würden Sie mir erklären, was eigentlich vorliegt?“

„Antworten Sie zunächst auf meine Fragen! Was haben Sie für Geschäfte?“

„Geschäfte sind es, richtig genommen, nicht. Ich habe aus der Südsee eine Sammlung Paradiesvogelbälge mitgebracht und wollte mir hier von diesem Händler einige Stücke dazu erwerben.“

Da mischte sich der Kommissar ein: „Sehen Sie, Herr Kollege, wir sind auf der falschen Fährte.“ Dann aber wandte er sich an mich: „Wie kommen Sie zu der Anschrift?“

„Das ist leicht gesagt“, erwiderte ich. „Drüben in dem Kaffeehaus liegt ein Adreßbuch aus, und dort habe ich sie mir angestrichen. Sie können die Striche ja noch sehen.“

Da meinte der Policeman zu mir: „Würden Sie mir Ihre Vogelbälge zeigen?“

„Aber selbstverständlich gern!“ Wir gingen zunächst **[142]** in das Kaffeehaus, wo ich an dem Adreßbuch die von mir mit Bleistift angekreuzten Anschriften der Händler nachwies. Dann stiegen wir zu meiner Wohnung hinauf, die im gleichen Haus lag. Ich holte meine 35 Paradiesvogelbälge aus dem Koffer, worauf der Kommissar zu mir sagte:

„Entschuldigen Sie, wir haben Sie in einem falschen Verdacht gehabt!“

Ich erkundigte mich nun, was eigentlich vorgefallen sei, da ich noch immer die Meinung hatte, daß man mich wegen des Zolls oder dergleichen untersucht hätte. Und was erfuhr ich zu meinem Erstaunen?

In derselben Straße, wo der Präparator wohnte, hauste unter gleichem Namen ein Stellenvermittler, von dem man schon lange witterte, daß er Mädchen dahin verschicke, woher sie nicht wiederkommen. Meine Karte, worin ich Paradiesvögel mit erstklassigem Gefieder suchte, war von der Polizei abgefangen worden und hatte diese auf meine Spur gebracht.

So wäre ich also in meiner Vaterstadt beinahe unter dem Verdacht des Mädchenhandels verhaftet worden“, schloß der Erzähler seine Geschichte.

Wir aber saßen schweigend und rauchten unsre Pfeife zu Ende. Dann brummte einer: „Ja, so ist die Welt!“

Nochmals von Odysseus bis zu Old Shatterhand
Von Dr. Franz Cornaro



9
10
11
12
13

[(150)]

Der blaurote Methusalem
Von Studienrat Dr. Karl Konrad



Mit den Baggara auf Jagd am Nil

Von Dr. Arthur Berger¹⁴

Seit drei Wochen war die letzte Verbindung zur Kultur abgeschnitten, das letzte Dorf durchquert. Rundum nur Wildnis. So weit der Himmel blaute, gehörte mir das Land. Ich konnte darin schalten und walten. Ein herrliches Gefühl ist es, so fernab von allen anderen Menschen, nur mit einer Handvoll Getreuer die Wildnis zu durchstreifen, nur mit der Natur allein zu leben.

Eines Nachmittags saß ich ermüdet von der Jagd [158] und Hitze vor meinem Zelt, schrieb im Tagebuch und achtete nicht weiter auf das, was um mich vorging. Da kam Hassan, mein treuer Diener, mit allen Zeichen der Aufregung. Sein Gesicht war aschfahl.

„Was gibt es?“ fragte ich.

„Baggara“, stieß er fast tonlos hervor.

„Wo, wieso?“ Denn ich wußte im Augenblick nicht, was er damit meinte.

„Da sieh hin, Herr! Bewaffnet kommen sie einfach ins Lager, dies darfst Du nicht erlauben.“

Jetzt erst bemerkte ich, daß etwa zwanzig teils in weiße Mäntel gehüllte, auf prachtvollen Pferden sitzende Eingeborne ins Lager geritten kamen. Lange Speere trugen sie in der Hand. Andere schritten zu Fuß mit Speer und Schwert bewaffnet.

„Das sind die Baggara“, erklärte Hassan, „die gefürchtetsten Räuber weit und breit am Nil. Du mußt scharf gegen sie auftreten, sonst werden sie übermütig. Befiehl ihnen, das Lager zu verlassen, es ist nicht Brauch im Lande, ohne Erlaubnis bewaffnet in ein fremdes Lager einzudringen.“

Ich muß offen gestehen, ich hatte daran gar nicht gedacht. Aber die Aufregung Hassans gab mir doch zu denken. „Gut“, sagte ich, „geh hin zum Scheich und sage ihm, sie sollten außerhalb des Lagers ihre Waffen niederlegen und zu mir zur Besprechung kommen.“

An einen bestimmten Platz, etwas abseits, ließ ich meinen großen Stuhl tragen, trat nochmals ins Zelt und steckte für alle Fälle den geladenen Browning entschert in die Tasche. Besser ist besser, dachte ich, und vermutlich hatten die Baggara unter ihrem Burnus noch einen Dolch oder ein Messer.

Dann schritt ich zum Besprechungsplatz, wo die [159] Baggara sich bereits im Halbkreis niedergelassen hatten. Ich ließ Zigaretten herumreichen, nahm mir auch eine, um so gewissermaßen die Friedenspfeife mit ihnen zu schmauchen.

Sie erklärten, auf Elefantenjagd zu sein: zum Elefantenfang – damit war die Brücke zwischen ihnen und mir geschlagen, und nach kurzer Besprechung hatten wir uns darüber geeinigt, daß sie mich für die nächste Zeit auf der Jagd führen sollten. Vorläufig wollten wir nicht zusammen jagen, sondern nach verschiedenen Richtungen ausreiten, die Gegend durchstreifen, um frische Elefantenspuren zu finden, denen wir dann folgen würden.

Sehr vertrauenerweckend sahen die Burschen ja nicht aus, das muß ich zugeben. Aber zweifellos waren es schneidige Kerle. Ich mußte an Karl Mays „Mahdi“ denken. Im zweiten Band spielt Amrak el Makaschef, ein Scheich der Baggara, eine nicht unbedeutende Rolle. Wie richtig hatte der Radebeuler Erzähler auch hier das Wesen dieser Leute gekennzeichnet¹⁵.

Nachdem wir auf diese Weise handelseinig geworden waren, hob sich auch die Stimmung meiner etwas betretenen Kameltreiber wieder, und das Leben im Lager nahm seinen altgewohnten Gang. Als ich am andern Morgen kurz nach Sonnenaufgang abritt, beobachtete ich die Baggara, wie auch sie sich gerade

¹⁴ Der Verfasser ist den Jahrbuchlesern bereits aus dem vorigen Jahrgang vertraut. Weitere Kreise kennen ihn durch seine Forschungs- und Jagdfahrten, deren Ergebnisse er u. a. in folgenden Büchern niederlegte: Verlag R. Voigtländer, Leipzig: ‚Jochen Petersen‘, I. Teil Kriegs- und Jagdabenteuer eines jungen Deutschen in Ostafrika, 9.-10. Tausend 1924; II. Teil Abenteuer in Indien und Sumatra, 6.-8. Tausend 1924; Verlag Neufeld & Henius, Berlin: ‚In Dschungel und Steppe‘, 2. Aufl. 1927; Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig: ‚Auf den Inseln des ewigen Frühlings (Hawaii)‘, 2. Aufl. 1927; Verlag Deutsche Buchwerkstätten, Dresden: ‚Talofa (Sturm- und Sonnentage auf Samoa)‘, 1923; Verlag Ullstein, Berlin: ‚Exotische Tiergeschichten‘ 1924; ‚Im Reiche des Polarbären‘ 1924; Verlag Volksverband der Bücherfreunde, Berlin: ‚Der Heilige Nil‘ 1924 (Illustriert nach eignen Aufnahmen); Verlag J. Neumann, Neudamm: ‚Huli, Flink und andere Tiergeschichten‘ 1925; ‚Das Blockhaus am Chandlar-See‘, 2. Aufl. 1925; Verlag Paul Parey, Berlin: ‚In Afrikas Wildkammern‘, 2. Aufl. 1922; ‚Durch Täler und Höhen des Himalaja‘ 1926; ‚Aus einem verschlossenen Paradiese‘ 4. Aufl. 1928; ‚Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit‘ 1928 (mit 300 Bildern).

Die Herausgeber.

¹⁵ In der kleinen Erzählung „Eine Ghasuah“ (Bd. 10) treten ebenfalls die Baggara auf.

Die Herausgeber.

anschiekten, in den Wald zu ziehen, um Fährten zu suchen. Sie ritten aber nun nicht einfach los, sondern vorher wurde das Orakel befragt. Der Staub des Bodens wurde glatt gestrichen, und geheimnisvolle [160] Linien wurden auf ihm kreuz und quer gezogen, wobei der Aelteste mir unverständliche Worte murmelte. Die andern hockten herum; in halblauten Gesprächen folgten sie seinem Hokusfokus. Endlich schien ein Orakelspruch zu erfolgen, mit der Hand verwischte der Alte seine geheimnisvollen Linien und erhob sich. Der Scheich rief ein paar Worte. Sein prachtvoller Schimmel wurde herangeführt. Mit dem einen Fuß trat der Scheich in den Steigbügel, ergriff mit der Linken den Sattelknopf, und sich auf seinen langen Speer stützend, schwang er sich in den Sattel. Dann ritt er durch die verglimmende Asche des Lagerfeuers, so daß sie im leichten Wind auseinanderstob und bog, in entgegengesetzter Richtung einem Wildwechsel folgend, unter Vorantritt seiner mit Schild und Speer bewaffneten Baggara in den Wald ein. –

Während meine braunen Gäste nach der einen Seite suchend die Gegend durchstreiften, wählte ich mir einen andern Weg. Nachdem ich mancherlei Antilopen geschossen, hatte ich eines Tages auch das Glück, von einer Büffelherde angenommen zu werden, und bei dieser Gelegenheit vier starke Büffel in weniger als einer Minute zu erlegen. Der Zufall hatte es gewollt, daß gerade, als die Büffel auf mich losstürmten, die Baggara in der Nähe waren, und das sicher großartige Schauspiel, den Kampf eines einzelnen Menschen gegen die große Uebermacht, beobachten konnten. Das war für diese auf Mannesmut haltenden Männer von ausschlaggebender Bedeutung. Es hatte auf sie, die ebenso verwegene Jäger wie Räuber sind, großen Eindruck gemacht, daß ich ruhig Schuß um Schuß abgegeben und jedesmal das Ziel getroffen hatte. Als ich nach dem letzten Schuß mich aufrichtete und an [161] die verendeten Büffel herantrat, erscholl aus etwa 20 Kehlen „Tamam, Tamam!“ Im nächsten Augenblick kamen sie herangestürmt, ihre Speere schwingend, laut ihren Beifall rufend. Der Scheich zügelte sein Pferd, senkte den Speer und allsogleich ließ sich sein edler Hengst wie auch die Tiere seiner Leute auf die Knie vor mir nieder. Ich muß gestehn, es war für mich wohl die stolzeste Huldigung, die ich mir denken kann. Denn das war nicht der Glückwunsch einer Schar Trinkgeld heischender Eingeborner, sondern die Anerkennung von kampferprobten Männern. Von diesem Tag an änderte sich auch sichtlich ihr Benehmen mir gegenüber. Ihre zur Schau getragene Zurückhaltung war wie weggewischt, jetzt erkannten sie mich als ihnen gleichwertig an und gingen eifriger ans Fährtensuchen als zuvor. Und es war, wie wenn sich das Jagdglück von diesem Tag an gewendet hätte, denn bereits am nächsten Abend hörten wir Elefanten in der Nähe unsres Lagers.

Nun ist ein nächtlicher Elefantenbesuch nicht gerade das, was man sich als Tropenjäger wünscht; ein Schuß bei schwachem Sternen- oder Mondschein ist immer unsicher. Deshalb muß man ihn auch möglichst vermeiden. Wird aber ein Lager bei Nacht von Elefanten angegriffen, so kann man zum Schießen gezwungen werden.

Die Herde, die hier im Dickicht an unserm Lager vorüberbrach, schien durchaus mißgestimmt über unsre Anwesenheit. Vielleicht war es auch der Geruch der Kamele, der sie störte, denn dagegen sollen die Rüsseltiere ganz besonders empfindlich sein. Wir hörten, wie sie ästebrechend mit kollernden Tönen, ab und zu einen Trompetenton ausstoßend, langsam vorüberzogen. Manchmal schienen sie bis dicht an den [162] Rand des Urwaldes heranzukommen. Ich hatte auf alle Fälle eine Blendlaterne auf das Dickicht, von dem aus ein Angriff erfolgen konnte, gerichtet, stand selbst natürlich im Dunkeln, um nicht gesehen zu werden und besser schießen zu können. Aber die Tiere schienen sich die Sache überlegt zu haben. Sie wechselten vorüber, hin und wieder noch das Knacken eines Astes, dann wieder Stille, nur ab und zu unterbrochen durch das widerliche Geschrei und Gelächter von Hyänen, die hungrig unser Lager umschlichen.

Der Scheich mit einigen seiner Leute war zu mir getreten, und zugleich erklärte ein ältrer Mann, er wolle den Elefanten folgen. Er legte seinen Mantel ab, behielt nur ein kleines, dunkelfarbiges Hüfttuch um, und mit dem Speer bewaffnet verschwand er im Dickicht.

Noch lange saß ich bei der Lampe und las, als sich nähernde Schritte mich aufblicken ließen. Da erschien in kurzem Zotteltrab der Mann wieder, den Speer schwingend. Ein zufriedenes Lächeln lag auf seinem Gesicht. Die übrigen Baggara kamen eilends heran, und nun erzählte der Alte, daß er die Tiere eingeholt hätte. Sie befänden sich in einem nahen Wassertümpel beim Bad. Das war eine Gelegenheit. War auch die Aussicht, einen Schuß anzubringen, recht gering – obwohl der Mond inzwischen hochgestiegen war und mit seinem silbernen Licht fast taghell die Landschaft beleuchtete –, so wollte ich doch auf alle Fälle den Anblick einer badenden Elefantenherde in der Wildnis genießen.

Schnell waren die leichten Lagerschuhe mit festen Stiefeln vertauscht, ein paar Patronen in die Tasche gesteckt, die Elefantenbüchse geschultert. Wenige Minuten später hatte das Dickicht meinen Führer und mich aufgenommen.

[163] Ich kenne Angenehmeres, als bei Nacht durch dornengespickten Urwald zu gehen, und jetzt wurde mir erst so richtig der Vorteil der Nacktheit des vor mir schreitenden Baggara klar. An seiner von Sonne, Wind und Wetter gegerbten Haut rutschten die Dornen einfach ab. In meiner europäischen Kleidung hingegen verfangen sie sich und stachen mich. Zur Vorsicht hatte ich eine Brille aufgesetzt, um wenigstens die Augen zu schützen.

Etwa eine halbe Stunde mochten wir unterwegs gewesen sein, da wurde es licht zwischen den Bäumen; mein Führer verweilte einen Augenblick und lauschte – nun hörte ich ab und zu das Plätschern der badenden Elefanten. Ganz vorsichtig pirschten wir uns, dem Wildwechsel folgend, näher heran. An dem den Sumpf überragenden hohen Ufer machten wir, durch Gebüsch gedeckt, Halt, und konnten nun in Ruhe das Bad der Elefanten beobachten. Mehrere der Dickhäuter lagen tief im Wasser, andre standen da und bespritzten sich, wieder andre bewarfen sich mit Sand. Fast zum Greifen nahe erschienen die im Mondlicht silberglänzenden nassen Tiere. Ein paarmal hob ich die Büchse, zielte auf einen starken Bullen, aber der Schuß auf ein so edles Wild in diesem Zwielficht war mir doch zu unsicher. Wohl eine Stunde genossen wir diesen unvergeßlichen Anblick. Dann kehrten wir zum Lager zurück, entschlossen, nach ein paar Stunden Schlaf bei anbrechendem Tag wieder an dem Badeplatz zu sein. Die Nacht verlief, was meine Träume betrifft, recht unruhig. Immer lag ich im Anschlag auf einen phantastisch starken Elefantenbullen, der Schuß wollte und wollte aber nicht losgehen.

Es war empfindlich kalt, als Hassan meine Zelttür **[164]** aufschlug und ich aus dem Feldbett sprang, um schnell etwas zu frühstücken. Der Rucksack wurde für einen Tag gefüllt, reichlich dünner Tee in alle Feldflaschen gegossen, denn es schien uns sicher, daß uns ein langer Tagesmarsch bevorstehen würde: dann ging es hinaus in den taufrischen Morgen. Der Mond stand fahl und tief am Himmel, als wir den Wald betraten. In wenigen Minuten hatte der Tau mich bis auf die Haut durchnäßt. Ein ungemütliches Wandern! Aber ich wußte, bald würde die Sonne aufgehen, und dann war in wenigen Minuten alles getrocknet.

Als wir den Badeplatz der Elefanten erreichten, war die Stelle leer, und wir sahen, wie gewaltig der Boden zerstampft und zerwühlt war. Auf der andern Seite der Wasserstelle zeigte uns der in den Urwald mündende Wechsel weitere Spuren der Elefanten. Nicht nur am Boden, sondern hoch oben an Büschen und Bäumen fanden wir sie. Ueber 2 Meter hoch zeigte sich hier und da der Schlamm an den Bäumen, den die Tiere sich abgeschrubbelt hatten. In erstaunlicher Höhe klebte er sogar an einem quer über den Weg reichenden Ast, ein Merkmal, was für ein gewaltiger Bursche darunter hergeschritten sein mußte.

Mitunter zeigte ein abgerißner Ast, daß die Elefanten von wohlschmeckenden Blättern genascht hatten. Kotballen lagen am Weg, sie waren – wie die Prüfung ergab – schon kalt; ein Zeichen, daß die Dickhäuter doch bereits vor längere Zeit hier vorübergewandert waren. So konnten wir schnelleren Marsch einschlagen und ihnen folgen. Plötzlich ein wildes Geschnatter in den Bäumen. Eine Affenherde war es, die mit ihrer Stimme den ganzen Wald in Aufruhr versetzte. Aber nicht uns galten diese Zeichen des Unwillens, **[165]** sondern zweifellos einem im Dickicht vorüberschleichenden Leoparden.

Wohl zwei Stunden mochten wir der Spur der Elefanten gefolgt sein, da sahen wir, daß sie sich teilte. Die Tiere hatten, vorwärts ziehend, dort an verschiedenen Bäumen geäst. Besonders schien ein großer Tamarindenbaum ihr Wohlgefallen erregt zu haben; da und dort lagen noch Früchte herum. Mehrere heruntergebrochene Aeste zeigten, daß die Tiere mit dem Rüssel hinaufgereicht hatten, um zu den Tamarinden zu gelangen. Ja, mein Führer erklärte mir, daß sie die Bäume regelrecht schütteln, und zwar in der Weise, daß sich ein Elefant mit seiner mächtigen Stirn dagegen lehnt und nun mit dem schweren Körper so lange hin- und herwuchtet, bis der Baum ins Schwingen geraten ist und die Früchte herabprasseln.

Die Blätter, die auf dem Boden lagen, waren noch frisch, ein sicheres Zeichen, daß die Tiere sie vor nicht allzu langer Zeit abgerissen hatten.

Vorsichtig folgten wir, genau die Fährte prüfend. Es war eine kleine Herde von vielleicht 12 bis 14 Stück. Voran waren die weiblichen Tiere und Kälber gezogen, den Schluß hatte ein zweifellos recht alter Bulle gemacht, denn seine ovale Fährte klappterte gewaltig.

Auch hier wurde ich wieder lebhaft an ein Werk Karl Mays erinnert, nämlich an „Die Sklavenkarawane“. Dort schildert er meisterhaft das Verhalten einer Elefantenherde beim Zusammentreffen mit einer Jagdgesellschaft.

Weiter ging es. Immer heißer brannte die Sonne. Aber noch immer hatten die Elefanten nicht Halt gemacht. Reichlicher fand sich der Kot. Wieder hatte mein Führer mit dem Fuß einen solchen untersucht, als er **[166]** plötzlich halten blieb, sich bückte und mir mit strahlendem Gesicht einen großen „Kloß“ reichte. Ich sollte ihn anfühlen, er sei ganz warm. Wenn ich auch sonst den Eingebornen nicht alles glaube, diesmal begnügte ich mich mit dem, was er sagte, griff aber zur Elefantenbüchse, die bisher ein Diener getragen hatte; denn es war kein Zweifel, jetzt waren wir nahe an den Riesentieren. Kaum flüsternd, mehr uns mit Zeichen gegenseitig verständigend, wurde der Kriegsplan entworfen. Nur der Baggaraführer und ich wollten gehen, die Uebrigen sollten zurückbleiben. Heute taten sie es nicht ungern, denn Elefantenjagd ist kein Hasenschießen. Tausend Zufälligkeiten kann es da geben, die den Jäger in Gefahr bringen. Erst wurde nochmals der Wind geprüft, wußten wir doch, daß die Elefanten, die ahnungslos ihren Weg genommen hatten, nicht mehr fern waren. Der Wind stand gut, uns gerade ins Gesicht – soweit man von Wind hier in dem Dickicht sprechen konnte. Kaum ein feiner Hauchzug, der gerade die Flamme eines zur Probe angebrannten Streichhölzchens zur Seite wehen ließ. Hier in dem feuchtwarmen Dickicht herrschte eine unangenehme Luft. Hatte die Sonne, die vorher durch das Gezweig noch spärlich Einlaß fand, schnell die Schweißperlen aufgetrocknet, so verwehrten ihr hier die dichten Blätterdächer der Bäume allen Zutritt. Mehr als erwünscht hakten die Dornen sich in meine Kleidung, schlitzten den leichten Stoff und ritzen die Haut.

An einer Wegkrümmung bückte sich mein Baggara zur Seite, spähend das Auge ins Dickicht gerichtet, bewegte sich langsam hin und her, mit dem Zeigefinger mich warnend. Auch ich war stehen geblieben und lauschte. Ein ganz feines Rauschen vernahm mein Ohr. **[167]** Ich wußte, was es war. Die rauhe Haut eines Elefanten strich an den harten, immergrünen Blättern des Urwaldes. Und jetzt der mir nur zu vertraute Laut, das Kollern in den Därmen eines Elefanten. Keinen Schritt durften wir weiter, es waren zweifellos einige Tiere neben uns. Vielleicht standen andre, durch das Blattwerk uns verborgen, sogar hinter uns. Der leiseste ihnen zugewehrte Windhauch hätte ihnen unsre Witterung gebracht, alle Anstrengungen der langen Pirsch wären vergeblich gewesen. Wir hatten uns auf die Erde niedergelassen und warteten. Ruhig zogen die Tiere in fast greifbarer Nähe an uns vorüber. Durch eine Lücke in den Blättern sah ich eine graue Wand sich vorüberschieben: die Elefanten. Eine halbe Stunde mochten wir so gewartet haben, ängstlich besorgt, daß die Träger uns folgen und die Jagd verderben würden. Aber glücklicherweise war ihre Achtung vor den Elefanten viel zu groß, als daß sie herbeigekommen wären. Sie warteten gewiß auf meinen Schuß, dann wären sie herbeigestürmt. Totenstille herrschte im Urwald – ab und zu das feine Geräusch eines summenden Insekts, in der Ferne hin und wieder ein Ruf von Affen.

Die Ruhepause hatten wir benutzt, uns etwas zu stärken, dann ging es flotten Schrittes weiter. Die Sonne hatte längst die Mittagshöhe überstiegen: endlich mußten einmal die Tiere, die ja doch auch seit Morgengrauen unterwegs waren, müde werden. Es ist ein Erfahrungssatz, daß die Elefanten, wenn die Sonne in den heißen Stunden des Tages – das ist etwa um 2 Uhr – brennt, sich an einem geschützten Ort unter Schattenbäumen zur Ruhe finden. Dabei suchen sie nicht etwa das Urwalddickicht auf, sondern **[168]** am liebsten eine offene mit einigen schattenspendenden Bäumen bestandene Stelle.

Unsre Zuversicht wuchs, als der Urwald sich lichtete, goldgelb das Steppengras vor uns leuchtete. Ehe wir hinaustraten, warteten und spürten wir noch einmal genau den Wind ab. Ganz langsam waren die Riesen weiter gewandert, ihre schlüpfenden Schritte hatten den feinen Staub des Bodens aufgeworfen, so daß die Spuren fast verwischt waren. Aufatmend sogen wir die frische Luft ein, dann ging es schnell weiter. Ich muß offen gestehen, daß ich recht müde war: ich torkelte fast unaufmerksam hinter dem Braunen her, merkte im Augenblick gar nicht, daß er plötzlich seinen Fuß verhielt und prallte auf ihn auf. Im Augenblick waren die Sinne wieder wach. Das Auge folgte dem Finger meines Führers dahin, wo hinter einem Busch es groß und grau schimmerte, kein Zweifel, das waren die Elefanten. Jetzt hieß es erwartungsvoll suchend die Umgebung abspähen, denn wir waren dem Ziel unsrer Wünsche nahe.

Nochmals prüfte ich die Büchse, dann ging es Schritt für Schritt vorwärts. Das Tier, das wir gesehen hatten, war ein starker Bulle, er stand allein, während abseits – vielleicht 20 Schritt entfernt – der Rest der Herde sichtbar wurde. Die großen Ohren bewegten sich langsam, Kühlung fächernd, hin und her. Die eine oder andre Kuh hatte den Rüssel etwas gehoben, die feinste Witterung fächelten die großen Ohren ihnen

zu. Selbst im Schlaf war dieser Sinn der Tiere wach. Denn jetzt schliefen sie wirklich. Nicht immer tun sie das stehend, zuweilen werfen sie sich – wenn sie sich in einer Gegend vollkommen sicher fühlen – zu Boden und schnarchen sogar.

[169] Nun kam es für mich darauf an, den Bullen frei zu bekommen, so daß ich ihm die tödliche Kugel ins Gehirn geben konnte. Schritt für Schritt – vorsorglich auf dem Weg achtend – daß nicht ein brechender Zweig oder ein knackender Halm die Aufmerksamkeit der ruhenden Tiere erregte, pirschte ich vor. Die kleinen Augen des Riesentieres waren geöffnet, fast schien es mir, als blicke es mich an. Aber das Auge des Elefanten ist sehr schlecht, und er kann nicht weit sehen. Ich zielte sorgfältig. Als der Schuß der schweren Büchse die Stille der Wildnis zerriß, brach das Tier lautlos nieder. In wilder Flucht drängten entsetzt die übrigen Tiere zusammen, rasten im Halbkreis herum, dem Wind entgegen, nahmen Richtung nach mir, die Rüssel erhoben, wie wild mit den Ohren klappend. Eine alte Kuh trompetete; war es Wut, Angst oder der Ruf nach dem Bullen, der so plötzlich und spurlos verschwunden schien? Dann trabten sie ein Stück weit davon. Schon wollten wir an den erlegten Elefanten herantreten, da packte der Baggara meinen Arm und riß mich fort. Denn die eben noch flüchtende Herde war umgekehrt und kam suchend zurück. Hinter einem dicken Baum nahmen wir Deckung, die Büchse schußfertig in der Hand – – – nun bot sich uns ein Schauspiel, wie ich es wohl niemals in meinem Leben wiedersehen werde: die Elefanten hatten ihren getöteten Führer gefunden. Erst bliesen und trompeteten sie gehörig, traten hin und her, dann versuchten sie ihn mit dem Rüssel zum Aufstehn zu bringen. Doch er rührte sich nicht, auch Stöße mit den langen Zähnen machten auf ihn keinen Eindruck. Da kniete eine alte Kuh neben ihm nieder, schob die langen Stoßzähne unter den Toten, preßte ihren Kopf fest gegen seinen Leib und suchte ihn aufzuheben. **[170]** Aber auch das ging nicht. Noch standen die übrigen schnaufend und blasend herum, einige wendeten sich schon zum Weiterziehen, da ja alle Mühe vergebens schien, da drehte sich die alte Leitkuh noch einmal um und zog dem Daliegenden mit dem Rüssel einen so gewaltigen Hieb über, daß er sicher aufgesprungen wäre, hätte noch ein Fünkchen Leben in ihm gesteckt. Doch alle „Liebesmühe“ war umsonst. Er war und blieb tot. – –

Der weithinhallende Schuß war auch von meinen Leuten gehört worden. Nun kamen sie alle herbeigestürmt, freudestrahlend mir die Hand schüttelnd. „Bakschisch, Bakschisch“ scholl es von ihren Lippen. Jeder behauptete, mich an den Elefanten geführt zu haben!.....

Der Zauberer

Von Else Franke

Vor mir liegt das Bildnis eines Mannes, eines Mannes mit ergrauten Haaren und Bart, mit gütigem Blick und weichen Zügen. Sieht so ein Zauberer aus? Nein. Und dennoch ist er ein Zauberer, aber einer, der mit seinem Zauberstab nur Gutes und Schönes hervorbringt. Es ist Karl May. Wie es einst dem berühmten Albertus Magnus gelang, seine Gäste über die Winterkälte hinwegzutäuschen, indem er ihnen einen Garten vorzauberte mit blühenden Bäumen darin, mit herrlichen Früchten und Vögeln, so gelingt es auch Karl May, seine Leser loszulösen aus kalter Alltäglichkeit und sie in ein schöneres Land, in das Land der Phantasie zu versetzen. Da sind sie frei von bedrückenden Gedanken und Sorgen, da folgen sie voll Spannung den Erlebnissen seiner Helden, da lachen sie und sind froh. May spielt auf einer Zauberflöte wie der Rattenfänger, und alle müssen ihm folgen. Alle hält er in seinem märchenhaften Bann. Kinder und Erwachsene, Gebildete und Ungebildete, sie alle verstehen ihn. Welcher Dichter kann sich rühmen, so in allen Schichten seines Volkes verstanden und geliebt zu sein?

Wie der Erzähler im orientalischen Kaffeehaus mutet er mich an, der mit bannender Gewalt seinen Hörern eine andere Welt vorzaubert, daß sie träumend, hingerissen seine Worte vernehmen. Sie denken nicht nach, sie urteilen nicht, sie haben den Ort vergessen, an dem sie sich befinden; solange sie die Worte des Erzählers hören, leben sie im Traumland.

[172] Aber das Wichtigste bei Karl May ist, daß er nicht nur ein glänzender Erzähler, sondern auch ein vorzüglicher Erzieher ist. Das versteht er wie kein zweiter. Mit dem Zauber der Güte, die aus jedem seiner Worte spricht, wirkt er ein auf alle in seiner großen Gemeinde. Es ist aber eine hohe Kunst, auf so lebenswürdige Weise erzieherisch zu wirken, und sie zu erlernen ist sehr schwer. Lächelnd spricht May die Lehren der Weisheit aus. Ist er nicht zu vergleichen dem Mädchen im Märchen, dem bei jedem Worte, das es spricht, eine Perle aus dem Mund, eine Rose aus dem Haar fällt? [„Der Brunnen am Ende der Welt“, Schottisches Märchen] Auch May sagt nichts, das nicht von Wert, oder nicht ein lebenswürdiger Scherz wäre. In jeder Zeile aber fühlen wir die große Liebe zu seinen Mitmenschen, die ihn ganz durchdringt.

Karl May kennt jedoch nicht nur das wunderbare Wort, das die Höhle der Wunder sich öffnen läßt, er hat auch den Verjüngungszaubertrank: jung ist sein Herz geblieben bis hinein in die Jahre, da der Mensch ein Greis genannt wird. Diese Jugend der Seele leuchtet aus seinem Auge, spricht aus seinen Worten, und diese Jugend ist es, die alle so zu ihm hinzwingt. Ich habe einen alten Mann gesehen, er las eins der Bücher von Karl May. Da sah ich auf seinem Gesicht denselben jugendlichen Glanz, er schien aus dem Buch auszusstrahlen und sich über das Antlitz des Lesenden zu verbreiten, so daß es seltsam jung wurde.

Spricht nun auch namentlich aus Mays Alterswerken die Weisheit des gereiften Mannes, so fühlen wir doch den Herzschlag eines Kindes heraus. Eine Reinheit geht aus von den Büchern Karl Mays, die alles überstrahlt, was er schildert. Das ist ein Zaubermittel, mit dem er alle Herzen zu sich hinzieht.

[173] An Winnetou denke ich jetzt, diese Idealgestalt eines edlen Jünglings. Wie viele, die von ihm lasen und ihn bewunderten, nahmen sich in ihrem Herzen vor, so zu werden wie er! Und wie viele lächeln verächtlich und sagen, weil sie selbst keines edlen Gedankens, keiner guten Tat fähig sind: „Solche einen Menschen gibt es nicht.“ Aber das sind jene, die nur mit dem Verstand lesen, denen die Liebe fehlt. In ihrer eingebildeten Gelehrsamkeit zerplücken sie die Werke der Dichtung und suchen darin nach Fehlern, nach Unwahrheiten, wie sie es nennen. Das sind die Leute, denen es geht wie dem kleinen Kay in Andersens Märchen von der Schneekönigin, dem ein Splitterchen vom Spiegel des Teufels ins Auge geflogen war, und der nun in allem, auch im Schönsten stets einen Fehler entdeckte, so daß er an nichts mehr einen vollen Genuß hatte. In Selbstüberhebung und geistigem Hochmut werfen sie Mays Werke geringschätzig beiseite. Aber nicht nur das, sie suchen ihn auch zu verleumden, schreien aus, nie sei May im Orient, nie in Amerika gewesen, ohne dabei zu bedenken, daß – wäre es wahr, was sie sagen – sie mit diesen Worten eigentlich May ein hohes, sehr hohes Lob spenden; denn wieviel mehr Kunst gehört dazu, das Niegeschaute in den Farben des wahren Lebens zu schildern, als wirklich Erlebtes und Geschautes einfach zu erzählen!

Nun schrieb ja auch Karl May nicht für die Verstandesmenschen, er schrieb für die, die kindlichen Gemüts sind, wie er selbst es war. Er, der aufgestiegen ist aus den tiefsten Tiefen Ardistsans zu den lichten Höhen

Dschinnistans, dem Lande der guten Geister. Dort oben ist sein Platz, von dort oben sieht er herab bis in die tiefen Täler der Welt, alles überblickt er, mit Milde **[174]** und Güte urteilt er über den, der da strauchelt, der schwach ist. Allen ruft er zu: Kommt herauf ins Sonnenland!

Diesen Eindruck hatte ich beim Lesen von Mays Büchern, gegen die ich mich lange gesträubt habe, denn seine Widersacher redeten lauter gegen ihn als die Freunde für ihn sprachen. Es ist aber ein großes Unrecht, über etwas zu urteilen, wenn man nur die Stimmen der Gegner gehört hat; jetzt aber hat der Zauberer Karl May auch mich in seinen Bann gezogen. Ich werde seine Bücher immer gerne lesen und werde ihm Freunde zu werben suchen, wie und wo ich kann.

Ruhm¹⁶

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Fù vera gloria? Ai posteri

L'ardua sentenza.

(War's wahrer Ruhm? die Nachwelt spricht
Den strengen Spruch. – Manzoni.)

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze

Auf der gemeinen Stirn entweicht. (Schiller.)

Was ist er? Wie entsteht er? Wie vergeht er? Was ist echter, daher bleibender Ruhm? Woran erkennt man den unechten, den hohlen, den verwehenden Ruhm, und ihn schon dann, wann er noch aus vollen Backen über alle Welt geblasen wird?

Und ferner: berühmt bei wem? Natürlich nur bei den Besten, denn nur diese Besten entscheiden darüber, wer gelebt für alle Zeiten. Aber stehen nicht auch die Besten einer jeden Zeit unter dem das Urteil trübenden Zwange des lauten Tageslärms, unter dem Eindruck der sprühenden Begeisterung der mittelmäßigen Menge? Sind sie nicht unterworfen dem doch sehr berechtigten bescheidenen Zweifel an der Richtigkeit des selbstherrlichen eignen Urteils gegenüber dem Lobe oder Tadel der Masse, die doch nicht bloß aus Dummköpfen besteht?

[176] Soviel ist sicher, die Untersuchung jeder noch so lange verschollener, neubelebter, oder jeder ins Gegenteil verkehrter Berühmtheit lehrt: es hat nie einen Ruhm ohne irgendwelche Berechtigung gegeben. Mit dieser Einschränkung: der nachmals in Vergessenheit oder Verachtung gewandelte Ruhm muß in seiner Maienblüte irgendwie echt gewesen sein, das heißt nicht durchweg ungeprüft nachgesprochen, wider eignes Gefühl erheuchelt. Und vor allem müssen wir festzustellen suchen: Wie groß war jener jetzt zerstäubte Ruhm in der Wirklichkeit des Lebens, nicht bloß in den Literaturgeschichten, die zumeist vergangenen Ruhm ohne genaue Untersuchung als zu seiner Zeit allherrschend darstellen. Prüft man die Auflagenhöhe mancher einst angeblich hochberühmter Bücher, so findet man oft sehr bescheidene Zahlen.

Dies sind lauter Allgemeinheiten, mit denen nicht viel anzufangen ist; greifen wir also beweiskräftige Beispiele heraus. ‚Es gibt zu allen Zeiten zwei Literaturen‘, heißt es einmal bei [Arthur] Schopenhauer, ‚die ziemlich fremd nebeneinander hergehen, eine wirkliche und eine bloß scheinbare. Jene erwächst zur bleibenden Literatur.‘ [„Ueber Lesen und Bücher“, S. 73] Aber auch die bloß scheinbare glich zu ihrer Zeit ganz und gar der wirklichen und wurde von dem ungebildeten Kunsturteil für höchst wirklich, meist für viel wirklicher gehalten als die erst lange nachher für wirklich erwiesene. Schopenhauers Ausspruch wirft eben nur die Frage des wirklichen und des falschen Ruhmes auf, nennt aber kein Mittel zu ihrer Lösung. Welch eine fast unübersehbare lange Reihe unechter Kunstberühmtheiten durch die Jahrhunderte, schon auf dem einen Gebiete Literatur, schon in einem einzigen Lande! Wieviel alter Ruhmeswust wird durch ödes [177] Nachschreiben von Buch zu Buch in unsern Literaturgeschichten immer aufs neue weiter gewälzt! Man denke nur an den noch heute gäng und gebe, durch Richard Wagners Oper ungeheuer gesteigerten Ruhm der Meistersinger! Begeistert hört man am Schluß die Worte:

Verachtet mir die Meister nicht
Und ehrt mir ihre Kunst! – –
Ehrt eure Deutschen Meister,
Dann bannt ihr gute Geister! – –

Und da kaum einer unter tausend Zuhörern eine Ahnung vom Meistergesang des 16. Jahrhunderts hat, da sich fast jeder durch den einen berühmten Namen Hans Sachs und neuerdings durch Wagners prächtigen Sachs täuschen läßt, so herrscht im allgemeinen, selbst bei den Höchstgebildeten, heute vom Meistergesang die dumpfe Meinung: er sei, mit Ausnahme einiger elender Beckmesser, etwas gar Herrliches gewesen, und man müsse sich eigentlich nach Wagners Schlußworten schämen, die alten Führer des

¹⁶ Ebenso wie die Abschnitte „Spannung“ (Jahrbuch 1925), „Der wertvolle Mensch“ (Jahrbuch 1927) und „Sittlichkeit und Freude“ (Jahrbuch 1928) sind Engels nachfolgende Ausführungen seinem Werk „Was bleibt?“ entnommen, das 1928 beim Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, erschien. Die Herausgeber.

Meistergesanges nicht zu ehren, nicht aufs Eifrigste zu lesen, um ihrer edlen Künste teilhaftig zu werden. Schlägt man dann aber in irgendeiner Ausgabe, selbst nur in einer Auslese, einen beliebigen Band mit Meistergesängen des 16. Jahrhunderts auf, so ist man entsetzt über den wertlosen Schund, die ausgemachte Unkunst, die starrende Oede der Gedanken, die blutlose Leere der Gefühle des Meistersanges, ohne irgendwelche Ausnahmen.

Aber Hans Sache? – Ach, Hans Sachsens Meistersänge sind leider genau solch wüster Schund wie aller seiner Mitmeister. Wagner hat das wahrscheinlich ebenso gut gewußt wie wir heute, und ihm wird hier kein Vorwurf **[178]** aus seiner Schönfärberei gemacht, obwohl dadurch für jeden Kenner des Meistersanges eine störende Unwahrhaftigkeit in Wagners Werk kommt: er nimmt eine unzweifelhafte Nichtigkeit, wie es der Meistersang war, feierlich ernst. Hans Sachsens Lied ‚Wohlauf, es naht gen den Tag‘ ist kein Meistersang, sondern ein Gedicht für sich, und wer es nicht bloß aus der Oper kennt, der weiß, daß eben nur ein paar Eingangsverse zur Kunst gehören, der folgende endlos lange Singsang nicht besser ist als Sachsens öde Meistersingerei. – Was alles nicht hindert, daß der Ruhm der deutschen Meistersinger wahrscheinlich so lange leben wird wie Wagners Musikdrama. Und doch war und ist dieser Ruhm zu seiner und unsrer Zeit nicht völlig unberechtigt. Sie waren keine Liedermeister, jene wackeren deutschen Schuster und Schneider und Handschuhmacher; aber wie rührend ist ihr über den Handwerkswust des Alltags hinaus und hinauf strebender Trieb zur Kunst, oder doch zu dem, was sie dafür hielten; wie bedeutsam ihre durch feste Regeln vorgeschriebene Strenge gegenüber der Muttersprache! Wir wollen jene alten Meistersinger wahrlich trotz alledem in Ehren halten.

*

Zu Goethes Lebzeiten wirkte in Deutschland ein Dichter, von einem Ruhmesglanz umstrahlt, neben dem selbst Gerhart Hauptmanns Berühmtheit auf der Höhe des Posaunengetöses des Klüngels matt erscheint. ‚Den eigentlichen Dichter Deutschlands‘ nannte ihn der damalige amtliche Worthalter der öffentlichen Meinung, der [Paul] Schlenther, der [Otto] Brahm, der [Alfred] Kerr der Romantiker: Friedrich Schlegel. Niemand wagte jenes Hochberühmten Ruhm anzutasten, zu bezweifeln, **[179]** gar zu verneinen; er beherrschte – trotz Goethe, neben Goethe, über Goethe – die literarische Welt eines ganzen Zeitalters. Wie echt oder unecht sein Ruhm, ob er nicht ausschließlich der Literatenruhm einer Literatenliteratur war wie in fast allen solchen Fällen, ist heute, nach etwa hundert Jahren, schwer festzustellen. Es wird in den wahrhaft gebildeten Kreisen wohl ebenso um jenen Hochberühmten und seinen Ruhm gestanden haben wie heute: die nicht zur Schreiberzunft gehörenden gebildeten Leser haben sich zum Teil von dem lauten Zunftlärm an jedem eignen Urteil hindern lassen und haben bildungsheuchlerisch die Berühmtheit des, von ihnen nicht immer selbstgelesenen, „großen Deutschen Dichters“ nachgesprochen und seinen Scheinruhm dadurch gemehrt; zum andern, größern Teil, aus dem ihres ‚Laientums‘, scheu geschwiegen, sich aber im stillen eingestanden: Dieser Kaiser hat ja gar nichts an, von seinen angeblich wundersamen neuen Kleidern sehen wir nichts.

So gewaltig war der Ruhmeslärm ob des unvergleichlichen Dichters angeschwollen, daß er bis zu Goethe drang und ihn zu der kühlgelessenen Bemerkung nötigte: „Es ist ein Talent von hoher Bedeutung (?), und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann dieses gerade heraus sagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat“ (zu Eckermann, 30. 3. 1824). Wobei nicht ganz sicher ist, ob Goethe die mit meinem: (?) bezeichneten Worte genau so gesprochen hat.

[180] Jener ‚eigentliche Dichter Deutschlands‘ hieß Ludwig Tieck. Schiller, der gegen alles Scheinwesen Eherne, hat über Tieck bei Gelegenheit von dessen hochgepriesener ‚Genoveva‘ so geurteilt: ‚Schätzbar nur als Stoff, voll Geschwätzes wie alle seine Produkte. Es fehlt ihm an Kraft und Tiefe und wird ihm stets daran fehlen.‘ Und an andrer Stelle nennt ihn Schiller: ‚zu hohl und dürrig‘. Wie steht es heute um Tiecks bleibenden Ruhm, um seine lebendige Geltung, nicht um den ihm gewidmeten Raum in den Literaturgeschichten? Habe doch ich ihm einen Abschnitt von 3½ Riesenseiten in der meinigen gewidmet, ihm widmen müssen, um der geschichtlichen Vollständigkeit willen. Man weiß noch eine einzige ‚Tatsache‘ von ihm: daß er mit Schlegel zusammen Shakespeares Dramen übersetzt habe, und dies ist ‚eine falsche Tatsache‘: Tieck hat nie ein Drama Shakespeares übersetzt; die Bezeichnung ‚Tieck-Schlegelsche Shakespeare-Uebersetzung‘ ist ein Irrtum. Doch schon, als Tieck 1853 starb, vermerkte [Karl August] Varnhagen [von Ense] in seinen Tagebüchern, daß alle Welt darüber erstaunte: man hatte gar nicht mehr

gewußt, daß Tieck überhaupt bis dahin gelebt habe. Das war 29 Jahre nach Goethes ruhig abwägendem Urteil über Tiecks Bedeutung.

Wer war einst berühmter als das Fräulein Eugenie John-Marlitt, die Verfasserin des unvergleichlichen Geheimnisses der alten Mamsell, der entzückenden Goldelse, der wunderbaren Frau mit den Karfunkelsteinen usw., usw.? Als Jüngling habe ich die heißhungrige Leserinnenmenge vor den zwei Buchläden meiner Vaterstadt ‚anstehen‘ sehen, „wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren“, an den Tagen, wo das neuste Heft der Gartenlaube mit der neusten Fortsetzung des **[181]** neusten Romans der Marlitt aus Leipzig eingetroffen war. Aehnliches hatte sich in Deutschland nie zuvor, hat sich nachmals nie wieder ereignet. Das war um die Zeit, als die meistgelesenen Deutschen Literaturgeschichten, z. B. die von [Rudolf von] Gottschall, noch kein Wort über [Gottfried] Keller zu sagen wußten, über [Eduard] Mörike und [Theodor] Storm höchstens ein paar herablassende Zeilen. Freilich bei den Besten ihrer Zeit galt die Marlitt auf der Höhe ihres Ruhmes nichts; wer aber hörte auf die Besten, selbst wenn sie sich über die große Marlitt geäußert hatten?

Jener Ruhm war falsch und wurde früh als falsch erkannt. Die lärmvolle Schimpferei der Jüngstdeutschen nach mehr als fünfzehn Jahren gegen die arme gealterte und sehr unberühmt gewordene Marlitt stieß offene Türen ein und entsprang fast nur dem rohen Neide der nichtgekauften Nichtskönner auf die einst im Sturm vergriffene Erzählerin. Aber siehe da, wo vergilben heute die eine „Revolution der Literatur“ ankündenden Nichtigkeiten der Jüngstdeutschen im Gefolge Karl Bleibtreus, [Michael Georg] Conrads, [Hermann] Conradis, Conrad Albertis und der andern lärmvollen Stormgesellen, und wie steht es heute, ein halbes Jahrhundert nach ihrer Ruhmeshöhe, um das Werk der Marlitt? Man frage ihre Verleger oder die Buchhändler, und man wird meist, zu starker Verblüffung, die Antwort bekommen: die Marlitt gehört noch heute zu den vielgekauften und gern gelesenen Romanschreiberinnen. Wir schließen mit Recht aus dieser überaus lehrreichen Geschichte eines großen Ruhmes, daß es keine ganz und gar unberechtigte Berühmtheit gegeben hat und noch heute keine gibt. Wirklich vielgelesener Bücher Ruhm hatte und hat immer ein Körnchen Recht. Ganz **[182]** unechter Ruhm ward zu allen Zeiten nur der Literatenliteratur zu Teil, an der das Volk selbst gleichgültig vorüberlebte. Der Ruhm der Marlitt war nicht ganz so unecht wie der Tiecks, denn jener rührte von Lesern her, dieser weit überwiegend von literarisch tuenden Dabeiseinwollern und Nachsprechern.

So wertlos, ja lächerlich Hauptmanns ‚Einsame Menschen‘ an sich sind und schon dem lebenden Geschlecht erscheinen, ganz unecht war auch ihre einstmalige Berühmtheit nicht. Es hat einen Leser-, besonders einen Zuschauerkreis gegeben, der mit glühenden Wangen und atemloser hoherregter Teilnahme dem Schicksal des nichtigen, sich selbst und seinem Schöpfer Hauptmann weltwichtigen Johannes Vockerat folgte: den Kreis der ebenso nichtigen, sich selbst ebenso wichtignehmenden ‚verkannten Genies‘. Daß Hauptmann diese Gestalt ernst und nicht spaßig nahm, steht auf einem andern Blatt. Eine leidenschaftlich ergriffene Gemeinde: die der sich tragisch einsam dünkenden, anmaßenden Nichtskönner, hat er mit jenem unfreiwillig komischen Trauerspiel wirklich um sich und seinen Vockerat geschart in einem Zeitalter, das man, mit noch größerem Recht, als das des Tango-Unfugs, das der Vockerate nennen kann: das Zeitalter der großmäuligen, unfruchtbaren Lärmmacher und Meisterwerkverheißer –:

Eine große Tat in Worten
Kündigst du uns prahlend an ... (Heine.)

[Eine große Tat in Worten,
Die du einst zu tun gedenkst!
(Heinrich Heine, „Plateniden“)]

Das gleichzeitige unglückselige Beispiel im Deutschen und weltgeschichtlichen Staatsleben braucht nicht mit Namen angeführt zu werden.

*

[183] Da wir durch unsre Untersuchung des echten und des falschen Ruhmes beim ‚verkannten Genie‘ angelangt sind –: hat es je eines gegeben, wie die Vockerate sich und uns einreden wollen? Kann sich der Ruhm einem wahrhaft Ruhmeswürdigen dauernd entziehen? Sind die empörten Klagen der Vockerate und Genossen über Klickenwirtschaft, Nichtaufkommenlassen, Totschweigen, Nichtanerkennen berechtigt?

Fordre kein lautes Anerkennen.

Könne was, und man wird dich kennen! (Paul Heyse. [„Spruchbüchlein“])

Aber [Heinrich von] Kleist? Aber Schopenhauer? Waren sie nicht sträflich verkannt, Kleist sein Leben

hindurch, Schopenhauer bis in seine Sechziger? Kleist war nie verkannt, schon im Leben nicht. Wir müssen streng unterscheiden zwischen stiller echter Anerkennung und lautem, wohl gar klingendem Erfolg bei der Menge. Dieser Erfolg und wahrer Ruhm fallen so gut wie nie zusammen; ja der Erfolg jener Art sollte in jedem Falle zu immer tieferer Untersuchung der Echtheit des bleibenden Ruhmes mahnen.

Kleist war schon im Leben nicht unbeachtet geblieben. [Christoph Martin] Wieland hatte seine Bedeutung sogleich in einem Maße erkannt, wie nur je die bewundernde Nachwelt. Adam Müller, damals einer der Meinung bildenden Geister, schätzte ihn nach Verdienst und wirkte für ihn. Selbst Goethe ist keineswegs teilnahmslos an Kleist vorübergegangen. Wir müssen bedenken: Goethe hat nicht wie wir das volle Lebenswerk Kleists gekannt, sondern nur das Käthchen, Penthesilea, den Zerbrochenen Krug, Kohlhaas; nicht den Prinzen von Homburg, nicht die Hermannschlacht, nicht die Familie Schroffenstein. **[184]** Seine Urteile über Käthchen („Ein wunderbares Gemisch aus Sinn und Unsinn“); über Penthesilea („Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden.“); über Kohlhaas („Artig erzählt und geistreich zusammengestellt wie er sei, komme doch alles gar zu ungefügt“) sind gewiß sehr angreifbar, aber noch kein Verkennen des Vermögens Kleists. Und über den Zerbrochenen Krug, den doch Goethe zuerst und für lange allein zur Aufführung gebracht, lesen wir bei ihm: „Er hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf.“

Es ist undenkbar, daß Goethe auf die Dauer Kleists Stelle in unsrer Bühnen- und Erzähldichtung übersehen haben würde. Er hatte ja Schiller erst in dessen 35. Jahr erkannt, und Kleist war in seinem 34ten, als er seinem Leben ein vorzeitiges Ende setzte. Hier ist nur die Rede vom echten und bleibenden Ruhm, nicht von der sofortigen Anerkennung, auf die kein noch so gewaltiger Künstler ein Anrecht hat. Und behauptet wird hier nur: Kein Ruhmeswürdiger in den Bereichen der Kunst bleibt ohne seines Ruhmes heilige Kränze. Ob einer seinen Ruhm früher oder später oder gar nicht erlebt, ist die ernsteste Glücksfrage für den einzelnen Künstler, jedoch für unser Gesamturteil über das was bleibt ohne Bedeutung. Ob einer seinen Ruhm erlebt, hängt nicht vom Wert seiner geistigen Schöpfungen ab, sondern von seiner körperlichen oder geistigen Gesundheit. Das Schicksal der Anerkennung Kleists ist kein so schwerer Vorwurf für das Deutsche Volk, wie oft behauptet wurde. Tief beklagen werden wir immerdar **[185]** das Los unsers größten Dramendichters an der Schwelle des 19. Jahrhunderts; aber vergessen grade wir Zeitgenossen des zweiten und schrecklicheren Zusammenbruches Deutschlands nicht, daß er nicht so sehr ein Opfer der Teilnahmslosigkeit seines Volkes wie des, zumal seiner aufs Vaterländische gerichteten Dichtung, feindlichen Zeitalters geworden! Nur zwei, drei Jahre längerer Geduld und mutigen Ausharrens, und strahlend wäre ihm die Sonne heißerflehten Ruhmes aufgegangen. Doch dies ist kein sittelndes Urteil, nur ein Feststellen geschichtlicher Wahrheit.

Daß Schopenhauer erst so spät anerkannt wurde, war reichlich ebensosehr eigne Schuld oder doch Eigenwille wie Stumpfheit der Deutschen Geisterwelt. Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ war nicht zum Schnellerfolge angetan, und – Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach der ist bald allein. Aber grade Schopenhauer ist der schlagende Beweis, daß wahre Größe sich unter allen Umständen und allen Hindernissen, auch den selbstbereiteten, zum Trotze durchsetzt, gleichwie Kleists Bedeutung sich selbst gegen Goethes Lauheit und Einwände durchgesetzt hat. Ein dummes oder gehässiges Totschweigen des Bleibenden ist für einige Zeit möglich, für lange oder für immer niemals. Die anmaßende Wertlosigkeit mag übers Totschweigen durch neidvolle Klicken faseln oder rasen, wie z. B. Karl Bleibtreu das Jahrzehnte hindurch getan, – dauernd totgeschwiegen kann nur werden, wer keinen mit Anspruch auf Gehör zum Reden zwingt. Für Schopenhauers nicht sehr weit verbreitetes Werk genügten einige gute Leser, eigentlich nur zwei: Fraundorfer [Julius Frauenstädt!] und [Ernst Otto] Lindner, um die hochaufleuchtende Fackel des Weltruhmes zu entzünden.

[186] Warum sollte ich nicht ein selbsterlebtes Beispiel anführen, das längst eine allgemein bekannte literaturgeschichtliche Tatsache geworden? Ein volles Jahrzehnt hatte sich [Detlev von] Liliencron verzweifelt abgemüht, mit seinen besten Gedichten durchzudringen, sie nur auf Druckpapier zu bringen. Uebers Totgeschwiegenwerden konnte er sich nicht beklagen, denn er war überhaupt nicht zum Worte gekommen. Eine ganze Mappe voll schöner Gedichte, fast aller jetzt bekanntester, lag in Handschriftblättern da; aber an einen mutigen Verleger, der die Gedichte eines völlig Unbekannten, noch dazu eines durch seinen schönen Adelsnamen als „Dilettant“ Verdächtigen, drucken würde, war nicht zu denken. Liliencron haderte mit dem

Schicksal, ohne sich doch für verkannt halten zu dürfen, und – dieser Abschnitt von ‚Was bleibt?‘ war noch nicht geschrieben, ja selbst der geschriebene hätte den hoffnungslos Ringenden schwerlich ermutigt.

Und was geschah? Etwas scheinbar Zufälliges, aber eben nur so Zufälliges, wie es im Leben jedes Künstlers irgendeinmal geschieht: Liliencrons ungedruckte Gedichte kamen zufällig, d. h. schicksalsnotwendig vor die Augen eines Lesers, der beim Blick auf das erste Handschriftblatt – ‚Wer weiß wo?‘ stand in Liliencrons schönen Zügen darauf – erkannte: Hier ist ein Dichter! Jener Leser war ich; aber es gab damals, 1882, mehr als einen, der gleich mir den Dichter Liliencron erkannt haben würde. Vom Zufälligen bleibt nichts übrig, als daß ein gemeinsamer Freund, Hermann Heiberg, die Mappe mir, nicht etwa Paul Heyse oder Wilhelm Raabe vorlegte, die dann zweifellos ebenso wie ich den Dichter Liliencron gewürdigt hätten. Ich schrieb einen **[187]** Aufsatz über den ungedruckten Dichter Liliencron für ein damals einflußreiches Literaturblatt, der Verleger dieses Blattes druckte die, ungeschickt betitelten, ‚Adjutantenritte‘ (1883), und in weniger als einem Jahr, zwei Jahre vor dem Getöse der selbstverherrlichenden ohnmächtigen jüngstdeutschen Verfertiger einer ‚Revolution der Literatur‘, stand Liliencron an der Spitze der jüngeren zeitgenössischen Liederdichter. Ganz und gar nicht etwa auf den Schild gehoben durch eine ‚Bewegung‘, eine ‚Strömung‘, alles seinem eigenen Können verdankend, im übrigen bei aller Freude am Erfolg schweigend. Zwei Jahre drauf rassaunte der unbegabteste, aber lauteste der Jüngstdeutschen, Karl Bleibtreu, in seiner unwahrscheinlich albernen und unwissenden ‚Revolution der Literatur‘ von der ‚Wertlosigkeit der gesamten neudeutschen Lyrik‘, der er endlich aufzuhelfen berufen sei, ohne eine Ahnung von Liliencron zu haben, und mit erhabener Verachtung Storms, Heyses, C.[Conrad] F.[Ferdinand] Meyers, Kellers, die alle noch lebten. Und es gab ebenso unwissende Mitläufer, die auf jenes wüste Geschwätz eines im Grunde außerhalb aller Literatur stehenden Schmierers etwas gaben. Heute, nach einem vollen Menschenalter, ist all jenes öde Getöse verhallt, spurlos bis auf die Erwähnung in Literaturgeschichten; der wahre Ruhm ist Ruhm geblieben, der den Ruhm durch Geschrei vortäuschende Lärm ist in alle Winde verweht, und es ist in diesem Falle wie in jedem ähnlichen zugegangen:

Wenn aller Raketenspuk verweht,
Der hoch entzückt die lieben Kleinen
Dann werden in stiller Majestät
Die alten ewigen Sterne scheinen. (Paul Heyse. [„Ars longa“])

[188] Noch ein persönliches Erlebnis verdient um der Sache willen nicht vergessen zu werden. Zu mir hat einst [Ernst von] Wildenbruch auf der Höhe seines jungen, ihn berausenden Ruhmes (1882) im freundschaftlich rückhaltlosen Tischgespräch, in Gegenwart der nicht wenig verdutzten Mitgäste Viktor Blüthgen und Emil von Schönaich-Carolath als eine harmlose Selbstverständlichkeit ausgesprochen: ‚Na, Shakespeares Ruhm ist doch eine längst überwundene Legende‘. Noch kein halbes Jahrhundert ist seitdem verflossen, noch kein Menschenalter seit Wildenbruchs Tode –, der Leser ergänze selber meinen sich jedem aufzwingenden Gedankengang.

*

Die Scheidung des wahren und des falschen Ruhmes beginnt mit dem Tode; hin und wieder schon bei Lebzeiten:

Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn. ([Franz] Grillparzer. [„Was je den Menschen schwergefallen“].)

Mit dem Tode aber ganz sicher. Ruhm, der sich nach dem Tode nicht auf seiner Höhe hält oder steigert, war schon im Leben unecht und er verweht im Umsehn. Für den falschen Ruhm ist die leibliche Anwesenheit des Gerühmten unentbehrlich. Solange er lebt, bildet er den Mittelpunkt des Ruhmbetriebes um ihn herum. Nun gar die Ruhmversicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit, die es zu allen Zeiten gegeben, fordern in ihren ungeschriebenen Satzungen durchaus das lebendige Vorhandensein der Herren Gesellschafter. Der lebende Berühmte rührt sich für seinen Ruhm; **[189]** die Freunde rühren sich für ihn, teils aus selbstloser Begeisterung, teils um als ‚...aner‘ kleine Gewinnanteile vom Umsatz des Ruhmes zu ernten. Sie sitzen als geachtete oder gefürchtete Ruhmausteiler oder –Verweigerer in den einflußreichsten Zeitungen. Man denke an Hauptmanns ‚...aner‘ Paul Schlenther im Berliner Tageblatt, der über den Ruhm

seines Heiligen wachte, fast gleichgültig, ob dessen neustes irgendwem nachgedichtetes Stück schlecht oder schlechter war. Oder an den noch unentwegteren Schildknappen Alfred Kerr im ‚Tag‘, der von einem ausgepiffenen elenden Zeug wie den ‚Jungfern vom Bischofsberg‘ ([Gerhard Hauptmann] 1907) schrieb: ‚Das Stück hier ist nicht angefangen. Alles bleibt erst zu schaffen, zu ahnen. – Und es ist doch nur ein Dichter ersten Ranges, der so etwas schreiben kann, auch wo er noch gar nicht angefangen hat, es zu schreiben.‘

Das geht ja vortrefflich, sagte der vom Kirchturm hinabstürzende Dachdecker unterwegs, wenn’s nur so bliebe! Aber es bleibt nur beim Leben so, nur der Lebende hat das Ruhmeserkenntnis festverbürgt in der Tasche. Etwa eine Woche nach dem Tode des Hochberühmten, ein paar Tage nach der feierlichen Beisetzung, den Nachrufen und Grabreden in allen Zeitungen beginnt die Berufsfrist, bereitet nunmehr die unbestechliche Richterin Nachwelt das neue Urteil vor und übergibt die Akten dem noch höheren Richter: dem nächsten und übernächsten Geschlecht. Dem Hochberühmten, der’s nicht glauben sollte, – und er glaubt es niemals, denn aus der Literaturgeschichte wird ebensowenig wie aus der Völkergeschichte gelernt –, dem ruft Goethe in seinem viel zu wenig bekannten ‚Pater Brey‘ zu:

[190] Er meint, die Welt könnt’ nicht bestehen,
Wenn Er nicht tät’ drauf herumhergehen;
Bild’t sich ein wunderliche Streich’
Von seinem himmlisch geistigen Reich – –
Doch Herr! damit Er uns beweist,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Tal,
Probier’ Er’s nur und sterb’ Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär’ ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all meinem Haus anbeten. [Goethe, „Ein Fastnachtsspiel“]

*

Eins der unfehlbaren Erkennungszeichen des echten Ruhmes ist die wie ein Naturgesetz wirkende Anziehung der Geister, gar wohl vergleichbar der Anziehung der Weltallmassen im Raum. Der Geist läßt sich nicht dämpfen, und: Ein edler Mensch zieht edle Menschen an. Mit Ausnahme solcher ganz vereinzelter Fälle, in denen ein zur Einsamkeit geborener oder freiwillig bestimmter Sonderling wie Schopenhauer sich dem Ruhme gradezu entzieht, an seinem Pudel mehr Gesellschaftsfreuden genießt als an den Menschen, hat noch jeder wahrhaft große Geist die großen Geister seiner Zeit mächtig angezogen, an ihrer Sphäre so lange gesogen, bis Seele sich zu Seele fand. Soweit wir die Kunstgeschichte genauer kennen, sehen wir in allen Ländern und Altern die größten Zeitgenossen in menschlich wie künstlerisch nahem Verkehr. Wo wir eine Ausnahme gewahren, da erregt sie unser schmerzliches Befremden, und wir forschen nach ihren absonderlichen Gründen. Shakespeare und sein Kreis: die Tafelrunde in der ‚Seejungfer‘; [Jean-Baptiste Poquelin] Moliere, [Nicolas] Boileau, [Jean] Racine, [Jean de la Fontaine] Lafontaine – alle in regem persönlichem **[191]** Austausch. Goethe und Schiller, das ewig denkwürdigste aller Beispiele der unentrinnbaren Anziehungskraft zwischen den Weltkörpern im Geisterreich. Daß Goethe und [Gotthold Ephraim] Lessing nicht zusammenkamen, hing an einer Kleinigkeit; man lese nur Goethes Brief an Frau [Charlotte] von Stein vom 20. 2. 1781. Der große Glückverfehrer Lessing war nur um Tage seinem vielleicht größten Erlebnis, der Begegnung mit Goethe, enthoben worden.

Dann aber denke man an die sich wie von selbst knüpfenden Seelenbünde zwischen den Größten unsers nachgoethischen Zeitalters: Keller, Heyse, Vischer, Storm, Mörike, Marie [von] Ebner[Eschenbach], Louise von François, C. F. Meyer. Wie wertvolle Briefwechsel verdanken wir jenen Freundschaften der besten Männer, der besten Frauen einer Zeit, die wir Älteren noch selbst erlebt haben. Und damit vergleiche man die geschichtliche Einöde um Gerhart Hauptmann! Welcher seiner größten Zeitgenossen, wer von denen, die Miterleber seiner weithallenden Berühmtheit waren, hat je das Bedürfnis gefühlt, zu diesem ‚größten Dichter Deutschlands‘ in menschliche und geistige Nähe zu kommen? Nicht Heyse noch Meyer noch Marie Ebner noch Louise von François, und in ihren Briefen wird er kaum je genannt. Man denke an die sich mit Naturnotwendigkeit ergebenden Beziehungen zwischen Goethe und [Walter] Scott, [George Gordon] Byron,

[Thomas] Carlyle, [Alessandro] Manzoni, der [Germaine de] Stael, mit allen Größten seines Zeitalters, über Länder- und Sprachgrenzen hinweg, – und dann frage man sich: wie haben sich [Henrik] Ibsen, [Björnstjerne] Björnson, [Lew Nikolajewitsch] Tolstoi, [Giosué] Carducci, [José] Echegaray, [Algernon Charles] Swinburne, [John] Ruskin, [August] Strindberg, Selma Lagerlöf zu Deutschlands größtem Dichter gestellt? Ja wie? Aber treu um ihn geschart waren Schlenther, **[192]** Brahm, Kerr, dazu einige ordentliche und außerordentliche Professoren der Germanistik. Allerdings zu Selma Lagerlöf hat er in gewisser Beziehung gestanden: eine wundervolle Erzählung von ihr hat er zu seinem Theaterstück, großartig ‚Winterballade‘ genannt, umgearbeitet. Robert Browning ist entschuldigt, denn er war schon gestorben; wie sich Storm zu dem Benutzer seiner Novelle ‚Eine Malerarbeit‘ für den ‚Michael Kramer‘, Grillparzer zu dem Verarbeiter seines ‚Klosters bei Sendomir‘ in das geheimnisvolle ‚ein Nocturnus‘ benamste Stück ‚Elga‘ verhalten haben würden, ist schwer zu sagen, denn sie waren schon gar zu lange tot.

*

Bei Lebzeiten eines Berühmten ist das Rühren und Schüren des Ruhmes, d. h. des Immerwiedernennens, verhältnismäßig leicht. Gern druckt jede Zeitung ein paar Zeilen, wohl gar ein Aufsätzchen über gleichviel welche Namenberühmtheit der Gegenwart, wie sie ja bei gelegentlichem Mangel an Druckstoff aus alten Anekdotchensammlungen über Friedrich den Großen, Joseph den Zweiten, Napoleon und Bismarck beliebige Stücklein zum so und sovielten Male abdruckt. Aber sie würde nicht wagen, Anekdotlein oder literarisches Tagesgewäsch abzudrucken über längst in alle Winde verflogene Tagesberühmtheiten, die zu ihren Zeiten genau den gleichen, wenn nicht einen größeren papiernen Namensruhm um sich verbreitet hatten. Ueber [Martin] Opitz, [Johann Christoph] Gottsched, [Johann Christoph] Adelung, [Ernst] Raupach, [Heinrich] Clauren druckt nur ausnahmsweise eine Zeitung in größter Verlegenheit ein paar Sätzlein, es sei denn, daß es sich ums Aufwärmen eines vermufften Witzleins handelt.

Damit vergleiche man den Ruhmesbetrieb in der **[193]** Presse unsrer Tage: Herr Schulze, Deutschlands größter Dichter, bereitet für die nächste Spielzeit des Theaters der Zehntausend ein neues bedeutsames Werk vor. – Nach drei Tagen: Herr Schulze, Deutschlands größter Dichter, hat sich zur Vollendung seines neuen Werkes für das Theater der Zehntausend in ein Dorf auf den Balearen zurückgezogen. – Einen Tag darauf: Die Nachricht, daß Herr Schulze, Deutschlands größter Dichter, sich nach den Balearen zur Vollendung seines neuen Werkes für das Theater der Zehntausend begeben hat, bestätigt sich nicht; aus bester Quelle erfahren wir vielmehr, daß er sein Schloß im Riesengebirge nicht zu verlassen gedenkt, da es sich bei seinem neuen großen Werke für das Theater der Zehntausend um ein expressionistisches Problem aus dem Rübezahl-Milieu handelt. – Vier Tage später: Einer der vertrautesten Freunde Schulzes, des größten Dichters Deutschlands, teilt uns soeben durch Funkspruch mit, daß das für das Theater der Zehntausend bestimmte neue Werk Schulzes keineswegs dem Rübezahl-Milieu entnommen ist, sondern der Epoche Friedrichs des Großen, und einen höchst reizvollen impressionistischen Lustspielstoff behandelt; es verlautet sogar, daß es sich um einen überaus kühnen Versuch handelt, Schulzes ersten dieser Art: ein fünfaktiges Lustspiel in Versen. – In der nächsten Woche: Das Geheimnis, das Schulzes neues großes Werk für das Theater der Zehntausend bisher umschwebte, ist gelüftet: es handelt sich um ein Lustspiel in gereimten Versen ‚Tellheim und Minna‘ mit einer gewissen Anlehnung an ein Motiv Lessings.

So geht das einen lieben langen Sommer und einen Teil des Herbstes, einmal, zweimal wöchentlich **[194]** fort, und während dieser ganzen Zeit flackert das Flämmchen dieses Rühmleins unauslöschbar in die dadurch sanft bewegten Lüfte. Dann kommt die ‚Urpremière‘ von ‚Tellheim und Minna‘ im Theater der Zehntausend; der abgeschmackte Abklatsch eines alten Meisterwerkes wird ausgezischt, von 25 unentwegten Schulzeanern mit 50 breiten inneren Handflächen wütend beklatscht; es gibt ein gleichgültiges Lärmlein, das man großmäulig einen ‚Theaterskandal‘ nennt, ein dem Ruhme zeitgenössischer Dramenverfertiger höchst erwünschtes Ereignislein, und am nächsten Morgen, spätestens Abend, drucken 3000 Zeitungen deutscher Sprache dratliche, dratlose, ferngesprächliche oder briefliche kurze und lange Berichte über Schulzes neusten Riesenmißerfolg. Aber ob Mißerfolg oder Erfolg, – die Wirkung für das Berühmtsein, d. h. Genanntwerden einer Tagesgröße ist dieselbe; ja es gibt mehr als einen weitberühmten Deutschen Dichter, der seinen Ruhm nur immerwährenden Mißerfolgen hilfloser Stümpereien verdankt.

Damit ist die Reihe der Ruhmesmittel noch lange nicht zu Ende. Da gibt es zu kaum minderer Wirksamkeit die unentbehrliche Errungenschaft neuzeitlicher Bildung: die Monats-, Wochen- und Tageszeitungen mit wenig Schrift und reichem Bild. Da bekommt der nach Bildung dürstende Leser mindestens einmal monatlich

oder wöchentlich in sprechend ähnlichen Aufnahmen zu sehen: Schulze, Deutschlands größten Dichter, in seinem Badezimmer, Schulze mit dem Bergstock, Schulze mit seinen drei Lieblingshunden, Schulze und die Tauben auf dem Markusplatz. Man unterschätze nicht den Wert solcher und ähnlicher Hilfsmittel der Berühmtheit: sie sind **[195]** für den neuzeitlichen Ruhmesgroßbetrieb unentbehrlich. Längst gibt es Geschäfte, deren Zweck das Sammeln und Uebermitteln von Ruhmsplitterchen an den Berühmten ist: die Anstalten für Zeitungsausschnitte. Ich sehe den Tag, den nahen Tag, wo es richtige Ruhmesanstalten geben wird; sie werden Zelebritätsinstitute, Publizitätszentrale, Notorietätssyndikat heißen –, die für eine feste, nicht billige Jahresgebühr (Publizitätsprämie) dafür sorgen, daß täglich von dem Herrn Syndikalist in der Presse, der politischen und der unterhaltenden, besonders der bildgeschmückten, irgendetwas zu lesen oder zu sehen ist.

Im Zarathustra steht geschrieben: ‚Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt; unhörbar dreht sie sich‘. Und: ‚Abseits vom Markte und Ruhme begibt sich alles Große‘. Wie **[Friedrich]** Nietzsche dies gemeint hat, ist klar, und daß er von einer Welt hinter der des Scheines und Lärmes spricht, braucht nicht gesagt zu werden. In der Welt, die sich alltäglich um uns bewegt, die schreit, rasselt, klappert, trompetet, immer und immer lärmt, die überhaupt nichts weiter ist als Lärm, geht es anders zu. In ihr sind Lärm und Berühmtsein, das für Ruhm gilt, völlig gleichbedeutend. ‚Was wird, wird stille‘, hat ein anderer Weltfremder gesagt; das Gegenteil ist die Wahrheit, d. h. die Wahrheit für 24 Stunden: Wer etwas werden, sein und bleiben will, muß lärmern, und für das Erzeugen von Lärm gibt es in der Neuzeit ein allgemein handliches, leicht spielbares Tonwerkzeug: die Presse. Noch im 18. Jahrhundert war ihre Macht sehr gering, kaum zu spüren. Die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts vollführten **[196]** ein bescheidenes Lärmchen untereinander, höchstensfalls in einer der drei oder vier Literaturzeitungen mit je 2–300 Lesern, und was daraus hervorging, war der enge Ruhm einer Literatenliteratur, einer ‚Gelehrtenrepublik‘. Die paar sehr großen bleibenden Berühmtheiten: des Messias, der Minna, des Werther sind weit überwiegend auf dem Wege zustande gekommen, der noch heute der sicherste ist: von Mund zu Mund der nichtliterarischen Leser.

Der Weltkrieg mit seinen Weltlügen hat uns das Geheimnis der Höllenmacht der Presse offenbart, wie nie eine Zeitspanne zuvor. Man hat für jene Macht das Wort ‚Papageientaktik‘ geprägt: dieselbe blöde Verleumdung täglich, stündlich über die ganze Welt gekreischt, etwa die von den abgehackten belgischen Kinderhänden, und die klügsten Menschen, Universitätsprofessoren in England und Nordamerika, Prediger, Schriftsteller, also die ‚Intellektuellen‘ aller Länder, sogar die Dichter, z. B. **[Maurice]** Maeterlinck, **[Emile]** Verhaeren, Anatole France, **[Rudyard]** Kipling, fielen drauf hinein wie der dümmste Philister und Kannegießer in allen fünf Erdteilen.

Der all solchem Schwindel zugrunde liegende Seelentrieb der Menschheit ist sehr ehrenvoll: der gutgläubige Mensch will trotz allen aufklärenden Erfahrungen am Gegenteil nicht glauben, daß die mit so hoher Verantwortung betrauten Zeitungsschreiber, denen die Seelen von Hunderttausenden, von Millionen, von ganzen Völkern preisgegeben sind, solche leichtfertige Buben oder solche verbrecherische Schufte sein können, die ins Geläch hinein das Gift der Unwahrheit in die Brunnenstuben der Erkenntnis gießen. Der Glaube an das bedruckte Zeitungspapier ist ebenso blind und **[197]** entsetzlich wie irgendein Teufelswahn des Mittelalters. Die Gefahr der Presse für das Kunsturteil der Bildungsschichten ganzer Völker ist nicht so gefährlich wie für die Schicksale der Staaten, aber die Macht der Presse ist in beiden Fällen die gleiche. Keiner, der Zeitungen liest, und wer liest sie nicht?, kann sich dauernd ihrer Macht entziehen. Ein Name, der Tag für Tag an unser Ohr klingt, haftet und wird zur Kernzelle eines Begriffes, der mit Ruhm verwandt ist. Wohl kann man den Rat geben, wie er hier aufs nachdrücklichste, auch mir selber immer von neuem, gegeben wird: Hütet euch vor jedem Buche, um das herum der Lärm des Tages tost! Denkt an das weise Volkswort: Wo es klappert, da ist ein Hufeisen los. Der Rat wird kaum je befolgt; ich selbst, der Todfeind alles Kunstlärms, der gegen falschen Ruhm vermeintlich ganz Gefeierte, habe dennoch – nicht bloß zu Berufszwecken – bald dieses bald jenes Buch in die Hand genommen, um das herum ich Ruhmeslärm gehört, und keine noch so verblüffende Bestätigung meines Grundsatzes von der im graden Verhältnis zur Stärke des Lärms stehenden Hohlheit und Nichtigkeit eines Werkes hat mir etwas genützt. Auch ich habe die zwei elendsten Machwerke der letzten 25 Jahre mit ihrer ungeheuren Berühmtheit gelesen: **[Edward]** Stilgebauers ‚Götz Kraf[f]t‘ und **[Gustav]** Meyrinks ‚Golem‘.

Der Vergleich zwischen dem Presselärm über Bücher und der Werbetrommel für Gebrauchsgegenstände

drängt sich auf. Eins ist sicher: man kann mit Hilfe der Presse das wertloseste Buch für sehr lange Zeit zum Meisterwerk stempeln; hingegen hat keine noch so kostspielige Anzeigenwerbe Erfolg, wenn die angepriesene **[198]** Ware nichts taugt. Nur gute Waren lohnen die hohen Ausgaben für die Werbe: Odol, Kosmin, Blendol, Pfeilringseife, Kaiserborax sind wirklich ausgezeichnete Spül- und Putz- und Waschmittel. Es ist unmöglich, mit noch so teurer Papageienwerbe einer schlechten Seife den Erfolg zu erzwingen, wie er einst für Stilgebauers ‚Götz Kraf[f]t‘ mit viel geringeren Geldmitteln erschlichen wurde.

Mit Hilfe der Presse läßt sich in unsern Tagen Ruhm von beliebiger Tonstärke erzwingen, sei es durch große Geldmittel – ohne Bestechung, denn die Deutsche Presse ist nicht käuflich wie die französische und die mancher anderer Länder –, oder durch geschickte Mache, wie es z. B. im Falle des elenden ‚Götz Kraf[f]t‘ durch einen listenreichen Verleger geschah. Nur eine Weltmacht ist gewaltiger als die Presse: die Zeit; aber der Ruhm, von dem hier gehandelt wird, der falsche, zielt gar nicht auf Dauer ab, er wird nur für den Augenblick, für die Gegenwart erstrebt. Unsre Sprache hat einen scharftreffenden Ausdruck für den Scheinruhm: sich einen Namen machen. Nur genannt werden, immer wieder genannt werden, gleichviel wie, und wär's in Begleitung von Tadel, Vorwurf, Spott, selbst Verachtung. Nur emportauschen, für Augenblicke, aus dem alles verschlingenden, dickflüssigen, grauen Toten Meer der Gleichgültigkeit, des Totschweigens. Nur gehört werden, für Augenblicke, inmitten des betäubenden Getöses der Unzähligen, die alle gehört werden wollen. Jedes Mittel, wirklich jedes ist dem Ruhmesjäger dieser Art gleich. Mit Vorliebe bedient er sich der hündisch schamlosen geschlechtlichen Unanständigkeit, weil nach allen Erfahrungen dieses Mittel in die breiteste Weite wirkt. Aber auch die vollkommene **[199]** Sinnlosigkeit, die gewollte Unverständlichkeit, bis dicht an oder ein bißchen über die Grenzlinie der Verrücktheit ist sehr beliebt, weil fast immer wirksam. Meyrinks ‚Golem‘ verdankt seine Unsinnigkeit mindestens hundert seiner Auflagen, weil die Presse nicht den Mut ihrer eigenen Meinung hatte, in einer einzeiligen Besprechung zu sagen: tödlich langweiliger sinnloser Quatsch. Statt dessen hieß es: – die gedruckten Urteile liegen vor mir und ich schreibe ab:

Der ‚Golem‘ übertrifft alles, was andre Meister der märchenhaften Phantasmendichtung zuwegegebracht. Alles ist von stupender Springlebendigkeit gesättigt und ins Sublime gesteigert. – –

Ueber Meyrinks Kunst ist jedes Wort überflüssig. (Trotzdem:) Sie ist in der methodischen (!) Phantastik und den illuminierenden Erlösungen (!) von einer solchen Ueberlegenheit (!) (über die gesamte Weltliteratur?), daß man ihre Virtuosität füglich (!) bewundern darf (!). – –

Ich schließe einige Pressestimmen über ähnlich unsterbliche Werke an:

Die Sprache ist von solcher Wucht und Kraft, daß der Eindruck von Sekundärem nirgends zum Bewußtsein kommt. Solches konnte nur einem ausgewählten Dichter gelingen. – – (Ueber einen auserlesenen Schmarren, der demnach über Shakespeare und Goethe steht).

Ein Drama voller Leben, das an die besten (!) Schöpfungen der Vergangenheit gemahnt. Ein Werk, das den Vergleich mit Goethes Faust nicht zu scheuen braucht... X erweist sich als der stärkste philosophische Denker unserer Zeit. (Ueber das kindische, sogleich verschwundene Stück eines Längstvergessenen von 1923).

In der Geschichte der modernen Kunst wird dieser Roman einen Markstein bedeuten. (Ueber dieselbe Spreu im Winde).

Man lese die leicht zu beschaffenden Verlagserzeugnisse bestimmter Verleger, mit den ihren Büchern beigegebenen Auszügen aus gedruckten Besprechungen **[200]** in großen und kleinen Zeitungen: einem schwindelt bei dieser Ueberfülle von unsterblichen Genüssen, erhabenen Rittern, Industrierittern, vom Geist.

Eine Dichtung von epochaler Gewalt, die aus unserer epischen Literatur einsam (!) emporragt (über Nibelungen, Hermann und Dorothea, Grünen Heinrich). Das Meisterwerk eines ganz Großen. (Ueber einen verschollenen sogenannten Roman eines verschollenen Stümpers.)

Von der unerhörten Farbenpracht dieses Bandes vermögen Worte keinen Abglanz zu geben.

Er glänzt durch feinste Pointierung, niedagewesene Phantasie, in alle Dimensionen schwingend. – –

Von einer ungebändigten Macht der Ideen, wie sie kaum (!) einem der Allergrößten zueigen ist. – –

Ein himmelhoch aufgetürmter Grat. – –

Alles dies über elendsten, unliterarischen Kaff.

Ich wiederhole nachdrücklich; die Deutsche Presse ist unbestechlich, mit einem so plumpen Mittel wie Geld – in Paris ist der Zeitungsruhm nach fester Preistafel käuflich – ist von keiner Deutschen Zeitung eine lobende Besprechung zu erlangen. Alles geht ehrlich und gutgläubig zu: in mancher Schriftleitung sitzen

einer oder mehre Geniüsse von der beschriebenen Art (Mit 17 Jahren schon hochberühmt, mit 70 immer noch vielversprechend'), die selbst eines der unsterblichen Werke, mit einer Berühmtheit von mindestens vier Wochen, auf dem Ambos oder schon beim Verleger haben, und nun geht es nach dem Goethischen Spruche: Hand wird nur von Hand gewaschen, Wenn du nehmen willst, so gib. Wir haben in Deutschland keine Pressebestechung, aber eine festbegründete Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit. Schreibt der Genius Müller in seinem Fölljetong des Berliner Tagesboten von dem Bändchen läppischer Gedichte des **[201]** Genius Schmidt bei der Illustrierten Nacht: ‚Aus Schmidts ‚Sturm und Stern‘ weht uns der starke Atem der Ewigkeit an, man sieht Visionen und erlebt Schicksale', so kann der Genius Schmidt nicht anders, als von dem Gefasel des Genius Müller, das sich Roman nennt, zu bekennen: ‚Hier ist das Karma eines Ganzgroßen aus den Aeonen der Geistgiganten der Urzeit.' Dann wieder Genius Müller über Genius Schmidt: ‚Es gehört zu den Werken, die auf ihrer makellosen Stirn den Stern der Zukunft tragen, mit dem Gott seine liebsten Söhne segnet', was Genius Schmidt an Genius Müller vergilt: ‚Eine Dichtung von unerhörter Gewalt ragt einsam steil (!) aus der epischen Literatur empor, eine Kunst ohne Vorfahren, das Meisterwerk eines Ganzgroßen ... Weder Gottfried Keller noch Conrad Ferdinand Meyer erreichen so starke seelische Kondensiertheit, wie sie hier erreicht ist ... Er wird zu den Säulen gehören, die die azurene Herrlichkeit des kommenden Reiches auf ihren Schultern (!) tragen.' Dies alles nicht erfunden, sondern aus gedruckten Urkunden – sie heißen Prospekte – wörtlich abgeschrieben.

Lärm mit allen Mitteln, und die Lärmmacher sind überaus erfinderisch. Eins der neusten, an Beliebtheit immer noch zunehmenden ist die Geburtstagsfeier: die des 50sten, des 60sten, nächstens des 65sten, selbstverständlich des 70sten. Ward je in einem Literaturland außer Deutschland die lärmende Feier eines 50sten Dichtergeburtstages begangen? War es übertrieben, was eine große englische Zeitung von Gerhart Hauptmanns sechzigstem Reichs-, Staats- und Provinz-Geburtstage schrieb: ‚Deutschland führt bei jeder Gelegenheit das Selbstlob von seiner überragenden **[202]** Geisteskultur im Munde; möchte man nicht in Deutschland sich auch einmal mit den Begleiterscheinungen des Geistesschwindels ein wenig beschäftigen?'

‚Die versunkenen Berühmtheiten in der Kunst' – wer schreibt uns dieses Buch? Aber mit möglichst reichen gedruckten Urkunden für die ehemalige Berühmtheit. Es könnte für die Erkenntnis dessen, was bleibt, nützlicher sein als die beliebten Sammelbücher über die noch berühmten Männer. Erforscht die Gründe, warum die entthronten Berühmtheiten vormals für berühmt galten und warum sie heute sehr unberühmt geworden, und ihr habt eine Erkenntnis von echter und unechter Kunst, wie sie euch die dicksten Lehrbücher der ‚Aesthetik' nicht verschaffen können. Die Beispiele aus den verschiedenen Literaturen stehen an vielen Stellen dieses Buches; hier sollen nur einige Muster aus der Deutschen älteren und jüngsten Vergangenheit betrachtet werden.

Als Lessing sein Vademekum gegen den Pastor [Samuel Gotthold] Lange ergehen ließ, galt dies selbst bei Lessings Freunden für ein tollkühnes Wagnis, denn der Pastor Lange war ein gefeierter Dichter, dem sein Ruhm das Recht gab, den Horaz zu zerstückeln, dazu ein Mann mit Amt und Würden und hochhinauf reichendem Einfluß. Lessing dagegen, der ganz auf sich gestellte ‚Literat', nur Magister, nicht festbesoldeter Professor wie [Christian Adolph] Klotz – welch eine Dreistigkeit! Jeder Leser weiß, daß ohne Lessings Angriff heute kein Mensch eine Ahnung vom einstigen Vorhandensein des Herrn Pastors und berühmten Dichters Lange haben würde. Und wer wüßte noch etwas von einem Professor und Geheimderat Klotz?

[203] An das noch beweiskräftigere Beispiel Tiecks sei auch in diesem Zusammenhange erinnert.

In meine Jünglingszeit fällt der dröhnende alldeutsche Ruhm des Neudichters der Nibelungen: Wilhelm Jordans. Lehrer, Mitschüler, der ganze Bekanntenkreis sahen in ihm den Dichter, und aus der großen Welt der Deutschen Bildung, aus allen Zeitungen und Zeitschriften erscholl und widerhallte der Posaunenruhm jenes Gewaltigen, der ohne Furcht vor vernichtendem Gelächter sein Stabgereimel in 48 Gesängen auf 1200 Druckseiten schließen konnte mit dem dröhnenden Selbstruhm, daß er das alte Gedicht, das Nibelungenlied, ‚aus verwitterten Resten (?) wieder gewölbt hat zum Zeiten durchdauernden doppelten Dome'. So im Jahre 1874. In wenigen Jahren waren mehr als hunderttausend Abdrucke jenes fürchterlichen Wälzers verkauft. Ein begeisterter Schulmann verknüpfte Schulverbesserung und Jordan: ‚Seine Nibelungen müssen den Mittelpunkt des Unterrichts in Deutscher Sprache und Literatur bilden', also nicht etwa Goethe und Schiller. Aber dieweil solche Ruhmwindbraut über die Länder Deutscher Zunge dahinfuhr und jedes widersprechende Urteil ausblies, schrieb der damals sehr unberühmte, von Jordan wohl

gar nicht gekannte Züricher Staatsschreiber Gottfried Keller an den gleichfalls von der zeitgenössischen zünftigen Literaturgeschichte kaum beachteten Theodor Storm: ‚Es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu setzen.‘ Und Storm erwiderte: ‚Gott steht mir in Gnaden bei! Was ist das für ein elendes Zeug! Und diesen Mann nennen **[204]** die Literaturgeschichten den Ersten, den Gewaltigen, den Einzigen.‘ Wären diese zwei Urteile dazumal bekannt geworden, ein Sturm verachtungsvollen Zornes hätte sie als bildungslose Unzulänglichkeiten hinweggefegt.

Der Weltruhm der George Sand [Amantine Aurore Lucile Dupin de Francueil] hatte zwei Deutsche Romanschreiberinnen zum Nacheifern entflammt: Gräfin Ida Hahn und Fanny Lewald. Beide hielten sich, wurden von der Presse erklärt, von den gebildetsten Lesern genommen für weibliche Gipfelgeister der Romankunst. Ida Hahn verschwand sehr früh aus der Reihe der ernstgenommenen Dichter, und von Fanny Lewald sagte der still beobachtende Gottfried Keller, über den sich die künstlerisch nichtige Deutsche Sand [Hahn?] hoherhaben dünkte, noch auf der Höhe ihres Scheinruhms: ‚Wenn einer das wäre, was die sich einbildet!‘ Heute sind die Hahn und die Lewald völlig versunken.

Die Berühmtheit [Friedrich] Spielhagens habe ich als Knabe aufsteigen sehen; schon in der Mitte meines Mannesalters war sie im Sinken, heute ist sie auf Nimmerwiederkehr dahin. Bei seinem Tode, 1911, stellte die Presse übereinstimmend fest, daß außer einigen literaturgeschichtlichen Bemerkungen – die aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kürzer werden – von Spielhagens umfangreichem Lebenswerk nichts mehr wirke, nichts zu dauern verspreche.

Wie wenig richtige Selbsteinschätzung sogar hervorragende Schriftsteller besitzen, lehrt uns das Beispiel des tüchtigen Gustav Freytag. So fest glaubte er an die Echtheit seiner Berühmtheit, daß er im Jahr 1874 an den Herzog [Alfred] von [Sachsen-]Koburg mit verblüffender Ueberhebung schrieb: ‚Unter den lebenden Künstlern unseres **[205]** Volkes erkenne ich keinen über mir, nicht viele als meines Gleichen.‘ Freytag meinte: als Dichter; nun, daß er als Dichter schon damals, geschweige heute, weit hinter Storm, Raabe, Keller, Meyer, Heyse zurückstand, unterliegt keinem Zweifel, und seit jenem Wort anmaßender Selbstbewertung ist der Dichter Freytag immer tiefer in den Hintergrund gerückt.

Noch ist der Ruhm Nietzsches nicht im Verbleichen, noch wird sein Zarathustra fast immer mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht genannt und ausgeschrieben; er gilt dem lebenden Geschlecht, das allerdings noch sein erstes Lesergeschlecht ist, für schlechtweg unsterblich. Aber grade während des Druckes des Zarathustra schrieb Nietzsche das tiefe Wort: ‚Tot vor Unsterblichkeit.‘ In der Tat gibt es sehr viele Unsterblichkeiten, die unerwecklich tot sind; an vielen Stellen dieses Buches wird von ihnen berichtet. Neu ist übrigens Nietzsches Wort nicht; ziemlich denselben Inhalt hat Goethes Spruch:

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen,
Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen. [Zahme Xenien]

Ist es undenkbar, daß nach fünfzig Jahren das Urteil über Zarathustra anders, ganz anders lauten mag als heute? Lautet es nicht schon heute anders als vor zwanzig Jahren? Man denke an die Weltberühmtheit Ossians vor 150 Jahren, an die Begeisterung Goethes, und vergleiche die heutige Bedeutung Ossians. Ob es auf Erden zur Stunde fünfzig Menschen gibt, die ihn kennen, zwanzig die ihn ganz gelesen haben?

Erstaunlich groß ist die Zahl der Bücher aus allen Literaturen und allen Zeitaltern, deren Weltberühmtheit **[206]** feststeht, die auch heute noch gelesen zu werden verdienen, die aber fast nur von Literaturforschern gelesen werden. ‚Die von aller Welt bewunderten Werke werden von keinem mehr geprüft‘ (Anatole France). In diesem Buche sollen sie geprüft werden.

Lebendige, gar lärmvolle Gegenwarts- oder doch Tagesberühmtheit lähmt die Freiheit des Urteils. Es ist ein viel geringeres Wagnis, Sophokles oder Calderon für wertlos zu erklären als Gerhart Hauptmann und Thomas Mann. Immerhin steht das heutige Geschlecht der höchstgebildeten Leser ganz anders zu den am lautesten umlärmten Stücken Hauptmanns: Einsame Menschen, Versunkene Glocke, Fuhrmann Henschel usw., als das Geschlecht der 90er Jahre. Beurteiler mit geschichtlichem Sinn wissen, daß solcher Wandel schon bei Lebzeiten des Gefeierten das gewöhnliche sichere Anzeichen des Versinkens ist. Der falsche Ruhm entsteht schnell und vergeht langsam: oft genügt ein lärmvoller Theaterabend zum Entflammen einer

ungeheuren Scheinberühmtheit, aber es bedarf eines halben Jahrhunderts zu ihrem Auslöschen. Jedoch ob schnell oder langsam, das Ende ist stets dasselbe: ein qualmendes Lichtstümpfchen, dann nur noch ein flimmernder Dochtrest, zuletzt ein Name, der höchstens Schall und Rauch ist.

*

Meist glaubt man, zur Berühmtheit und zum Ruhme gehöre untrennbar der Erfolg. Zur schnellen Berühmtheit unzweifelhaft, der Ruhm hat Zeit zum Warten. Gewiß ist der Erfolg, der plötzlich errungene, kein Beweis für die Wertlosigkeit eines Kunstwerkes; bei sehr vielen bleibenden Schöpfungen war der Erfolg, [207] der Ruhm sogleich beim Erscheinen, auf den ersten Blick da. Dennoch hat der geistreiche Franzose [Catulle] Mendès Recht mit seinem Satze: ‚Der Erfolg beweist nichts, nicht einmal gegen.‘ Es gibt eben Erfolg und Erfolg, und jeder muß auf seine Wesensart geprüft werden. Kellers zweiter Grüner Heinrich von 1880 war ein Erfolg, aber einer ohne jedwedes Geschrei, nach einigen tausend Abdrücken in einigen Jahren zählend und bis zum Erlöschen des Urheberrechts (1921), also in 40 Jahren, noch lange nicht an 50 000 Stück reichend. Damit vergleiche man den Erfolg – man nennt dergleichen sehr treffend Bombenerfolg – gewisser Schund- oder Schandromane der letzten 30 Jahre! Beispiele sind entbehrlich, jeder Leser hat sie schauernd erlebt.

Daß zum Bombenerfolg, allerdings zum schnell vergänglichen, der geschlechtliche Reiz das Meiste beiträgt, lehrt die Literaturgeschichte des letzten Menschenalters an zahlreichen Fällen. Man verschleierte diese Tatsache durch das Schmockwort ‚Erotik‘, aber Geschlechtsskitzel und Erotik unterscheiden sich nur wie die Armut und die Powerteh. Zolas Riesenerfolge kamen zum sehr großen Teil aus dem Vorwiegen der geschlechtlichen Unverhülltheit fast aller seiner Romane, weit mehr als aus ihrem unleugbar hohen sittengeschichtlichen Wert. Der eine große Erfolg einer mittelmäßigen Deutschen Erzählerin [Helene Keßler, ps. Hans von Kahlenberg] mit ihrem ‚Nixchen‘ (1897) war fast ausschließlich die Wirkung des schlaun geschlechtlichen Kitzels und – des dummen polizeilichen Verbots des Buches.

Erfolge dieser Art sind nicht das Vorrecht der Gegenwart. Kein Werk [Denis] Diderots, auch nicht seine wertvollsten, hatte einen Erfolg wie seine ‚Nonne‘ und sein [208] ebenso schmutziger wie läppischer Roman ‚*Les bijoux indiscrets*‘; kein Deutscher Roman älterer Zeit hat einen solchen Lärmerfolg gehabt wie Friedrich Schlegels ebenso schamlose wie alberne ‚Lucinde‘. Und wer kann leugnen, daß [Giovanni] Boccaccios Ruhm bei weitem mehr auf dem geschlechtlichen Reiz seiner losen Geschichten als auf seiner Erzählungsmeisterschaft beruht?

Vielleicht das merkwürdigste Beispiel des Berühmtwerdens und Berühmtseins ist das des Deutschen Bühnendichters Herbert Eulenberg (geb. 1876). Nicht ein einziges seiner vielen Stücke, auch nicht die preisgekrönte ‚Belinde‘, hat einen wirklichen Erfolg gehabt, weder bei den Zuschauern noch bei der Presse; dennoch ist Eulenberg ein sehr berühmter Dichter. Seine Berühmtheit lebt von seinen Mißerfolgen, und das mit Recht: genannt wird er nach jedem neuen Mißerfolg genau so oft, wohl gar öfter, als nach einem Erfolg, und wer es in unsrer Zeit erzwingen kann, genannt zu werden, der ist ein berühmter Mann. Es schadet dem Ruhme Eulenberg gar nichts, daß die Urteile über jedes neue Stück aus dem Tone gehen: ‚Er konnt‘ es zwar nicht blasen, doch blus er’s einigermaßen.‘

Nichts aber ist erfolg- und folgenreicher als ein echter Erfolg. Es gibt eine reizende Versgeschichte von Ellisen [Adolf Ellissen], umgedichtet von Hans Hopfen: ‚Der Pinsel Mings‘, die sich jeder meiner Leser verschaffen sollte. Der Chinesendichter Ming hat mit Hilfe eines göttlichen Zauberpinsels Meisterwerke geschaffen; nach Ablauf der Leihfrist des Pinsels versiegt ihm die Dichterkraft, und er bejammert sein Geschick. Doch da tröstet ihn der hilfreiche Geist aus Himmelshöhen:

[209] Schreib mit dem nächsten besten Besen frei
 Nun deine Lieder, Märchen oder Dramen,
 Schreib sie so dumm du willst, ’s ist einerlei,
 Denn, liebes Kind, jetzt hast du einen N a m e n !

Dies ist nur ein geistreiches Märchen; greifbare Wahrheit war und ist das Verhalten der Posaunenbläser Gerhart Hauptmanns in einem Teil der Presse, besonders seines Allergetreuesten: Alfred Kerrs. Wie eine Prosanachahmung des Pinsels Mings liest sich sein Urteil über Hauptmanns unsagbar elende ‚Jungfern vom Bischofsberg‘. ‚Für einen bekannten Schriftsteller ist es leichter, mit einem schlechten Buche berühmt zu

bleiben, als für einen unbekannten, mit einem ausgezeichneten berühmt zu werden' ([Jean de] La Bruyère). Wer hat, dem wird gegeben!

Jeder wahre Künstler bedarf des Erfolges, aber des wahren, nicht des erkünstelten und erlisteten. Würdig und schön heißt es bei Goethe in einem Brief an [Johann Friedrich] Rochlitz (30. 1. 1812) aus Anlaß seines Tasso: ‚Mehrere meiner spätern Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahre, bis sie sich ein größeres Publikum unmerklich erschmeichelten; wie denn ja mein Tasso über 20 Jahre alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine solche Langmut ist nur dem zuzumuten, der sich bei Zeiten den *Dédain du succès* [Verachtung des Erfolges] angewöhnt hat, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will. Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen *Succès* meint, so hat sie Recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bei allen meinen Arbeiten. Diesen Erfolg nun früher und vollständiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer **[210]** wünschenswerter, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgültigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat.‘

Auch jenes Unberechenbare, Schicksalige, das Glück genannt wird, spielt seine Rolle, keine entscheidende, aber oft eine erkennbar mitbestimmende. Heinrich von Kleist war glücklos, und keines seiner Werke wurde bei seinen Lebzeiten ein Erfolg im gewöhnlichen Sinne; auf die Dauer hat sich der bleibende Wert als stärker erwiesen als die Gunst der Stunde. Und – Glück hat der Tüchtige, nur muß er's erleben; doch hierüber entscheiden Mächte, die hoch ob allem Menschenwerke walten.

Hatte etwa Gottfried Keller Glück mit seinem Hauptwerk, dem Grünen Heinrich? War nicht dessen erste Fassung und Auflage einer der berühmtesten literaturgeschichtlichen Fehlschläge? Keineswegs darum, weil jene erste Form reinkünstlerisch tiefer stand als die zweite. Aber der große Meister der Erzählkunst konnte warten, und seine Kunst bezwang das Glück.

Dürfen wir es nur dem Glück zuschreiben, wenn ein Liederdichter die Tonkünstler anreizt, sein Lied auf den mächtigen Flügeln des Gesanges über alle Ländergrenzen zu tragen? War es nur ein Glückszufall, daß Heines Lorelei einen Tondichter [Friedrich Silcher], keinen der großen, zu einer einschmeichelnden Weise begeisterte? Was hat es für die lebendige Kunst auf sich, daß [Clemens] Brentano der erste Gestalter, ja Erfinder des Lorelei-Stoffes war und daß Heine ihn nur umgeformt hat? Die Leben einhauchende Tat war dieses Umformen, und nur wegen Heines Lorelei beachten wir Brentanos langes, langweiliges Erzählgedicht ohne allen liedhaften Wert. Gewiß entscheidet die mehr oder minder große **[211]** Zahl der Vertonungen nicht über den Vergleichswert von Lieddichtungen; immerhin darf nicht unbeachtet bleiben, daß – nach genauer Zahlenangabe im Deutschen Buchhändler-Börsenblatt von 1912 – bis dahin 4259 Vertonungen Heinischer, 2660 Goethischer vorhanden waren. Wer einwenden will: sehr viel von Heines Ruhm als Lieddichter gehört seinen Vertonern, dem darf erwidert werden: die Neigung so vieler Vertoner muß dem Dichter zugut gerechnet werden.

*

Aller Menschenruhm ist Menschenwerk und mit den Irrtümern, den Vernunftwidrigkeiten, den Ungerechtigkeiten des Menschenwerkes behaftet. Nur in sehr langen Zeiträumen werden die Endlichkeiten des Urteils über wahren und falschen Ruhm ausgeglichen. [Daniel] Defoes Robinson wurde sogleich nach seinem Erscheinen (1719) in allen Leserländern übersetzt, verschlungen, nachgeahmt; aber seine Beliebtheit ruhte überwiegend auf seiner stofflichen Spannung. Zu einem der ganz wenigen Menschheitsbücher mit höchstem Ruhm wurde es doch erst durch [Jean-Jacques] Rousseaus begeistertes Lob (im 3. Buch seines ‚Emil[e]‘). Auf Lessing, Goethe, Schiller hatte der Robinson noch nicht so stark gewirkt, obgleich sie als Knaben ihn natürlich gelesen hatten.

Es gibt Ungerechtigkeiten des Urteils über Ruhm, die äußerst zäh sind. Erzählkünstlerisch ist Robinson nicht Defoes größtes Meisterstück; der wundersame Stoff mit einer Menschheitsurfrage hat dem Buche seinen einzigartigen Erfolg erobert. So ist ‚Manon Lescaut‘ keineswegs die wertvollste Dichtung von [Antoine François] Prévost d'Exiles; ‚Eugenie Grandet‘ zwar [Honoré de] Balzacs **[212]** meistgelesener, aber, trotz seinem nicht geringen Wert, nicht höchster Roman. Von [Alfred] Tennysons Lebenswerk ist ‚Enoch Arden‘ die bekannteste, nicht die bedeutendste Schöpfung. Indessen alles fließt, hin und her schwingt immerfort das Pendel des Nachruhms, und eine Fülle von Beispielen lehrt, daß die Gerechtigkeit rastlos auf ihrem Wege ist.

Weil die meisten Literaturgeschichtsschreiber Nachschreiber und Nachurteiler sind, ziehen sich schreiende Ungerechtigkeiten aus Buch in Buch. Man schlage in irgendwelcher ältern, ja selbst sehr neuen Geschichte Namen auf wie [Leopold Friedrich Günther von] Göckingk, die Karschin [Anna Luisa Karsch], Georg Jacobi und lese die in meiner Deutschen Literaturgeschichte abgedruckten erstaunlichen Proben jener drei durchweg verächtlich abgetanen Dichter. Mein Verdienst an diesem Aufdecken der Wahrheit ist gering: ich hatte die Werke jener Mißhandelten gelesen, bevor ich urteilte, und so geschah nur, was nach Goethes prächtigem Seherspruch geschehen mußte.

Jahrhunderte dunkler Vergessenheit können sich über die schönsten Kunstwerke schier erstickend türmen, doch endlich kommt auch ihr Tag. Das Nibelungenlied und Walther von der Vogelweide, Gottfried [von Straßburg]s Tristan und Isolde, Wolfram [von Eschenbach]s Parzival waren ein halbes Jahrtausend verschüttet gewesen, und das älteste und schönste französische Heldengedicht, das Rolandslied aus dem 11. Jahrhundert, kam erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wieder zum Vorschein und zu verdientem Ruhm.

Oder auf anderm Gebiet: Goethe reist durch Oberitalien, rühmt die angeblich überragende Kunst [Andrea] Palladios, erwähnt aber Giotto [di Bondone] in Padua nicht, beachtet das Reiterbild Gattamelatas in Padua von **[213]** Donatello so wenig wie [Andrea del] Verrocchios [Reiterbild Bartolomeo] Colleone in Venedig. Warum? Weil er, Wolfgang Goethe, doch eben auch nicht ganz unbefangen an die Werke alter Kunst trat, sie nicht bloß mit eignen Augen sah, sondern nachsah und nachurteilte. Von Palladio sprach damals die gesamte Kunstwelt, Palladio wurde in Goethes Kunsthandbuch von [Johann Jacob] Volkmann gerühmt, Giotto [di Bondone], [Andrea del] Verrocchio und Donatello waren zu Goethes Zeit noch keine klangvollen Namen.

*

Ueberhaupt gibt es weitaus mehr nachgesprochenen Kunst- und sonstigen Ruhm als immer wieder selbstgeprüften und echtempfundenen. Sogar bei den größten Künstlern gibt es das, was ich schiefen oder verrenkten Ruhm nennen möchte. Er ist besonders häufig in Deutschland, dem Lande mit der Leidenschaft für eine sauber geordnete „Registratur“, für das unfehlbare Fachwerk. [Friedrich Theodor] Vischer ist ein für allemal ‚der Aesthetiker Vischer‘, [Friedrich] Hebbel der große Dramatiker, Paul Heyse der fruchtbare Novellist, Keller, auch Meyer, der große Erzähler. Aber getrost, die Zeit wird kommen, wo man von Vischer dem Dichter sprechen wird; von Hebbel dem herrlichen Lieddichter; von Paul Heyse dem Sänger und zugleich dem Dramatiker; von Keller und Meyer als den zwei größten schweizerischen und den sehr großen Deutschen Meistern des Liedes. Ich wage sogar die Ketzerei: ist es unmöglich, daß nach 50 oder 100 Jahren von Nietzsches sämtlichen Werken nur noch die paar Gedichte wirklich lebendiger Besitz geblieben sind? Wer Vischers Lyrische Gänge, Hebbels, Heyses, Kellers, Meyers, Nietzsches Gedichte zum erstenmale liest, ohne je gehört zu haben, **[214]** daß die Literaturgeschichten sie für Nebenwerke erklärt haben, der würde gewiß das richtige Urteil fällen.

O über das prüfungslose Nachsprechen! Seit bald einem Jahrhundert wird Friedrich Wilhelm der Vierte nie ohne das Beiwort ‚der Geistreiche‘ genannt. Und doch weiß weder Mit- noch Nachwelt ein einziges beglaubigtes Wort echten Geistreichtums von ihm anzuführen. Die Witzchen, die als von ihm herrührend berichtet werden, sind ohne Ausnahme entweder beleidigend roh oder hinterher ihm zugeschrieben. Ein sehr merkwürdiger Fall von Geschichtsfälschung durch gedankenloses Nachsprechen.

Kein Ruhm, auch der festbegründetste nicht, ist über jedem Zweifel und Angriff erhaben. Daß Voltaire den von ihm für Frankreich beinahe zuerst entdeckten Shakespeare einen ‚betrunkenen Wilden‘ nannte, Friedrich der Große von ihm schrieb: ‚... die abscheulichen Stücke von Shakespeare ..., diese lächerlichen Farcen, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden‘, das ist nicht gar so verwunderlich, denn für Voltaire, wie für alle Franzosen bis auf den heutigen Tag, gab es nur einen Maßstab, den des klassischen französischen Theaters; und Friedrich hatte aller Wahrscheinlichkeit nach Shakespeare gar nicht gelesen, sondern nur seinem Lehrer Voltaire nachgesprochen. Aber wir haben ja auch in Deutschland noch spät im 19. Jahrhundert Herabzieher Shakespeares erlebt: [Gustav] Rümelin, [Roderich] Benedix, Wildenbruch. So soll es sein, unantastbaren Ruhm soll es nicht geben, immer aufs neue muß die Berufung an das Gericht der Nachwelt offen bleiben, wenn wir nicht in bildungsheuchlerische Unwahrhaftigkeit verfallen wollen. Man soll Homer und Aeschylus, Dante und Shakespeare, **[215]** Goethe und Schiller anzweifeln: das ist sehr nützlich, ja notwendig für die immer aufs neue geprüfte und vertiefte Kunstüberzeugung. Es hat gar nichts geschadet, daß Eugen Dühring [Gottfried August] Bürger für einen ‚größeren Lyriker als Goethe‘, für den ‚wahrsten und bedeutendsten Lyriker, den die Deutschen aufzuweisen

haben', erklärte. Man denkt ernsthaft prüfend über den eigenwilligen Ausspruch eines Mannes wie Dühring nach, sagt sich aber sogleich, daß selbst ein noch größerer Philosoph als er nicht der zu einem maßgebenden Urteil über die Bedeutung eines Lieddichters Berufenste ist. Ebenso wenig entscheidender Wert kommt dem Hohnworte Nietzsches über Friedrich Strauß 'den Bildungsphilister' oder seinem doch arg geistlosen Witz von Schiller dem 'Moraltrompeter von Säckingen' zu. Wäre's nicht Nietzsche, so müßte solch Ausdruck milde schnoddrig genannt werden.

*

Der Wandel der weltgeschichtlichen Berühmtheit durch die Jahrhunderte springt in die Augen. Dutzende von Helden der Geschichte verdanken einen großen Teil ihres Ruhmes, ja ihre ganze Bekanntheit nur den Dichtern, die sie zu Helden ihrer Dichtung gewählt haben. Wer kennt heute noch die englischen Heinriche, Richard den Zweiten und Dritten ohne Shakespeare? Erst durch ihn ist Coriolan zu einer unsterblichen Gestalt geworden, und es ist keine zu kühne Behauptung, daß selbst Julius Cäsar, nun gar Brutus und Cassius ohne Shakespeare eine viel geringere Bekanntheit genossen. Wer wüßte noch etwas von Cinna ohne [Pierre] Corneille, von Götz von Berlichingen ohne Goethe?

Die Verschwörung des Fiesco wäre ohne Schiller [216] ebenso vergessen wie Fiesco selbst; und wenn Wallenstein heute als die Mittelpunktsgestalt des dreißigjährigen Krieges gilt, so ist dies einzig die Wirkung des Schillerschen Trauerspiels. Ähnliches gilt von Egmont, selbst von Maria Stuart, von Tasso, vom Böhmenkönig Ottokar. Wer kennt den dunklen Ehrenmann des 16. Jahrhunderts, Faust, trotz dem von ihm handelnden alten Volksbuch, ohne Goethe? Und daß erst durch Schiller das geheimnisvolle Mädchen von Orleans heldische Größe gewann, geben selbst die Franzosen zu, die bis zu Schillers Drama nicht nur kein Verständnis für jene wundersame Gestalt besaßen, sondern sie nur läppisch oder schmutzig in den Staub gezogen hatten. Und ist es zu viel gesagt, daß selbst Elisabeth [I., 1533-1603] von England einen beträchtlichen Teil ihres Ruhmes in England und vor der Weltgeschichte dem glücklichen Umstand verdankt, eine für Shakespeare nicht unwichtige Zeitgenossin gewesen zu sein?

*

Ach und der Ruhm vieler Hochberühmter nach Jahrtausenden oder Jahrhunderten! Was bleibt in dem unaufhörlich gewechselten sichtenden Siebe der Geschichte mit den immer größeren Löchern? Von wie vielen Dichtern nur ein einziges Lied, oft nur ein paar abgerissene Worte, ein geflügeltes Wort. Vespasian, so meldet die Römergeschichte, war ein mächtiger Kaiser, der über das Schicksal vieler Völker gebot: fraget die Pariser, was eine 'Vespasienne' ist, und schlaget im [Georg] Büchmann den Ursprung des Wortes 'Non olet' über die Vespasienner im alten Rom auf. Dies ist alles, was der nicht sehr gelehrten Nachwelt vom Ruhme Vespasians verblieben ist.

[217] Terenz war wirklich ein nach römischem Maßstab beträchtlicher Dichter. Aber wer, der nicht tiefere Literaturforschung treibt, weiß nur einen Vers von ihm? Doch, viele wissen einen, ohne den Urheber zu kennen –:

Homo sum, nil humani a me alienum puto.

(Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches dünkt mich fremd).

Aber die tiefe Bedeutung dieser Uebersetzung ist bei Terenz gar nicht gemeint, sondern: 'Ich bin ein Mensch, und was einem Menschen zustoßen kann, weiß auch ich', und – das Wort ist nicht ganz Terenzens Eigentum. So wird in einer sehr nahen Zukunft beim Aufklingen des Namens Spielhagen vielleicht noch ein besonders Kundiger sagen: Hatte der nicht etwas mit dem Ausdruck 'problematische Naturen' zu tun? Worauf dann ein wirklich Unterrichteter erwidern wird: Nein, das Wort von den problematischen Naturen rührt von Goethe her und kommt in den Wahlverwandtschaften vor.

*

In längst abgelebten Zeiten hatten es die Jungen und Jüngsten, hatten es auch die 'Dilettanten', d. h. die Pfuscher, wie Goethe sie derbdeutsch nennt, die Stümper und Nichtskönner grausam schwer, zum Tages-, ja nur zum Eintragsruhm zu gelangen. Vollkommener Unsinn, offensichtliche Nichtigkeit, unliterarisches Geschreibsel wurden in den ernsten Zeitungen und Zeitschriften unverblümt für das erklärt, was sie waren. Heute sind herrliche Tage für die Nichtskönner. Wenn sie sich nur auf die leicht erlernbare Kunst des Auffallens und Verblüffens verstehen, so sind sie der schnellen Berühmtheit sicher. Eine unerläßliche

Voraussetzung **[218]** ist die Sinnlosigkeit des Inhalts, weil diese in Deutschland, nur in Deutschland, für den Beweis des Genius gilt. Hinzukommen müssen die gewollte Verrücktheit des Ausdrucks, die Verrenkung der Sprache, die schlotternde Formlosigkeit, lauter kinderleichte Künste, ja zumeist reine Natur, angeborene Unbegabung. Finden sich jene Eigenschaften beisammen, so entstehen ‚Gedichte‘ wie das folgende eines unsrer ‚größten Lyriker der Gegenwart‘ [Theodor Tagger]:

N a c h t

[Magischer] Urwald des Himmels breitet
Sich. Wolken schleichen,
Schwarze Panther. [Grau verliert / ihr Schritt.] Der Mond reitet
Auf, das große Zeichen
Der gekreuzten Sterne
Phosphoresziert
Grün und grundlos. Voller Nässe
Wäscht die Ferne zusammen und schwimmt aufgeblasen,
Nacht und Regenmasse
Dröhnt mit schwarzen Stimmen
An die Scheiben der Luft,
Heimatlos und irrend
Unter keinem Dach
Menschen schon verglimmen
Und die dunklen Spiegel rasen.

Oder dieses vielleicht noch vollendetere Meisterstück eines Großmeisters neuster Deutscher Dichtung:

H y m n e a n L e n i n

Klopfzeichen noch in den
Särge waren elektrisch
Hingerichteter. Die Bauchdurchschossenen
Vierfüßig krochen, die Gedärme zurecht sich
Zupfend. – Fabrikgevierte: fieberkurvige
Landschaft: Dämonenklumpen, eisen-
[219] Gequaddert, aufquollen, übergeworfen wie
Aetzend umpanzert, von leuchtgasigen
Rauchmänteln; von Röhrengeflechten
Umstellt; rissige Feuergesichter;
Kraftwellen; schmelzende Erzfluten. Traum-
Dickichte durchwandern, sägend
Stahlstämme umzangend, gespenstische
Glühkörper. – Wie im Würgessel
Völkerleiber einpeitschte es in den
Schlachtraum; es spritzte
Fleischfunken. Flammenkeulen
Niederwachsen von spiralig gewundenen Himmeln. –

Hat ein Meister dieser Gattung noch die gehörige Unverschämtheit – und seid sicher, er hat sie –, sein Geschreibsel für die neuste Entwicklungsstufe, die ‚*haute nouveaute*‘ der Kunst auszugeben, oder findet er Ausposauner seiner künstlerischen ‚Evolution‘ – und er findet sie bestimmt unter seinen Kunstgenossen auf den Richterstühlen großer Zeitungen –, so ist der neue überragende Genius Deutscher Dichtung fertig, und es heißt von ihm und von Gedichten wie den abgedruckten Proben: ‚Wieder wird hier jener Eindruck gewahrt, wie man ihn bei Shakespeare und allen Größten hat.‘ – ‚Es ist wie ein Rausch, ein apollinisch-dionysischer, und erschöpft, vernichtet geht man aus ihm hervor.‘ – Einen Verleger findet solche Dichtung leicht. Nichts ist schwerer, als gute Gedichte gedruckt zu bekommen; nichts leichter, als für vollkommenen Bafel einen

rührihen und erfolgreichen Verleger zu begeistern. Es gibt allbekannte große Verleger, die grundsätzlich nur Wertloses, ja Unliterarisches drucken und – glänzende Geschäfte damit machen. Aber dies geschieht nur in Deutschland, dem Lande mit der tiefen Ehrfurcht vor dem Unverständlichen und der Unform.

*

[220] Wie steht es um Karl Mays Ruhm, oder wem das zu hoch scheint – um Karl Mays Berühmtheit? Wie ist sie zustande gekommen?, wie gewachsen?, wie steht es heute um sie?

Es lohnt gar sehr, diesen Ruhm geschichtlich, literaturgeschichtlich und seelenkundlich zu untersuchen, denn wir haben es hier mit einem Ruhm zu tun, der jedenfalls insofern echt ist, als er keiner von eines Klüngels Gnaden ist. Soweit Karl May und seine Schriften berühmt geworden, verdanken sie es einzig sich selber, keinem von ihnen ausgehenden Lärm nach berühmten Mustern.

Der echteste Ruhm ist der von Mund zu Mund. Was nützt alles Ruhmgetöse in der Presse, wenn es keinen Widerhall in einem überzeugten Leserkreise weckt? Leise, langsam, gelinde hatte Karl Mays Beliebtheit, die Quelle alles Ruhmes, begonnen; nur von Mund zu Mund hatte sie sich verbreitet, denn die Presse kümmerte sich um Mays erste Erzählversuche gar nicht.

Als er zu einer Macht in der Unterhaltungsliteratur geworden war, als namentlich die Deutsche Jugend ihn zu ihrem Lieblingsunterhalter erkoren hatte – immer noch ohne Zutun der Presse, nur von Mund zu Mund in zehntausendfacher Wiederholung –, da geschah, was selten einem beliebten Schriftsteller geschehen: eine rücksichtslose, gehässige, lieblose Hetze gegen den Menschen May und sein Werk begann, ganz gewiß nicht eingegeben von den damals vorgeschützten sittlichen und künstlerischen Beweggründen. Jene Hetze erreichte solchen Grad, daß es gar wohl um Mays ganzes Lebenswerk hätte geschehen sein können. Wenn der Mensch nicht unterlag, trotz seiner kaum begreiflichen Weltfremdheit, so verdankte er seinen Sieg dem **[221]** geläuterten Menschenkern, der in ihm gelebt haben muß, dem schwer errungenen Bewußtsein: Wer sich rein von Schuld fühlt, der werfe Steine auf mich! Und wenn sein Werk bestehen blieb, trotz den lächerlichen Beschuldigungen der Unsittlichkeit, dann doch nur, weil die Leser sich überzeugten, jene Beschuldigungen seien ungerecht, wahrheitswidrig, wohl gar verleumderisch.

Karl Mays Ruhm – ich bleibe bei Ruhm – ist echt, denn er lebt nur von dem liebevollen Verhältnis zwischen dem Buch und dem Leser. Es gibt schwerlich einen zweiten so vielgelesenen Schriftsteller, für den so wenig Werbe gemacht wird wie für Karl May. Echter Ruhm von dieser Art ist nicht dem schnellen Wandel ausgesetzt wie Ruhm mit irgendwelcher Unehtheit. Ich bleibe bei meiner Voraussage an einer früheren Stelle dieses Jahrbuches: Karl Mays Erzählungen werden nur verdrängt werden, aber sehr langsam, durch einen Jugenderzähler, der zu den anziehenden Eigenschaften Mays noch irgendwelche andre mit noch stärkerem Reiz hat. Er wird vielleicht künstlerischer, gepflegter in der Sprache, spannender sein; aber die Jugend ist nicht übertrieben anspruchsvoll: sie liebt wohl grade dieses Mittelmaß in Erfindung, Fabelgang, Sprache, wie es ihr von Karl May geboten wird.

Aller Ruhm, mit Ausnahme des der paar Unsterblichen, verblaßt und erlischt mit der Zeit. Doch selbst nach dem Verwehen des Ruhmes des meistgelesenen Karl May wird der Literaturgeschichtschreiber dereinst feststellen: jener Ruhm an sich war ganz echt, nicht erschlichen, nicht erlärmt; er ist erloschen, weil die Unterhaltungstribe der Leser sich gewandelt haben.

Rückkehr zur Romantik¹⁷

Von Universitätsprofessor Dr. Hans Naumann

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich in Deutschland die Dichtkunst dem Naturalismus zugewandt.... Am stärksten von dem Sozialen in der neuen Bewegung war Max Kretzer erfaßt, zugleich schloß er sich zunehmend enger an [Emile] Zola an. Aber in seinem besten Roman, dem ‚Meister Timpe‘ (1888), war die Verwandtschaft mit Charles Dickens, der ja auch ein Fürsprecher der Armen und Elenden war, größer als die mit Zola. Kretzer erschließt dem deutschen Roman recht eigentlich die sozialen Stoffe; vor allem ist er, der den Typ des späteren deutschen Arbeiterdichters früh vorausnimmt und die soziale Not aus eigenem Erleben kannte, vom großen Mitleid tiefinnerlich ergriffen. In der sozialen Umwelt erscheint bei ihm wie bei den naturalistischen Dramatikern jener Zeit der Mensch gefesselt; Bekenntnisse des Mitleids mit den wirtschaftlich Unterdrückten sind seine Romane. Das Motiv der ‚Weber‘, der ‚Maschinenstürmer‘ und mancher andern spätern Dichtung: der vergebliche Kampf der Hand gegen die Maschine, die Verdrängung der Werkstatt durch die Fabrik bildet den Inhalt des Romans ‚Meister Timpe‘. Es ist ein Stück vom großen Untergang des guten, kleinen Bürgertums in der Gründerzeit, der [223] sich in diesem Roman vollzieht, ein Kapitel aus dem vergeblichen Abwehrkampf gegen die zunehmende Mechanisierung der Welt, und insofern doch auch eine Art ‚*Débâcle*‘, eine Klage, eine Enttäuschung – oder vielmehr ein Versuch zu all dem nur, denn es fehlte dem Dichter jedes große künstlerische Format. Seine Entwürfe waren durchaus größer als sein Künstlergeist und –beruf. Der brave und einst hochangesehene Drechslermeister Johannes Timpe geht innerlich und äußerlich zugrunde durch die neuerbaute Stock- und Knopffabrik, so wie die ganze Welt des guten Handwerks der Verwüstung durch die neuzeitliche Fabrikkultur unterliegt. Einzelschicksal ist schon hier nicht anders zum Symbol erhoben, als später in den ‚Buddenbrooks‘. Aber der Symbolismus taucht auch im Einzelzuge getreu nach dem Muster Zolas auf: an dem Toten fährt bekränzt der erste Berliner Stadtbahnzug vorüber, wie in einem Liliencronschen Gedichte einmal: das Symbol der neuen Zeit!

Kretzer ist dann mehr und mehr zum Unterhaltungsschriftsteller geworden, bis ihn sehr viel später sein soziales Mitleid noch einmal zu einem Vorläufer von Gerhart Hauptmann, dem Dichter des ‚Emanuel Quint‘, werden ließ. Der im Grundgedanken bedeutsame Roman ‚Das Gesicht Christi‘ (1897) setzt die leibhaftige Gestalt des Heilands im härenen Gewand mit fast geschmackloser und filmmäßiger Kühnheit mitten in den Naturalismus äußerster Verkommenheit des neuzeitlichen Berlin, stellt ihn wie die Kunst des Malers Fritz von Uhde unter die Armen, Elenden und Bedrückten und unter die Kinder unsrer Gegenwart. Die furchtbare Frage nach dem Verhältnis der modernen Welt zu Christus, die sich dann im ‚Emanuel [224] Quint‘ von neuem erhebt, ward also schon hier gestellt. Christus folgt nicht dem Begräbniszug des Reichen, sondern dem armen Karren des toten Arbeiterkinds, man möchte fast sagen: Hanneles, nach; und fast erinnert der Zug der in seliger Wonne folgenden Krüppel, Hungernden, Elenden, Verstoßenen und Armen an die großen Umzüge in Leonhard Franks ‚Der Mensch ist gut‘ und an die Verklärung der Verworfenen in mancher andern jüngsten Dichtung.

Und auch in dem Moment des etwas Kolportagemäßigen erinnert Kretzer an die jüngste Dichtung. Von dieser seltsamen Mischung aus Phantastik und Naturalismus, Spannung und Moral rückt die höhere Dichtung der nächsten Jahrzehnte geflissentlich und verächtlich ab, und sie wendet sich ihr erst wieder in der jüngsten Zeit zu, da allerdings bis in einige ihrer vornehmsten Vertreter, [Gerhart] Hauptmann und [Jakob] Wassermann, hinauf. Den breiteren Kreisen der Primitiven und der Jugendlichen aber behagt naturgemäß gerade jene Mischung, die sie in der höhern Dichtung vermissen, und die man an sich nicht verachten soll, denn auch diese Kunst verlangt ihre Meisterschaft. Auf diesem Entgegenkommen Kretzers beruhte sein noch heute bei den Lesern der kleinen Leihbibliotheken nachwirkender Erfolg, und auch die große Durchschlagskraft eines andern Dichters, der etwa um diese Zeit seine Laufbahn begann und der in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß, fußte darauf: nämlich Karl Mays.

In Karl Mays zahlreichen Orient- und Indianerromanen finden wir eben jene Mischung aus Realistik und Phantasie, Leidenschaft und Gefühl, christlicher Moral und fabelhafter Spannung, die in der jüngsten

¹⁷ Auszug aus meinem Werk „Deutsche Dichtung der Gegenwart“, 2. Auflage, Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1924 (S. 146 – 149).

Dichtung so mächtig wieder zum Durchbruch [225] gekommen ist, in noch viel stärkerer und, sagen wir ruhig, meisterhafterer Weise verwendet als bei Kretzer. Wir haben bei Karl May in ungeläuterter Form, was bei Karl Spitteler in der reinen und lichten Höhe einer überzeitlichen Kunst erstrahlt: epische Erfindungskraft und Drang nach Tiefe der Weltanschauung. ‚Ich wollte Menschheitsfragen beantworten und Menschheitsrätsel lösen‘, sagt Karl May von sich selbst, und er fügt hinzu: ‚Wohlan, so will ich es sein, der für die Seele schreibt, ganz nur für sie allein, mag man darüber lächeln oder nicht. Aber ich wollte noch viel mehr. Ich sah um mich herum das tiefste Menschenelend liegen, und hoch über uns lag die Erlösung, lag die Edelmenschlichkeit, nach der wir emporzustreben hatten.‘ Angesichts so erhabenen edler und sympathischer Gestalten wie des Indianerhäuptlings Winnetou wird man an der subjektiven Ehrlichkeit dieses unzeitgemäßen Programms nicht zweifeln dürfen. Karl May und sein großer Erfolg beim unliterarischen Publikum waren ein starker Protest gegen die Mechanisierung der Welt. Der mächtige christliche Einschlag, die Moralpaukerei und das oft Predigtmäßige seiner Dichtung, der große und kühne Schwung der Phantasie, Bewegung, Pathos und die bunte Farbe exotischer Landschaft, Leidenschaft, Sentimentalität und große kolportagemäßige Spannung: das sind Dinge, die ihn mit den Jüngsten wesentlich verbinden. Es ist kein Zufall, daß in Leonhard Franks ‚Räuberbande‘ ausdrücklich an ihn angeknüpft wird und daß uns beim Lesen Kasimir Edschmids der Name Karl Mays unwillkürlich ins Gedächtnis tritt.

Aber der Zug der Zeit führte die große Literatur zunächst noch weiter einem unentwegten Naturalismus [226] zu. Das Berliner Leben hat [Paul] Lindau zweifellos realistischer gezeichnet als Kretzer, den sein Ethos und seine kolportagemäßige Art aus dem Kreis der Frühnaturalisten hob. Worum es sich bei Zola handelte, hatten diese Frühnaturalisten im Grund samt und sonders noch nicht verstanden, wie heiß auch ihr Bemühen gewesen ist. Vor allem war ihnen die gradezu naturwissenschaftliche Sachlichkeit des Franzosen noch nicht aufgegangen, nämlich, daß er kein Stück des Lebens oder der Technik beschrieb, ohne es bis ins kleinste tagelang und von allen Seiten durchgelebt und durchstudiert zu haben. Gewiß mochte dies eine künstlerisch durchaus nicht gerechtfertigte Einseitigkeit bedeuten – mit der übrigens der seltsame und heute wieder durchaus unverständliche Vorwurf der Lüge, den man gegen Karl May erhob, zusammenhing –, aber geistesgeschichtlich war eben diese Auffassung von Kunst der notwendige Ausdruck einer naturwissenschaftlich, materialistisch, unromantisch und mechanisch gerichteten Zeit.

Buch und Leben¹⁸

Bericht über das Preisausschreiben der Münchener Buchwoche (8. bis 15. November 1925)

Von Dr. Arnold Fratzscher



¹⁸ Dieser Aufsatz wurde am 5. Juni 1926 im Deutschen Buchhändlerbörsenblatt veröffentlicht, und wir erwarben vom Verfasser das Abdrucksrecht. Es sei auf den Zusammenhang mit den beiden nächstfolgenden Beiträgen hingewiesen, und ebenso auf die gleichfalls einschlägigen Abhandlungen von Heinrich Adam, Horst Kliemann und Adolf Volck im Jahrbuch 1928. Die Herausgeber.

Was ich las und wie ich lese²⁰

(Zum Preisausschreiben der Münchener Buchwoche)

Von Fr. W. Pollin



²⁰ Im Anschluß an den vorangehenden Aufsatz erschien am 12. Juni 1926 im Deutschen Buchhändlerhörenblatt die nachfolgende Abhandlung, die wir ebenfalls mit Erlaubnis des Verfassers abdrucken. Die Herausgeber.

[(251)]

Die May-Bände im Urteil der Jugend

Das Ergebnis einer Umfrage

Von Dr. L. Zollitsch

©

[(254)]

Aegyptische, indische und brasilianische Reiseeindrücke im Vergleich

Von Universitätsprof. Dr. Konrad G u e n t h e r

©

Der Untergang des Abendlandes²²

Von Otto Eicke

Daß wir in einer Zeit des wirtschaftlichen und sittlichen, des physischen und psychischen Niedergangs leben, ist nicht erst durch [Oswald] Spenglers aufsehenerregendes Buch gezeigt worden. Spengler besaß nur Methodik, Geistesschärfe und Kraft genug, wohlgeordnete und schlüssige Beweise für eine langsam sich vollziehende Entwicklung zu erbringen; ihren Gang [272] spürte jeder Denkende im Unterbewußtsein, sofern dieser Prozeß sich nicht in Einzelercheinungen wie mahnend offenbarte, die dem Grollen vergleichbar waren, das ein nahendes Erdbeben ankündigt. Wäre Spenglers Buch im Frühjahr 1914 noch veröffentlicht worden, viele Tausende von denen, die heute jedes Wort des bedeutenden Werkes unterschreiben, hätten darüber den Kopf geschüttelt oder gar entrüstet „Kreuzige!“ geschrien. Man war sehr selbstbewußt im wilhelminischen Deutschland. Erst der große Zusammenbruch, der Rußland zertrümmerte, Mitteleuropa verelenden ließ und auch die Siegerstaaten in endlose wirtschaftliche und innerpolitische Schwierigkeiten stürzte, hat uns die Augen über den wahren Stand der Dinge geöffnet.

Wenn wir nun den Aufbau ins Werk setzen, so müssen wir uns vorher darüber klar werden, welche Aufgaben es zu lösen gibt, und welche von diesen Aufgaben die wichtigste ist, die zuerst in Angriff genommen werden muß. Weiter wird man fragen müssen, mit welchen Mitteln diese Aufgabe gelöst werden kann. Ich möchte diese Frage tausend verschiedenen Personen im deutschen Reich vorlegen, und ich würde einige hundert verschiedene Antworten bekommen. Der Bodenreformer würde vor allem eine kräftige Siedlungspolitik fordern, der Rechtsradikale die Wiedereinführung der Monarchie, der Linksradikale die Diktatur des Proletariats und den Anschluß an Moskau, der gemäßigte Sozialist die planmäßige Umstellung auf gemeinnützige Betriebe, der streng kirchlich Gesinnte die Rückkehr der Massen zur Kirche und zum Glauben, und so fort ins Uferlose. Jeder denkt sich den Wiederaufbau anders. Wenige erkennen, [273] wo des Uebels Wurzel ist. Sie nennen Mittel zum Wiederaufbau, die nur Mittel sind, das Mittel zu gewinnen, wodurch der Aufbau begründet werden kann. Und doch ist es klar, daß eine Voraussetzung vor allem erfüllt werden muß: – die innere, die sittliche Erneuerung unseres Volkes.

Wahre Sittlichkeit ist wahrem Gemeinschaftsgeist gleichzusetzen. Oder ist Sozialismus im edelsten Sinn nicht diejenige Gesellschaftsordnung, in der einer für alle ebenso steht wie alle für einen? Statt dessen ist es heute nur auf Mechanisierung der Seele, Entseelung der Welt, Bereicherung des einzelnen auf Kosten der anderen, der Schwächeren abgesehen. Von idealer Gesinnung nirgends eine Spur. Und der wahre Sozialist muß ein großer Idealist sein.

Diese Lehre zu verkünden, muß Aufgabe unsrer Volksführer sein. Von innen heraus muß die Wandlung kommen. Und suchen müssen wir nach Quellen, aus denen unser Volk diese gemeinnützige Gesinnung (gemeinnützig im edelsten Sinne) schöpfen kann. Eine solche Quelle aber sind die Werke des Volksschriftstellers Karl May. Darauf muß einmal mit allem Nachdruck hingewiesen werden. Nicht als ob man nun dem Volk einfach Karl Mays Werke vorlesen müßte und das Wunder der sittlichen Erneuerung wäre geschehen. Mit einer solchen Behauptung würde ich mich einfach lächerlich machen. Aber diese Werke könnten doch viel Gutes wirken, wenn man dem Verfasser endlich restlos den Platz in der deutschen Literatur einräumen wollte, der ihm gebührt, statt daß man ihn von gewisser Seite noch immer verketzert und verfemt. Karl May ist ein wichtiger Faktor für die sittliche Beeinflussung des Volkes im oben angezeigten

²² Obgleich wir die Bogenzahl der letzten 3 Jahrbücher stark erweiterten, vermochten wir selbst jetzt noch nicht alle Rückstände aus früheren Jahren unterzubringen. Immer wieder drängt sich neuer wichtiger Stoff dazwischen, und die Auswahl aus der überreichen Fülle ist schwierig.

Otto Eickes vorliegende Erörterungen besitzen wir schon seit Anfang 1922; sie waren geschrieben, bald nachdem Oswald Spengler mit seinem bekannten Werk die Geister wachrüttelte. Damals hatte der schlimmste Abschnitt der Nachkriegswirren in Deutschland eingesetzt, und das Grauen jener Zeit kauert zwischen den Zeilen.

Merkwürdig, wie Eicke bereits vor 7 Jahren Anregungen bot, die denn – unabhängig von ihm – durch andre Mitarbeiter behandelt wurden. So schließt sich sein Beitrag folgerichtig an Guenthers vorstehenden Aufsatz (verfaßt 1925) an, und leitet auch schon über zu dem, was Wolfgang v. Weisl 1928 schrieb.

Zusammenhänge bestehen ferner noch mit den Ausführungen von Ozoroczy „Karl May und der Friede“, die wir im vorigen Jahrbuch brachten. Endlich finden sich auch Anklänge an das, was Eduard Engel, Joseph Höck und Ludwig Gurlitt im Vorjahr über die sittliche Reinheit von Karl Mays Schrifttum darlegten.

Die Herausgeber.

[274] Sinn, und es gibt so herzlich wenig solcher Faktoren, daß man keinen beiseite lassen darf.

Durch Wort und Schrift kann man in der Hauptsache auf das Volk wirken. Wer gibt nun Wort und Schrift, um den wahren Gemeinschaftssinn zu verkünden? Der Volksredner? Der Film? Das Theater? Die Presse? Ich habe nicht viel Vertrauen zu diesen Einrichtungen, und es wird mir jeder zustimmen, der die Welt kennt.

Da bleibt nur noch das Buch, das gute Volksbuch, das heute freilich nicht mehr geschrieben wird, weil kein Verleger so etwas druckt. Aber es gibt Gott sei Dank noch alte Meister, und mit an ihrer Spitze steht Karl May. Er ist einer der vornehmsten Verkünder des wahren „Sozialismus“, des Gemeinschaftssinnes.

Wenn man dem Imperialismus nachsagt, er sei es, der von je die Völker in unselige Feindschaften und krieglerische Verwicklungen hineingehetzt habe, so streben (wenigstens im Ideal) alle sozial Gesinnten nach einer internationalen Gemeinschaft, einer Verbrüderung der Völker, deren erste Losung heißt: Die Waffen nieder! Wenn je ein Schriftsteller, so hat Karl May diese Mahnung immer wieder in neuer Form laut verkündet. Sein Roman „Friede auf Erden!“ hat einzig diese Tendenz. Sie taucht wieder auf in „Ardistan und Dschinnistan“, sie findet sich in der vierbändigen Erzählung „Im Reiche des silbernen Löwen“, sie ist fast in jedem seiner Bücher irgendwie enthalten. Zum Beispiel heißt es auch in einem seiner vielgescholtenen „Indianerromane“ (Old Surehand, II):

„Sprecht mir ja nicht von Eurer Zivilisation und von Eurem Christentum, solange noch ein Tropfen Menschenblut durch Stahl und Eisen, durch Pulver und Blei vergossen wird!“

[275] Angesichts des Orients und des fernen Ostens hat May mit wahrhaft prophetischen Worten den Zusammenschluß Europas gepredigt. Vom Orient sagt er (Friede auf Erden):

„Er (der Orient) ist für mich ein schlafender Prinz im stehengebliebenen Saale einer eingefallenen morgenländischen Königsburg. Seine Bestimmung ist, von einer abendländischen Jungfrau aufgeweckt zu werden. Wenn dann durch beide der Osten mit dem Westen in selbstloser Liebe vereinigt ist, werden alle Völker der Erde glücklich sein.“

Und einem hochgebildeten Chinesen legt er die Worte in den Mund (Friede auf Erden):

„In Ihren Augen eine Häßlichkeit, ist dieser Drache (der chinesische) für uns ein Hüter tief vergrabener Schätze, dessen wahre Gestalt, jetzt noch unter seltsamer Form verborgen, sich nur dem Auge desjenigen Fremden zeigen wird, der nicht kommt, diese Schätze für sich allein zu stehlen, sondern sie mit liebevoller Hand zum Segen aller ans Tageslicht zu ziehen. Dann, aber auch erst dann, wird man beginnen, China kennen zu lernen.“

Und was hat Europa statt dessen getan? Seine Völker haben sich untereinander zerfleischt, so daß sie jetzt alle noch aus tausend Wunden bluten. Nirgends war eine Spur wahren sozialen Empfindens in dem Sinn, wie Karl May schrieb. Man rede mir nicht von Bündnissen und Abmachungen, die mit Tinte auf Papier geschrieben sind. Haben wir nicht die Konferenz im Haag gehabt? Karl May sagt sehr richtig (Ardistan und Dschinnistan) in einem Zwiegespräch zwischen Kara Ben Nemsî und Marah Durimeh:

„Aber unsre Herrscher rüsten doch Friedenskonferenzen?“

„Ja, aber auf ihnen wird der Krieg organisiert.“

Und wie wir aus Karl Mays Werken die Mahnung zu wahrhaft sozialer Gesinnung im Verkehr der Völker **[276]** entnehmen können, so finden wir in seinen Erzählungen auch – und das ist hier die Hauptsache – in tausendfacher Form den ganzen Katechismus der ewigen Sittengebote, ohne den kein Volk bestehen kann. In diesem Sinn sagt Ludwig Gurlitt in seinem Buch „Gerechtigkeit für Karl May!“ von ihm:

Er tritt nicht ein für die Ziele der freien Wirtschaft und des Imperialismus, für Reichtum und Macht des Einzelnen mit ihren verderblichen Wirkungen: Wettkampf der Völker um den Erwerb von Rohstoffen, Absatzgebieten, Einfluß, Diplomatschliche und Völkerhaß. Er hat kein Wort zugunsten der unsre obersten Bildungsschichten beherrschenden Lehre, daß der Staatsgewalt und der diese schützende Macht der Vorrang vor allen anderen Interessen und Rücksichten zukomme und daß das weltpolitische Faustrecht ein Naturgebot sei, an dem menschlicher Wille nichts ändern könnte, sondern er lehrt uns, alle Güter des Himmels und der Erde im Geiste gegenseitiger Hilfeleistung und Fürsorge auszutauschen. (S. 153.)

In einem Zeitalter, in dem es alle Völker nur darauf absehen, sich zu bereichern, auszunehmen [recte: auszudehnen], Macht und Uebermacht über andre zu gewinnen, in einem solchen Zeitalter predigte May allgemeinen Frieden der Menschen, warnte vor der gemeinen Habgier, vor den Mitteln der Gewalt und List, mit denen der Stärkere und Klügere, Durchtriebenere, Raffiniertere den Schwächeren, Arglosen, Kindlichen Vorteile abjagt, sie schädigt, dienstbar macht, obendrein noch verachtet und mißhandelt. (S. 111.)

Ja, eine Fülle edler Samenkörner ist in den Werken Karl Mays ausgestreut. Dieser Samen, tief versteckt in der Seele des Volkes, aber mit einem Weihepruch, nicht mit mitleidigem Achselzucken, muß hundertfältige Frucht bringen.

Aus Karl May kann unser sieches Volk wieder lernen, daß nicht der Besitz des Goldes glücklich macht, weil das Begehren immer wieder und wieder zu **[277]** neuem Erwerb aufgestachelt wird, sondern daß allein die Liebe die Herzen mit jener Sonne und Wärme erfüllt, nach der wir alle uns sehnen und zu der wir nicht gelangen können, weil wir sie auf falschen Wegen suchen. Karl May wird dem Volk zeigen, daß man sich die schweren Sorgen der Zeit, unter deren Druck wir ächzen, nicht ablastet, indem man sich blind in den Taumel des Genießens stürzt, aus dem einen am Ende doch nur ein furchtbares Erwachen aufrüttelt. Mäßigkeit und ihren Segen lehrt er. Und Achtung vor dem Weib, vor allem diese altgermanische Tugend, die unsern Jungen auf Tanzböden, in Kabaretts und andern „Vergnügungsplätzen“ verloren gegangen ist, ein kostbares Gut. Karl Mays Helden werden mit ihrem Vorbild die Jugend anspornen, den Körper zu stählen, um auch solch sieghafte Menschen zu werden. Und Karl Mays breiter, volkstümlicher Humor wird wieder herzliches Lachen wecken, wo dann das Kichern über die Zote der modernen Operettenschlager verstummt.

Alle, die ihr den Aufbau wollt, denkt vor allem an die sittliche Erneuerung unsers Volkes, ohne die es keinen wirtschaftlichen Aufbau gibt! Und schöpft mit aus dem überreichen Quell der Volksbücher Karl Mays! Gebt den Jungen daraus zu trinken und auch den Alten! Der Segen wird nicht ausbleiben. Und lacht die aus – oder schlägt sie meinerwegen aufs gehässige Maul – die noch immer aus dem Hinterhalt ihre Giftpfeile auf einen Mann schießen, der zu den Besten unsrer Nation gehört!

Verbrüderung

Von Karl May

Bist du der Geist des alten Morgenlandes,
der aus des Edens Pforte aufwärts steigt
und an der Hand des gläubigen Verstandes
den Menschen als das Bildnis Gottes zeigt?
Hast du die Herrlichkeit des Herrn gesehen,
kennst du den Menschen, daß du so ihn liebst?
Wenn nicht, so kann es dir sehr leicht geschehen,
daß du vom Herrn ein falsches Bildnis gibst.

Bin ich der Geist des jungen Abendlandes,
der in das Altertum hinuntersteigt
und mit der kühnen Schärfe des Verstandes
den Menschen als das Bild von Saïs zeigt?
Hab ich dies gnadenlose Bild gesehen,
durch dessen Anblick man vernichtet wird?
Wenn nicht, so kann es mir sehr leicht geschehen,
daß sich mein Geist so wie der deine irrt.

Sind wir die Geister, welche sich vereinen,
um miteinander mitternachts zu gehn,
so wird der Sa-el-Hadschar²³ uns erscheinen,
auf dem die Säulen mit dem Vorhang stehn.
Ich öffne ihn; du darfst mir wohl vertrauen;
er und das Bild sind mir schon längst bekannt,
und dann wirst du im goldnen Lichte schauen
das nun gelöste Rätsel, Mensch genannt.

²³ arabisch: Felsengipfel.

El Kâhira

Von Klara May

Masr el Kâhira, die Siegreiche, ist der stolze Name der schönsten Stadt des Orients. Ja, der schönsten! Denn mit Kairo – so nennt sie der Europäer – halten weder Damaskus noch Teheran, Delhi, Bagdad, noch selbst das herrliche Stambul einen Vergleich aus. So mannigfaltig wie hier tritt das morgenländische Leben nirgends mehr zutage, und so viel Schätze als ältester, großer Zeit hat keine andre Stadt der Welt aufzuweisen. Die Pyramiden allein berechtigen schon zu einer Bevorzugung der Stadt. Dann das großartige Museum mit den Kunstschatzen aus der Pharaonenzeit, die dank des wunderbaren Klimas in einer Frische vor dem Beschauer liegen, als wären es nur Tage, nicht Jahre, seit sie entstanden. Dazu kommen über 3000 Kunstdenkmäler in Gestalt von Moscheen, Palästen, Brunnen, Grabtempeln usw.

Unter den Moscheen ist Al-Azhar die größte und berühmteste. Eine Hochschule schließt sich ihr an, die als die beste der mohammedanischen Welt gilt. 10 000 Studenten aus Java, Indien, Marokko, dem Sudan und Persien sind ständig dort. 300 Lehrer unterrichten im Korân, in den verschiedenen Sprachen des Orients und neuerdings auch in allen Zweigen der modernen europäischen Wissenschaft.

Besteigt man eins der schlanken Minaretts, so schaut man nicht nur auf ein Wirrsal echt arabischer Gassen, sondern auch auf eine Menge von Gebäuden und [280] Höfen, die alle mit der Moschee verbunden sind, denn das Gebiet erstreckt sich über anderthalb Quadratkilometer. In diesen anschließenden Bauten wohnen die Studenten, und zwar nach ihrer Nationalität getrennt voneinander. Die Studierenden werden von den Einkünften der reichen Moschee mehrere Jahre hindurch erhalten und zu nützlichen Mitgliedern der Menschheit ausgebildet.

Der Bau stammt aus der Fatimidenzeit (973). Der Kalif El-Aziz erhob 988 die Moschee zum Sitz einer Hochschule. Von großartiger Wirkung ist der neunschiffige Hauptlehrraum mit 140 prachtvollen Marmorsäulen.

Eine andere, gleichfalls prächtige Moschee ist die Mehmed-Alis auf der Zitadelle, vollendet 1176 von Saladin. Abends, beim Sonnenuntergang, hat man von da oben einen unvergleichlich schönen Blick auf Kairo, den Nil, die Mameluckengräber und die Pyramiden am Rand der Wüste. Karl May, mit dem ich mehrere Wochen lang in Kairo weilte, berichtet in seinem Werk „Friede auf Erden“ über diese Eindrücke. Wer dort oben den Scheidegruß des Sonnengottes Helios empfangt, wird sich immer daran erinnern. Seit 1882 haust auf dieser Höhe die englische Besatzung, und gar absonderlich schauen die Uniformen aus in der orientalischen Umgebung. Aber Kairo verdankt sein Aufblühen dem englischen Einfluß, und zwar vor allen Dingen dem Suezkanal.

Wie strömt das bunte, reiche Leben in den großen und kleinen Schlagadern der Stadt; den Straßen, Gassen, Plätzen. Der Ezhbekiye-Garten, eine französische Schöpfung, enthält viele merkwürdige Gewächse der Welt. Auf Schritt und Tritt sieht man Neues, nie zuvor [281] Gesehenes. Es ist der Lustgarten der vornehmen Welt. Zwei Kapellen, eine arabische und eine europäische, sorgen dafür, daß Harmonie in die Sonnenwelt hineintönt, denn die Sonne scheint eben immer, die Frage nach dem Wetter schaltet in Aegypten aus. Zur Regenzeit regnet es, aber sobald diese vorüber, scheint eben immer die Sonne, es ist dort nicht umsonst die Heimat des Sonnengottes. Unverändert herrscht er, wie vor Jahrtausenden.

Im Ezhbekiye vereint sich Morgen- und Abendland, in der Muski (Hauptstraße) scheiden sie sich wieder, und in den Bazaren mischen sie sich, doch der Orient herrscht vor. Alt-Kairo gehört ganz den Orientalen, das moderne neue Reich aber fast ausschließlich den Europäern, die in inniger Liebe der „siegreich“ schönen Kâhira huldigen.

Es ist eigentlich ganz gleich, in welchem Teil der Stadt man sich befindet, malerisch, bunt, bewegt ist es überall. Hier sehen wir vornehme Araber, würdevoll auf ihren schön aufgeäumten schneeweißen Eseln, ihnen voran ihre leichtfüßigen, in Gold und Weiß gekleideten Sais (Läufer), die schreiend durch das Gewirr von Menschen, Wagen, Eseln, Pferden, Kamelen, Sänften, Leichenzügen eilen, um ihrem Herrn Platz zu machen. Dort sehen wir Handwerker aller Art ihre Künste ausüben; nicht hinter Mauern birgt sich der Fleiß, alles spielt sich im Licht der Sonne ab. Aber auch eigenartige Beschäftigungen stehen so zur Schau, die wir nicht grade vor den Augen unsrer lieben Nächsten vornehmen würden. Dazu gehört das Rasieren; der Schädel ruht im Schoß des Barbiers, der das liebe Bruderhaupt bearbeitet, damit es ihm nicht gar zu warm

werde unter seinem Turban.

[282] Turban, eigentlich ein ernstes Kapitel. Wir denken uns darunter eine Modelaune, was aber durchaus nicht der Fall ist. Mohammed hat den Turban als ein *memento mori* geschaffen. Zu seiner Zeit war er das Leichentuch des Mannes und sollte die Mahnung sein an alles Vergängliche auf Erden. Noch heute dient er diesem Symbol. Er besteht aus einem dünnen Gewebe, wird fest um den Kopf gewunden, kann aber auch eine Leiche einhüllen. Tiefer Sinn liegt in all diesen, uns oft seltsam erscheinenden Gebräuchen. –

Dort hockt ein Märchenerzähler, der nie fehlen darf, und um ihn in dichtem Kreis groß und klein beiderlei Geschlechts.

Akrobaten, Schlangenbändiger, Stiefelputzer, Babuschen-, Teppich-, Tarbusch-, Süßigkeiten-Händler, Fisch-, Waffen-, Wasser-Verkäufer bieten uns ihre Waren an, dazwischen verlangen kleine, halb oder ganz nackte Bettler mit würdiger Miene Bezahlung dafür, daß wir ihr Heimatland besuchen. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer verstehen sie es, ihre Rechte auf einen Zoll, in Gestalt eines „Bakschisch“ (Trinkgeld) zu beanspruchen. Leider ist es aber mit „einem“ Bakschisch nie abgetan. Bakschisch ist der Ruf, den wir zuerst hören, wenn wir ägyptischen Boden betreten, treu verfolgt er uns selbst in die Wüste, kein Tag ohne „Bakschisch“, und als letzter Gruß zittert er noch in der Luft beim Verlassen des Landes. Hat man sich eine kurze Zeit von seinen kleinen und großen Plagegeistern freigekauft, kann man sich wieder des buntbewegten Lebens erfreuen.

Einzig schön ist ein Morgen am Nil, zu dem alles hinströmt. Wasserträger, Badende und Gemüsefrauen, die dort Gemüse waschen, bevor sie es zum Verkauf **[283]** über die Brücke bringen. Aus dem fruchtbaren Delta kommen hoch mit Grünfutter beladene Kamele feierlich über die schöne Nilbrücke, man sieht von den Tieren nur den Kopf und die Beine, so bepackt sind sie.

Wie in einem Kaleidoskop zieht alles vorüber, Beduinen in ihrer schönen Tracht, Fellachen (Bauern) im blauen Kittel, Ulemas, Paschas und englische Soldaten. Dazu rauscht der Nil, auf dem hunderte von kleinen und großen Schiffen sich wiegen und uns einladen zu einer Fahrt hinauf ins Wunderland der Pharaonen.



Karl May (?) in Port Said, Ägypten 1899

Karl May und der Islam

Von Dr. Wolfgang von Weisl²⁴

Berichterstattet der „Vossischen Zeitung“



²⁴ Der Verfasser der nachfolgenden Abhandlung ist den Jahrbuchlesern bereits aus dem Jahrgang 1927 (dortselbst S. 113: „Karl May im Orient“) bekannt. Durch jahrelangen Aufenthalt in Aegypten und Kleinasien, sowie durch Veröffentlichung zweier Werke über Arabien und den Islam („Der Kampf um das Heilige Land“, Ullstein 1926; „Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer“, Brockhaus 1928) hat er sich einen unzweifelhaften Anspruch erworben, als Fachmann über die Fragen der mohammedanischen Welt gehört zu werden. (Vgl. auch die Bildbeigaben S. 289.)

Die Herausgeber.

[(315)]

May und Mohammed
Von Lisa Barthel-Winkler

©

Jack London

Von H.[Hermann] G.[Georg] Scheffauer †

Unter den neuzeitlichen Schriftstellern Amerikas nimmt Jack London die Stellung ein, die in Deutschland Karl May zukommt. Sein Platz unter den Dichtern Amerikas, seine Rangstellung in der westlichen, in der amerikanischen und der englischen Literatur, ist noch nicht endgültig festgestellt. Es ist sogar fraglich, ob die heutige Kritik ihm einen dauernden Platz in der angelsächsischen Literatur anweisen kann oder darf, und es ist ebenso fraglich, ob zukünftige Geschlechter dies tun können, denn in den Werken von Jack London finden wir jenes Element des Urwüchsigen, jene wilde, ungestüme Naturkraft – mit andern Worten das Elementare selbst, das jeder Analyse und allen literarischen und kritischen Regeln, Gesetzen und Erklärungen trotzt. Es ist unmöglich, einen Künstler, dessen Kunst mit so viel Natur verwachsen ist, in irgendeiner geläufigen oder bekannten Gattung festzuhalten – und es ist ebenso unmöglich, einen Menschen, dessen Wesen von so viel Urwüchsigkeit und Urkraft durchdrungen war, in irgendeine bequeme Schablone hineinzuzwängen. Die rein ästhetische Kritik und die kulturhistorischen Maßstäbe verlieren hier ihre Geltung. Und unsere Aufgabe wird noch durch die Tatsache erschwert, daß dieser Schriftsteller der westlichen Welt, dieser Vorkämpfer der unterdrückten Massen, dieser Fürsprecher der Tierwelt und der Naturgewalten, der großen räumlichen Einsamkeiten und der brutalsten Leidenschaften, sehr jung starb – er war **[320]** erst 40 Jahre alt, als er in dieses größte aller Abenteuer hineinging, und er hinterließ trotzdem etwa 50 Bücher.

Es sollte aber nicht allzu schwierig sein, ein so großes, seltenes, klares Talent, eine Begabung, die so einfach, so unverdorben, so frei von den Kränklichkeiten und den Verwicklungen der heutigen Muse ist, richtig einzureihen. Die lesende Welt von heute hat schon längst anerkannt, daß wir hier vor etwas Großem und Natürlichem stehen, vor einer Erscheinung, die unsere gewöhnlichen Begriffe von Mensch, Gesellschaft, Leben, Sterben, Kunst und Natur umstößt oder wenigstens mit Fragen belegt, und daß wir genötigt werden, manche Einstellung oder Idee neu zu gestalten oder umzuwerten. Allmählich dämmert diese Tatsache einigen amerikanischen Kritikern, obgleich es nur wenige waren, die Jack London richtig einzuschätzen wußten. Aber erst als Europa ihn entdeckte – Rußland, Deutschland, Skandinavien und jetzt auch Frankreich – als der geschulte und reifere Geist der Alten Welt das Werk dieses wilden, unebenen, stürmischen Schriftstellers, dieses Tribuns des amerikanischen Proletariats, dieses Träumers, der in der Mitte der kämpfenden Menschheit, der kämpfenden Natur, der kämpfenden Gesellschaftsordnung sich zu einer klaren Einsicht durchgerungen hatte, zu schätzen und zu ehren wußte, da hat sich sein Ruhm in seinem eigenen Heimatland kristallisiert und gefestigt.

In den Büchern von Jack London tritt uns ein neues Naturgefühl entgegen – eine neue Einstellung des Menschen zur Natur. Wir empfinden etwas Neues, wir fühlen, daß die Urseele der Neuen Welt aus seinen Werken spricht – wir sind durchschauert von jenem geheimnisvollen **[321]** Schauer, der stets bei großen Entdeckungen unsere Seele überwältigt – besonders, wenn die Natur sich uns nackt enthüllt und der Dichter aus der jähren, unmittelbaren Erfahrung spricht. Wenn der Europäer in Jack London etwas typisch Amerikanisches erblickt, so erblickt der Amerikaner in ihm etwas typisch Westliches. Er verkörpert den absoluten Geist des Westens, aber um diesen Westen zu verstehen, müssen wir uns hier von allen Vorurteilen, allen karikaturenhafte Werten, die uns durch die kitschige und groteske Auffassung des wilden Westens auferlegt worden sind, befreien.

Dieser Urmensch hätte niemals in dem gehetzten nervenzerrüttenden New York geboren werden können – er hätte sich niemals in dieser Wildnis aus Stein und Glut, von Geldgier, von wahnsinnigem Jagen nach äußerem Erfolg zu entwickeln vermocht. Auch könnte Jack London kein Ergebnis des friedlichen, pietistischen, puritanischen New England sein – ein Kind jener altmodischen Dörfer, wo die hohen Ulmen ihre Schatten auf den grasbewachsenen Marktplatz werfen.

In Jack London müssen wir den Mann des Westens erkennen. Durch sein ganzes Wesen weht und rast der Wind des Westens, jener reine Sturmwind und jener Föhn, der über dreitausend Meilen des Stillen Meeres zuerst die Küste Kaliforniens erreicht. Jack London war das Ergebnis einer chaotischen kosmopolitischen Bevölkerung – von unregelmäßigen Zuständen – er selbst entstand aus dem ungegorenen

triebhaften Leben des jungen Kaliforniens. Er war ein Sohn dieses noch immer jungfräulichen Kaliforniens – dieses schönen Landes, das sich in seiner vollen Pracht, Stärke und [322] Fülle vor dem Krieg, vor dem Erdbeben, vor der Prohibition entwickelt hatte – und bevor die mechanische Normalisierung des amerikanischen Lebens auch ihre Schatten über dieses herrliche Land geworfen hatte. Heute sind die wunderbaren Weinberge zum größten Teil ausgestorben, und in Hollywood, unweit von dem paradiesischen Los Angeles, ist eine mächtige Kinofabrik entstanden.....

Jack London wurde in San Francisco am 12. Januar 1876 geboren. Seine Eltern kamen aus den östlichen Staaten und waren arme, einfache Leute, die sich manchmal in der Stadt und manchmal auf dem Land aufhielten. Der Vater versuchte es mit Gemüse- und Grünkrämläden, später wurde er Nachtwächter – hatte aber selten Erfolg; es war fortwährend Geldnot in der Familie, die noch aus der melancholischen Mutter und zwei Schwestern von Jack London bestand. Da seine Mutter Flora London den kleinen Knaben nicht selbst stillen konnte, wurde er einer Negeramme übergeben, der kohlschwarzen gutmütigen Mrs. Prentiß. Wer weiß, welche primitiven Einflüsse das Kind mit dieser Negermilch einsog – welche unergründliche, enge Verbundenheit mit der Natur, welche geheimnisvolle Sehnsucht nach Freiheit und urwüchsigem Leben ihm von dieser Pflegemutter übermittelt wurde? Später, als Jack London und seine Schwester Elisa sehr krank wurden, übersiedelte die Familie nach Oakland, einer Stadt, die gerade gegenüber von San Francisco liegt – in einer Entfernung von 6 Meilen über die große Bucht, die auch später als Tummelplatz für die Segelboote und die Streiche des jungen Abenteurers eine bedeutende Rolle spielen sollte.

[323] Schon in seiner Kindheit machte Jack London die Bekanntschaft eines seiner schlimmsten Feinde, nämlich des Alkohols. Der blondhaarige, stämmige, blauäugige Knabe wurde durch die rohen Feldarbeiter, Fischerleute und Hafenarbeiter in den Genuß von Bier und billigem Wein eingeweiht, und hier wurde jene Neigung in ihm großgezogen, die ihm später so verhängnisvoll wurde, und von der er selbst reuevoll in dem autobiographischen Roman „König Alkohol“ erzählt. Schließlich gelang es ihm, den Dämon Alkohol zu überwinden. Aber zu diesem Dämon gesellte sich noch ein zweiter – der Dämon des Nikotins; sein ganzes Leben lang war Jack London ein leidenschaftlicher Zigarettenraucher.

Mit fünf Jahren konnte der kleine Jack London schon lesen, und in seiner Jugend verschlang er ein Buch nach dem andern. Auf den Salzwassersümpfen und den schlammigen, grauen Gewässern der sogenannten „Creek“ längs der Küste von Oakland und Alameda – dort, wo die Segelschiffe aus allen Weltteilen, die Walfischfahrer aus Alaska und die Kokosnußdampfer aus der Südsee ankerten oder die großen weißen Föhrendampfer der Southern Pacific Railway Company vorbeirauschten – dort gewann der Knabe seine Leidenschaft für die See, für das Meer und für die Schifffahrt, die ihm sein ganzes Leben lang anhaftete und die er später in seinen Romanen so meisterhaft gestaltete.

Seine Kindheit wurde selbst in dem sonnigen Kalifornien von Armut, Hunger, schwerer Arbeit und manchem Leiden überschattet. Im Alter von 23 Jahren schrieb er an eine Schulkameradin, einen Jugendschatz:

[324] „Ich war 8 Jahre alt, als ich mein erstes in einem Laden regelrecht gekauftes Unterhemd anziehen durfte – Pflicht! Pflicht! Als ich 10 Jahre alt war, stand ich auf der Straße und verkaufte Zeitungen. Jeden Cent gab ich meinen Eltern. Ich ging zur Schule, war aber stetig beschämt wegen meiner dürrtigen Hüte, Stiefel und Kleider. Pflicht! Pflicht! Und von dieser Zeit an hatte ich keine Kindheit mehr. Ich stand um drei Uhr morgens auf, um die Morgenzeitungen auszutragen. Nachdem diese Arbeit vorüber war, ging ich nicht nach Haus, sondern zur Schule. Und wenn die Schule aus war, dann kamen die Abendzeitungen an die Reihe. Den ganzen Sonabend arbeitete ich an einem Eisfuhrwerk und lieferte die Eisklumpen den Kunden ab. Und Sonntags saß ich in einer Kegelbahn und stellte die Kegel für betrunkene Spießer auf. Wieder war es Pflicht, die mich dazu trieb und anhielt. Ich gab jeden Cent, den ich verdiente, zu Haus ab, und ging angezogen wie eine Vogelscheuche!“

Später, als er 15, 16 Jahre alt war, fand er Beschäftigung in einer Konservenfabrik in der Mitte des glitscherigen Obstes und der mörderischen Maschinen, in denen oft die Finger der Arbeiter oder Arbeiterinnen abgeschnitten wurden. Hier tat er einen Dienst, der sich oft auf 10, 12 Stunden ausdehnte, manchmal sogar auf 36 Stunden ohne Unterbrechung. Hier sah er das Elend des Proletariats in dem sonst so reichen und paradiesischen Land von Kalifornien, und hier wurde sein soziales Gefühl geweckt und gestärkt. Aber endlich empörte sich das Blut des jungen Menschen. Die offene Bay lockt und glänzt, die Winde, die vom Goldenen Tor hereinströmen, rufen ihn mit gewaltigen Stimmen. Er verläßt die Fabrik, borgt sich 150 Dollar von seiner alten Negeramme und kauft sich ein Segelboot, das einem berühmten

„Austernpirat“, French Frank, gehörte. Mit diesem Segelboot gibt er sich selbst der Seeräuberei hin, der etwas harmlosen, wenn auch gesetzlich **[325]** strafbaren Piraterie der Austernräuber in der Bucht von San Francisco. Oft begleitet ihn ein Mädel, die in der krassen Romantik dieser westlichen Waterkant genannte „Königin der Austernpiraten“, einst die Geliebte von French Frank; aber der junge Jack London hält seine Leidenschaften gut im Zügel. Dieser ganze Abschnitt im Leben des Siebzehnjährigen war eine Flucht von der eintönigen, unerbittlichen Wirklichkeit, von einem Heim, wo keine Zufriedenheit herrschte, – ein Suchen nach dem Befreienden, dem Abenteuerlichen, ja sogar ein Protest gegen die Gesellschaft, die ihn zu den Armen, zu den Ausgenützten und Unterdrückten geworfen hatte. In dieser Welt streifte der junge Jack London sehr nahe das Gebiet allerlei Verbrechens, und der Alkohol wurde ihm wieder zu einer steten Gefahr. Trotzdem gewann sein gesunder Menschenverstand, sein starker Wille und unverbrauchter Körper, sowie ein tiefgewurzelttes Sittlichkeitsgefühl die leitende Hand. Als eine feindliche Bande von Austernpiraten sein Boot zerstörte, wurde er für kurze Zeit Mitglied der amtlichen Fischpatrouille. In diesem Dienst machte er eines Tages einen Selbstmordversuch, in dem er im trunkenen Zustande sich ins Wasser stürzte und sich durch die Strömung gegen das Goldene Tor hinaustragen ließ. Er wurde durch zwei griechische Fischersleute ins Boot gezogen.

Dann heuerte er sich als Seemann auf dem Dreimaster „Sophie Sutherland“ an. Das Schiff fuhr nach Japan und nach der Beringsee. So wurde Jack London Matrose und kam endlich durch das Goldene Tor auf das offene Meer seiner Sehnsucht – eine Sehnsucht, die ihn sein ganzes Leben festhielt. Sobald er in Berührung mit Schiffen oder mit Salzwasser **[326]** kam, war sein ganzes Wesen verwandelt. Sieben Monate brachte er auf der „Sophie Sutherland“ zu, und als er nach Hause zurückkam, wurde er merkwürdigerweise wieder Fabrikarbeiter – mit einem 13-Stunden-Tag – diesmal in einer Jutefabrik. Aus dieser Zeit – es war im Jahre 1893, stammt sein erster literarischer Versuch, er nahm an einem Wettbewerb einer Zeitung – die „Call“ von San Francisco – teil. Dieses Blatt hatte einen Preis von 25 Dollar für den besten beschreibenden Aufsatz ausgeworfen, und der erste Preis wurde Jack London zuerkannt. Weitere Versuche aber mißglückten.

Jack London wird um diese Zeit geschildert als ein stämmiger, untersetzter Jüngling mit einem wilden Schopf von hellbraunem, lockigem Haar. Er trug mit Vorliebe ein einfaches Käppchen aus Tuch, weiche Hemden, lose fließende Kravatten. Seine Schultern waren breit und athletisch, seine Augen blau und klar, sein Lächeln hatte etwas ungemein Gewinnendes, sein Lachen war laut und herzlich. Er war stets zu allen wilden Streichen aufgelegt – und es läßt sich nicht leugnen, daß in seinem Ausdruck oft etwas Desperadohaftes lag – vielleicht ein Ueberbleibsel aus den Tagen, in denen er einer gewissen Bande von Waterkant-Holligans angehörte. Er lebte in stetem Kampf gegen diesen Untermenschen, den er in sich verbarg. Man sah, daß er sich sehr anstrengte, die Sprache und die Gebärden der gebildeten Menschen, mit denen er in Berührung kam, anzunehmen. Gegen Frauen versuchte er stets ritterlich und sanft zu sein, und Kinder und Tiere hatte er ungemein lieb.

Im Jahr 1894 wurde Jack London ein regelrechter amerikanischer „Tramp“ oder „Hobo“ – d. h. ein **[327]** Vagabund, der zu Fuß, oder häufiger auf dem Rädergestell oder auf den Eisenstangen der Eisenbahnwaggons sich von Ort zu Ort bewegte. Er wurde Landstreicher, stahl, bettelte, schlief mit Strolchen, mit Stalljungen, mit Negeren, mit allerlei leichtem Volk und Gesindel. In Niagara-Falls wurde er einmal zu einem Monat Gefängnis wegen Vagabundierens verurteilt – eine ungerechte Maßnahme, die seine spätere Einstellung zu allen sozialen Problemen stark beeinflusste. Diese Periode im Leben Jack Londons ist etwas dunkel, und einer der bedeutendsten Schriftsteller Amerikas erklärte später: „Jack London ist aus seinem eigenen Munde zum Verbrecher gestempelt und sollte heute noch hinter schwedischen Gardinen sitzen.“ Jack London war ungefähr 20 Jahre alt, als er den Entschluß faßte, sich etwas Bildung zu verschaffen. Er hatte eingesehen, daß ihn Scharfsinn, rauhe Muskelkraft und Kampfesmut, Fleiß ohne Beruf und ohne Schulung zu nichts führen würden. Zur selben Zeit machte er Bekanntschaft mit dem Sozialismus. Für kurze Zeit besuchte er auch die Universität zu Berkeley in Kalifornien. Im Jahre 1897 kam die Entdeckung von Gold in Alaska, und Jack London unterlag dem allgemeinen Fieber und dem Drang nach den Goldfeldern im eisigen Norden. Auch hier fand er kein materielles Gold, dagegen aber wieder neue Erfahrungen, neue Erlebnisse, neue Leiden, die er später in das Gold der Kunst ummünzte und die ihm dann auch Reichtum brachten.

Seine ersten Erzählungen wurden in der „Overland Monthley“ veröffentlicht – einer Monatsschrift, die von Bret Harte im Jahre 1886 gegründet wurde und heute noch besteht. Den Stoff für diese ersten

Kurzgeschichten **[328]** hatte er sich aus dem großen weißen Schweigen des hohen Nordens geholt – aus dem Kampf mit Kälte, Hunger und Skorbut. Aber in jenen Tagen lag der Sozialismus Jack Londons viel offener als seine literarischen Bestrebungen. Er fühlte und gefiel sich viel mehr als Neugestalter, denn als Dichter. Die Gesellschaft, die seine aufrührerischen Reden in den Zeitungen las, und die Welt von Handel und Industrie sah in ihm nur einen gefährlichen Radikalgeist, und alles Radikale war damals, wie auch noch heute, kaum vom Anarchismus zu unterscheiden. Wie wir heute wissen, war der Sozialismus, den Jack London predigte, ein sehr harmloser – ja er mutet an wie etwas Altmodisches und längst Ueberholtes. Aber sein Glaube diente Jack London als Banner der Empörung, als eine brennende, leuchtende Leidenschaft, als ein Lebenszweck und ein Lebensziel, das durchaus mit seinem literarischen Ehrgeiz zu vereinbaren war.

Als Modelle und Meister auf dem Gebiet der neuzeitlichen Erzählung nahm er sich Bret Harte, [Rudyard] Kipling, [Robert Louis] Stevenson und Ambrose Bierce. Er vertiefte sich in [Aldous] Huxley, in [Herbert] Spencer, in [Charles] Darwin und in Ernst Haeckel, und seine Weltanschauung, seine Ansichten über Leben, Liebe, Ehe, Kunst und Unsterblichkeit sind in dem Band Briefe niedergelegt – „The Kempten Wace Letters“ – ein Briefwechsel, den er unter einem Decknamen mit Anna Strunsky, einer begabten russischen Jüdin, führte.

Im Jahre 1900 verheiratete er sich mit Bessie Maddern, einer Stenotypistin, die er in Oakland kennen lernte, und die ihm dann in den nächsten Jahren zwei Töchter schenkte. Diese Frau war ihm aber im Geist nicht gewachsen, und es kam nach einigen Jahren zu **[329]** einer Trennung. Seine zweite Frau war Charmian Kittridge, die Tochter eines wohlhabenden Holzhändlers, mit der er in schönster Seelengemeinschaft lebte, und die ihn auf allen späteren abenteuerlichen und romantischen Reisen, besonders zur See, begleitete. Aus ihrer Feder stammt das schöne Werk über das Leben Jack Londons, das sie nach seinem plötzlichen Tode schrieb. Dieser zweiten Frau verdankt er seine Rettung als Mensch und als Künstler, sie wurde seine Kameradin im besten Sinne dieses Wortes.

Im Jahr 1902 ging Jack London zum ersten Male nach Europa. Von seinen Eindrücken hat er nicht viel niedergeschrieben. Seine Hauptarbeit aus dieser Zeit ist das schreckliche Buch „Menschen der Tiefe“, in dem er das ganze Elend des englischen Proletariats grau auf schwarz schilderte. Er tauchte in die trübe Hölle des Londoner East-End unter. Er trug die zerschissene und schmierige Kleidung eines Einwohners vom Whitechapel, und das Ergebnis war dieses erschütternde Werk, das sich wie ein Evangelium der Enterbten liest, eine flammende Anklage gegen die Herrscher und Machthaber des reichen und mächtigen englischen Weltreichs.

Schon zwei Jahre vorher hatte er ein Buch veröffentlicht: „Der Sohn des Wolfs“, eine Sammlung seiner Novellen aus dem hohen Norden. 1901 folgte „Der Gott seiner Väter“ – wieder eine Sammlung kurzer Erzählungen –, die dritte Schrift war ein Roman „Die Tochter des Schnees“. Im Jahre 1903 erschien auch das berühmteste seiner Bücher „Der Ruf der Wildnis“.

In diesem Werk ist die Geschichte des Hundes „Buck“ geschildert. Buck ist auf dem schönen Gut **[330]** des Richters Miller in Kalifornien aufgewachsen. Da durch die Wanderung nach den Goldfeldern Hunde mehr begehrt und teurer als Pferde wurden, so kam es, daß Buck eines schönen Tages gestohlen und nach dem fernen Klondike gebracht wurde – im Herbst 1897, als Abenteurer aus allen Weltgegenden nach Alaska strömten.

Im unendlichen weißen Norden wird der stolze und wilde Buck so gezüchtigt und geprügelt, bis er ganz zahm wird und zu gehorchen versteht. Er wird zum Zugtier herabgewürdigt, er muß viele bittere Erfahrungen über sich ergehen lassen, harte Arbeit verrichten und manche Entbehrungen leiden. Er lernt die Grausamkeit der Natur und die Willkür der Menschen kennen, er muß für sein Leben und für seine Führerschaft unter anderen Hunden kämpfen. Dann kommt er zu einem Pelzjäger, mit dem er in großer Einsamkeit lebt. Nachdem sein Herr von Indianern getötet wird, versinkt Buck allmählich in die Lebensweise des Urhundes zurück. Er hört den „Ruf der Wildnis“, und als die Wölfe kommen, um ihn zu zerreißen, da kämpft er mit ihnen, tötet mehrere und wird dann selbst zum Führer des Packs.

In der großen todumlauerten Einöde im arktischen Kreise stellt London den entfesselten Menschen in unerbittlichen Kampf mit sich selbst, mit seinen Brüdern, die durch die Natur oft zu seinen Feinden werden. Er beschreibt in gespannter, knapper Sprache dieses elementare Ringen, das sich zwischen dem goldsuchenden weißen und dem eingesessenen roten Mann in dieser Arena von Schnee und Eis abspielt. In seinem Roman „Lockruf des Goldes“ haben wir wieder den Kampf mit der Wildnis und mit der Gier nach Gold, verflochten **[331]** mit den uneigennütigen Träumen, Hoffnungen und Bestrebungen, die den Dichter

beherrschen – sein Feldzug gegen die großen organisierten Parasiten der Gesellschaft – die Börsen, die festgesessene und vollgefressene Goldgier. Jack Londons politische oder wirtschaftliche Ideen haben sein Werk aber nur nebenbei beeinflusst und wurden nie, wie bei Upton Sinclair, zum Hauptthema seiner Schöpfungen.

Er wurde vor dieser geistigen Niederlage durch einen gesunden Instinkt geschützt, durch sein Formgefühl, durch seine Treue gegenüber den Ueberlieferungen, die von den Meistern der kurzen Erzählungen herstammten – [Nathaniel] Hawthorne, [Edgar Allan] Poe, [Bret] Harte, Stevenson, Kipling.

In dem fesselnden Seeroman „Der Seewolf“ wollte Jack London einen Charakter schaffen, den er in Einklang mit [Friedrich] Nietzsches Uebermensch zu bringen versuchte. Aber nur den Uebermenschen als „blonde Bestie“, grausam, herrschsüchtig, über alle anderen Menschen hinausstrebend. Das war Jack Londons Auffassung von dem Uebermenschen, und in dieser furchtbaren Vorstellung hat er eine seiner markantesten Persönlichkeiten geschaffen, den Kapitän Wolf Larsen, – den brutalen, eisennervigen Menschen, der halb als Verbrecher, halb als Dämon eine Zusammenfassung von manchem Typ, mit dem Jack London einst selbst in Berührung kam, darstellt.

Wolf Larsen wird zu einer der prächtigsten Schöpfungen des westlichen Dichters. In ihm sind menschliche Kraft, Wille, Zähigkeit und Herrschsucht ins Riesenhafte gesteigert, er befiehlt, unterjocht, vertiert und hetzt die Menschen – in die Arbeit, in das Verbrechen – ein Teufel, aber ein Lucifer in Gestalt eines Tyrannen, der über Leben und Tod seiner Mitmenschen **[332]** in seinem schwimmenden Reich – auf dem Segelschiff „Ghost“ – verfügt. Der „Ghost“ ist ein Robbenschner – der Kurs liegt von San Francisco nach Japan und der Beringstraße. Eine Frau an Bord dieses Höllenschiffes, die Liebe zweier Menschen zueinander, erhöht die Spannung dieses gewaltigen Romans.

Dieses Buch ist Jack Londons größtes Werk – es ist ein Epos von menschlichen Leidenschaften und zerstörender Natur, und selten hat Jack London Bilder von wuchtigerer Art geschaffen, niemals ist es ihm besser gelungen, einen lebenden Charakter zu bilden.

Nach seiner Rückkehr aus Europa genügten Jack London die Schönheiten Kaliforniens nicht, um den Eindruck von den „slums“, den schmutzigen Armenvierteln Londons und New Yorks zu verwischen. Er sehnte sich nach reicheren Farben, nach wilderen Landschaften, nach Menschen, die noch unverdorben in der Unschuld der Natur waren.

Sein Ruhm als Schriftsteller stieg und stieg und verbreitete sich. Seine Novellen wurden von den leitenden Zeitschriften begehrt, die Verleger belagerten ihn mit Angeboten für seine Romane. Er wurde tatsächlich von seinen Feinden, der großen kapitalistischen Welt, die er fortwährend angriff, allmählich umworben, ja zum Teil besiegt. Er, der flammende Rebell, der Feind des organisierten Mammons, wurde seinen sozialistischen Göttern entführt – und die Gesellschaft, deren Ungerechtigkeiten ihn stets empörten, hielt ihm den vergoldeten Köder des Erfolgs hin. Das „System“, wie er es stets nannte, wollte ihn selbst in seinen Dienst stellen.

„London bekommt 10 Cents pro Wort für seine **[333]** Novellen!“ – Man flüsterte diese aufregende, unerhörte Neuigkeit in all den literarischen Kreisen Kaliforniens – vom vornehmen Bohemien-Klub, bis zu den Zeitungsredaktionen an der Market-Straße in San Francisco und in dem Künstlerviertel, das eng an das berühmte und farbenreiche Chinesenviertel grenzte. Jack London fing selbst an, sich seiner Fruchtbarkeit zu rühmen.

„Jeden Tag“, erklärte er, „muß ich wenigstens 1000 Worte schreiben, und wenn ich nur 500 an einem Tag fertig bringe, dann muß ich wenigstens 1500 den nächsten Tag schreiben.“ Diesem rigorosen Schaffensgesetz unterwarf er sich völlig.

„Das Spiel“, ein Faustkämpferroman, der aus seiner eigenen Betätigung mit diesem Sport entstand, und der „Krieg der Klassen“ wurde vor dieser Periode des großen Erfolges geschrieben. Dann kamen in rascher Reihenfolge „Geschichten der Fischpatrouille“, „Mondgesicht“, „Wolfsblut“²⁶. Das letztgenannte Buch ist die Geschichte eines Hundes aus der nordischen Wildnis, der gerade die umgekehrte Entwicklung von Buck, dem Helden von „Ruf der Wildnis“ durchmacht. Dann wurde „Lebensliebe“ geschrieben, und etwas später folgte „Vor Adam“, ein vorgeschichtlicher Roman, der das Leben und das Schicksal des Urmenschen, des

²⁶ Dieser Band erschien – als erster in deutscher Sprache – bei Fr. Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. B.; Jack Londons sämtliche Werke neuerdings beim Verlag Universitas, Berlin.

Höhlenbewohners schildert. Dann faßte er seine Erfahrungen und Erlebnisse als Landstreicher zusammen, und dieses Buch „Abenteurer des Schienenstrangs“ hatte wieder einen großen Erfolg. [334] In diesem Werk liegt viel aus seinem eignen Werdegang.

Der nächste Roman hieß „Die Eiserne Ferse“, ein Werk, in dem wieder Jack Londons Lieblingsthema zur Geltung kommt – die Kämpfe und die Gegensätze, die sich in der heutigen Gesellschaftsordnung abspielen. Sein bester biographischer Roman „Martin Eden“ wurde kurz darauf zur Veröffentlichung gebracht – zuerst als Feuilleton in „Everybody's Magazine“. In diesem ergreifenden Buch beschreibt Jack London den ganzen unermüdlichen Kampf gegen seine Umgebung, seine Laster, seine Schwächen und Versuchungen. In diesem Buch, das man auch die „Bekenntnisse Jack Londons“ nennen könnte, versuchte er sich selbst mit aller Sachlichkeit zu beschreiben – er wollte sich mit allen seinen guten und schlechten Eigenschaften seinen Mitmenschen zeigen. Das Werk endet mit dem Triumph des Menschen Martin Eden.

Immer wieder, selbst als er sich schon als Kulturmensch fühlte und die Öffentlichkeit sich mit ihm und seinem Schaffen eifrig beschäftigte, hörte Jack London das Locken der Wildnis, immer wieder wurde er von dem magnetischen Zauber des Meeres angezogen. Aber er hörte auch immer wieder das Wehklagen der Unterdrückten, das Wimmern der hungernden Kinder, den Ruf der Hilflosen. Trotz seiner hervorragenden Leistungen, trotz des beinahe aufsehenerregenden Ruhms, den er so schnell erwarb, und der nur mit dem meteorhaften Aufstieg von Rudyard Kipling zu vergleichen war, stellte sich noch ein großer Teil der amerikanischen und auch der englischen Gesellschaft feindselig gegen ihn, seine Bücher und seine Gedanken. Selbst seine ungezwungene Kleidung wurde verhöhnt und verpöht. [335] Und so kamen wieder Bücher wie „Die, die in Nacht geboren sind“ zustande – auch eine Sammlung seiner aufrührerischen Abhandlungen, die unter dem Titel „Revolution“ gedruckt worden sind. Der Traum einer amerikanischen Revolution schwebte ihm stets vor. Zu dieser Zeit wurde auch der Band Novellen „Wenn Gott lacht“ und der Roman „Die Insel Berande“ geschrieben.

Im Jahr 1904 wurde Jack London Berichterstatter des San Francisco „Examiners“ im russisch-japanischen Krieg. Das war seine zweite Berührung mit dem fernen Osten – nach der ersten, als er sich auf dem Schiff „Sophie Sutherland“ als gewöhnlicher Matrose eingeschifft hatte. Im Jahr 1906, als er 30 Jahr alt war, unternahm er eine Reise nach Jamaica, Kuba, Florida und kam dann über New York nach Chicago zurück nach seinem Heimatland Kalifornien. Er machte viele Ausflüge, manchmal zu Pferd, manchmal auf dem Fahrrad in das Innere des Staates, darunter einen Abstecher nach dem berühmten Yosemite Tal und den Riesenrotholzwäldern in der Grafschaft Mariposa.

Es war auch im Jahre 1906, daß Jack London sich das berühmt gewordene Segelboot „*The Shark*“ [Snark !] selbst baute. Und mit diesem Boot, das kaum 15 Meter Länge hatte, machte er seine erste Reise nach den Inseln der Südsee. Seine Frau begleitete ihn auf dieser schönen und gefährlichen Fahrt, dazu noch ein Freund, ein japanischer Koch, und ein Schiffsjunge. Die Fahrt führte ihn nach Hawaii, nach den Marquesas-Inseln, nach Hila und Papiti. Die ganze herrliche, von Sonne und Blumen und den hellbraun leuchtenden Leibern schöner halbwilder Naturmenschen durchzogene Landschaft, [336] das wunderbare Vagabundieren in dem Paradies der tropischen Inseln, auch die Schwierigkeiten, Entbehnungen und Gefahren des abenteuerlichen Unternehmens hat Jack London in bezaubernder Weise in dem Buch „Die Kreuzfahrt des Shark“ beschrieben. Diese märchenhafte Pracht der Südsee und ihre sanftmütigen Inselbewohner haben Jack London mehr als einmal zurückgelockt. In „Jack London auf Hawaii“ hat Frau London jene späteren Reisen geschildert. Aus der gleichen Zeit stammt sein Band Erzählungen „Südseegeschichten“, in denen sich mancher Kampf zwischen dem weißen Mann und dieser exotischen Welt abspielt.

Einige Jahre später, etwa um das Jahr 1910 herum, kam Jack London wieder in den Bann des Landlebens. Er fühlte sich wieder als Bauer, fühlte das Bedürfnis, sich aus dem Trubel und aus der Unruhe der Großstadt San Francisco und dem Oakland zurückzuziehen und sich Zeit und Ruhe für seine Arbeit zu verschaffen. Er erwarb ein schönes, großes Stück Land bei Glen Ellen in der Grafschaft von Sonoma, etwa 50 Meilen nördlich von San Francisco, baute sich hier ein Holzhaus, eine Art geräumigen Bungalow, dämmte einen Bach ein und legte einen kleinen See an, stufte die Hügel treppenartig ab und begann, etwas Landwirtschaft zu treiben. Später schaffte er sich edle Pferde an, besonders Araber, und versuchte, diese Vollblutrasse zu züchten.

Eine Spur von Bitternis, von Menschenverachtung schlich sich jetzt oft in sein Schreiben, in seine Briefe und Gespräche ein, seine Seele und sein Geist wurden reifer und geläuterter. Die nackten, kalten Tatsachen

des Daseins und manche schlimme Enttäuschung an seinen Mitmenschen erhoben ihre Schlangenhäupter [337] selbst inmitten des schönen gartenartigen Guts in Glen Ellen – im „Tal des Mondes“ –, wie er diesen Besitz nannte. Und diese Gedanken und Regungen äußerten sich in solchen Büchern wie „Die abgrundtiefe Bestie“, „Geeinte Kräfte“ und anderen Werken aufrührerischer Gesinnung. Mancher Vorwurf wurde ihm auch wegen seines grandseigneurartigen Lebens von früheren Genossen und Kameraden gemacht – aber Jack London lächelte müde und antwortete nur selten auf diese Angriffe. Es war seinen Freunden schon klar, daß er an seinem Reichtum und an seinem Ruhm keine Befriedigung mehr hatte. Seine Hauptfreude bestand noch immer am Schaffen, und fortwährend veröffentlichte er neue Werke – „Der Rote“, „Die Schildkröten von Tasman“, auch einige neue Romane und Theaterstücke, obgleich ihm das Dramatische nicht lag. Zwei seiner allerletzten Bücher hießen „Das Tal des Mondes“ und „Ein Sohn der Sonne“.

Jetzt kam eine neue Eingebung über Jack London. Der Ton der Empörung in seinen Werken wurde etwas leiser, das revolutionäre Feuer etwas blasser, denn sehr bald fing das Leben selbst an, gegen ihn zu arbeiten. Sein Körper, der einst aus Eisen gemacht schien, begann ihn zu verraten und im Stich zu lassen. Bald hatte er keine Lust mehr, auf seinem Lieblingspferd in die benachbarten Berge und Wälder zu reiten. Er, der stets der Lebhafteste von allen war, saß still und schweigsam am Rand der Bäche, während seine Freunde und Gönner darin badeten. Auch seine Sprache, die oft wenig literarisch oder „gebildet“ war, wurde milder und müder, es fehlte der Klang und die metallene Resonanz. Seine Frau Charmian, mit einer zernagenden Furcht im Herzen, beobachtete diese [338] Zeichen eines unverkennbaren Zerfalls in der Stimmung, in den Lebenskräften und in dem Gemüt ihres angebeteten Helden und Abgotts. Seine Freunde sahen mit wachsender Besorgnis, wie sich jetzt oft ein trübes Licht in seine schönen blauen Augen schlich und wie traurig oft sein Lächeln war, trotz aller Anstrengungen, die er machte, sich aufrecht und heiter zu erhalten. Es war offenbar, daß Jack London, noch keine 40 Jahre alt, ein kranker Mann war.

Wie manch andere amerikanische Schriftsteller, ob sie nun jung starben oder alt wurden, war auch dieser Sohn des fernen Westens verurteilt, niemals seine volle Reife zu erlangen. Er hatte sich von seiner früheren Umgebung freigemacht, aber er konnte sich nicht zur vollen Entwicklung bringen in einer Gemeinschaft, die ihm und seinem Schaffen doch im Grund feindselig gegenüberstand. Und er selbst, trotz seines Widerstandes, wurde zu manchem Nachgeben gezwungen. Immerhin war sein Wesen Kampf, selbst im Innersten seines Lebens trug sich dieser Zwiespalt, die ewige Antithese zwischen Kunst und Zweckmäßigkeit, zwischen dem Dichter und dem Reformator.

Ich selber, der Jack London früher sah, erinnere mich an ihn als einen enthusiastischen Yachtman, als unentwegten Schiffer eines kleinen Bootes, in dem er uns manchmal auf die Bai hinausführte. Eines Tages wurden wir plötzlich von einem dichten schneeweißen Nebel eingeschlossen. Die Wellen gingen trotz der Windstille hoch und wir lagen im Fahrkurs des großen Fährdampfers, der von San Francisco nach Sancelito [Sausalito] hin und her kreuzt. Wir waren alle vom Nebel geblendet und konnten kaum die Länge unserer kleinen Yacht überblicken. Bald hörten wir aus dem [339] milchweißen Dunst heraus das tiefe stöhnende Geheul der Dampfsirenen und das Klappern der großen Seitenräder des Dampfers. Die Mädchen fingen an zu schreien, aber da stand Jack London vorn am Bug des auf- und abschlingernden Bootes mit einem rostigen Fischhorn in der Hand und bließ fortwährend seine Warnung gegen die weiße Wand, hinter der das Verderben und der Tod immer näher kam. Im nächsten Augenblick, – weiß, geisterhaft, gigantisch, stürmte das Fährboot an uns vorbei, kaum eine Bootslänge von uns entfernt. Wir hörten die Zurufe der entsetzten Passagiere. Dann verschwand es ebenso plötzlich wie es auftauchte, und wir wurden vom mächtigen Wellenschlag zur Seite geworfen. Aber niemals werde ich das Bild von Jack London vergessen, wie er am Bug des kleinen Bootes stand und seine Warnung und seine Herausforderung keck gegen die unbekannte Todesgefahr schmettete. Und diese Stellung und diese Geste sind mir stets bezeichnend für den Mann und für sein Werk geblieben.

Es mutet uns merkwürdig an, wenn wir jetzt in Betracht ziehen, daß diese starke, lebensfrohe, kraftvolle Persönlichkeit, dieser herrliche Naturmensch und natürliche Herrenmensch, der aus dem amerikanischen Proletariat entstand, und dessen ungezügelter Leben mit solcher Gewalt und Frische in seinen Büchern pulsiert und fortlebt, tot ist. Er starb plötzlich in einer Nacht, am 22. November 1916, unter Symptomen eines Vergiftungsvorgangs.

Seine Asche liegt unter einem mächtigen Stein auf seiner „Ranch“, auf seinem Gut im „Tal des Mondes“ begraben, und sein letzter Wunsch war sicher der, der alle echten Dichter des fernen Westens beherrscht,

und [340] der so schön von Robert Louis Stevenson, dem schottischen Dichter, der auch in Kalifornien ein zweites Heim fand, ausgedrückt worden ist:

„Unter dem weiten, sternenbesäten Himmel
grabt das Grab, begrabt mich dort.
Froh war mein Leben, froh war auch mein Tod,
ich legte mich nieder und schlief ein.
Hier sei der Vers, den ihr mir schreiben sollt:
Hier liegt er, wo er gerne liegen wollte,
der Seemann ist vom Hafen heimgekehrt,
und heimgekehrt der Jäger aus den Bergen.“

[Under the wide and starry sky,
Dig the grave and let me lie.
Glad did I live and gladly die,
And I laid me down with a will.
This be the verse you grave for me:
Here he lies where he longed to be;
Home is the sailor, home from sea,
And the hunter home from the hill.]

Heute sehen wir klarer als je zuvor, was die Sendung Jack Londons eigentlich bedeutete. Sein Sozialismus war bei ihm nur eine zeitgemäße Erscheinung, ein Einfluß, der seine endgültige Bedeutung und Bestimmung nicht sehr verändern konnte. Heute verehren wir in ihm den Menschen und den Künstler, einen Pfadfinder auf neuen Wegen der Literatur, der aus seiner gesunden Urwüchsigkeit, seiner engen Verbundenheit mit der Natur, mit der männlich abenteuerlichen, mit der freiheitlichen Ausübung seines Lebensdranges uns selbst eine neue Freiheit verschafft und uns mit der Macht der Phantasie von den Fesseln und Lasten unseres Daseins befreit. In seinen Werken finden wir, ähnlich wie in denen Karl Mays, reinste Freude, einen geheimnisvollen Schauer, wie vor der Natur selbst und eine Erlösung von dem Alltag. Durch ihn gewinnen wir wieder neue Stärke und die Fähigkeit zu leben, zu kämpfen und zu hoffen.

Deutsches Schrifttum im Amerika

Professor H.[Hugh] W.[Wiley] Puckett, der den Lehrstuhl für deutsche Sprache am Barnard College der Columbia Universität, New York innehat, schreibt in der Nummer vom 25. August [1928] der Saturday Review of literature über „Deutsche Autoren in Amerika“. Seine Arbeit ist das Ergebnis einer Umfrage, die er mit Unterstützung mehrerer amerikanischer Bibliothekare bei den verschiedensten Bibliotheken des Landes veranstaltete. Er ist der Meinung, daß eine ähnliche Umfrage in der Zeit vor dem Kriege wesentlich andere Resultate gezeitigt haben würde. Jetzt häufig genannte Namen seien damals noch völlig unbekannt gewesen, man habe seinerzeit mit einer Ergriffenheit vor der deutschen Kultur gestanden, wie man sie heute nirgends mehr so antreffen dürfte. Übrigens seien nicht nur in Deutschland gewisse Idole in Trümmer gegangen, die jüngere Generation habe allerwärts heute seit dem Kriege wesentlich anders geartete Interessen und sei auch kritischer geworden. Nur die älteren Leser, weniger beweglich und voller Abneigung, zu der gewandelten Welt Stellung zu nehmen, pflegten noch den Geschmack ihrer Zeit. Und zwar behielten ebensowohl wie Goethe und Keller auch Karl May und die [Eugenie] Marlitt ihr Publikum. – Bis auf Rilke sind die zehn sich aus der Umfrage ergebenden Favoriten der amerikanischen Lesewelt noch lebende deutsche Dichter. An erster Stelle nennt Puckett Gerhart Hauptmann, dessen „Versunkene Glocke“ ihn in ganz Amerika so berühmt gemacht [342] habe wie Sudermann seine „Frau Sorge“. Wie sehr diese beiden Werke drüben geschätzt seien, ginge aus den Mitteilungen der Studentenbibliotheken hervor, nach denen die Nachfrage danach anhalte, und man sich nur ersatzweise mit anderen Werken Hauptmanns und Sudermanns begnüge. An dritter Stelle stehe Arthur Schnitzler, weniger wohl wegen des Freudschen Einschlags seiner Werke als wegen seiner meisterhaften Technik, die keinen Wunsch offen lasse. Um nicht nur Belletristik in den Rahmen der Umfrage einzuspannen, wurden [Eduard v.] Keyserlings und [Emil] Ludwigs Werke in den Fragebogen aufgenommen, die sich als gleichmäßig beliebt erwiesen. Eine Sensation aber bildete der Erfolg Jakob Wassermanns, der dreimal soviel Stimmen bekam als irgendein anderer Autor. Interessant ist die Beobachtung, daß der dem amerikanischen Publikum länger bekannte Thomas Mann nur einen bescheidenen Platz belegen konnte. Seiner Erscheinung fehlt nach Puckett für Amerika das „Meteorische“, wie es Ernst Toller zeigt, dessen Werke ebenso wie die Franz Werfels sehr viel Anklang gefunden haben. Werfel hindert an einer noch größeren Popularität höchstens sein allzu betonter Impressionismus. Ziemlich weit hinten auf der Liste folgt R. M. Rilke. Puckett setzt das geringe Verständnis, das „einem der größten von allen“ zuteil wird, nicht allein auf das Konto der Tatsache, daß zu wenig Leute sein meisterhaftes Deutsch verstehen, sondern er weist darauf hin, daß an sich schon der Lyriker im Wettbewerb mit dem Dramatiker und Romanschriftsteller unterliegen müsse, da er „seine Zelte zu weit von der wogenden Menge aufzuschlagen pflege“.

*

[343]

Anmerkung der Herausgeber: Die obige Aufzeichnung fanden wir im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Nr. 220 vom 20. September 1928, und drucken sie mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung ab. Der von uns gesperrte Satz zeigt, daß Karl May nach wie vor in Amerika zu den beliebtesten deutschen Dichtern zählt, ähnlich wie in fast allen Kulturländern, sei es beispielsweise Frankreich oder Holland oder Tschechei oder Ungarn oder etwa, wie man aus dem Jahrbuch 1926 S. 471 f., ersehen kann, Niederländisch-Indien.

Daß Karl May weit mehr gelesen wird als alle die andern hier genannten Namen, brauchen wir nicht zu betonen. Wohl aber möchten wir darauf hinweisen, daß er es wie kein zweiter versteht, die Verbindung der Auslandsdeutschen und ihrer Abkömmlinge mit dem Mutterland aufrecht zu erhalten. Auch hierzu besitzen wir zahlreiche Belege. Einen davon bieten wir im nachfolgenden Beitrag.

Ein Brief aus Milwaukee²⁷

Von Anthony Puechner

©

Anthony Puechner.

²⁷ Der Verfasser richtete unterm 18. März 1925 an den May-Verlag ein längeres Schreiben, worin uns manche Ausführungen sehr beachtenswert erscheinen, weshalb wir sie hier auszugsweise abdrucken. Die Herausgeber.

Winnetou?

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Im Jahrbuch 1920 schilderte ich einen merkwürdigen Briefwechsel mit Direktor Schneemann, Bremen, der uns verschiedene Belege dafür eingesandt hatte, daß er in den Jahren 1864/66 mehrfach mit Karl May in Ostasien zusammentraf. Zu meinem Leidwesen mußte ich den damaligen Ausführungen hinzufügen, daß der Seefahrer Schneemann meines Erachtens mit einem Doppelgänger Karl Mays gereist sei: nach meinen Forschungen ist es unmöglich, daß der Dichter um jene Zeit am Stillen Ozean weilte. Verblüffend aber waren und bleiben Schneemanns Berichte, und zahlreiche Leser haben mir in der Folge geschrieben, es handle sich hier ganz gewiß um unsern Karl May, ohne daß dadurch meine gegenteilige Ansicht erschüttert werden konnte.

Aus den vielen in die Zwischenzeit fallenden Mitteilungen, wonach dieser oder jener vor Jahren Karl May im fernen Ausland getroffen haben will, greife ich heute wieder mal einen Briefwechsel heraus, der uns, ähnlich wie Schneemanns Erlebnisse, stutzig machte, mich und meine näheren Mitarbeiter naturgemäß zur Nachprüfung veranlaßte, aber leider auch wieder, wie seinerzeit, die Wahrscheinlichkeit eines Irrtums in sich trägt.

Am 17. Februar 1928 schrieb uns Stadtkämmerer [Albert] Pirtsch, Schwandorf (Bayern), er habe in einem Buch einen Hinweis gefunden, wonach der Apatschenhäuptling [348] Winnetou keine Phantasiegestalt Karl Mays sei, sondern wirklich gelebt habe. Der Verfasser berufe sich dabei auf Briefe aus Nordamerika aus den Jahren 1860/70. Als Quelle nannte Pirtsch den Roman „Der Pestkrieg“ von Dr. Ludwig Hofbauer, Verlag Ludwig Rath, Regensburg.

Wir beschafften uns das Buch und fanden auf Seite 81 f. eine eigenartige Schilderung:

... Ein für diese Abgeschiedenheit ganz fremdes Gesicht neigte sich vor ihm. Ein Mann mit langen, straffen Haaren, markantem Gesicht und, das Sonderbarste, mit völlig bronzener Gesichtsfarbe eines waschechten Indianers saß vor ihm.

„Mich,“ begann der Indianer, „hat man allerdings nicht in einem Dornbusch entdeckt. Die Zeiten sind vorbei, seit die roten Männer hinter Hecken lauerten. Auch ich habe den größten Teil meines Lebens in der Gelehrtenstube verbracht. Mein Großvater hatte als Häuptling der Apatschen in den Bergen des Westens einen guten Namen. Sie haben von Winnetou, dem großen Häuptling, gehört. Ein Deutscher hat vor Jahrzehnten viel von ihm geschrieben. Heute verweist man diese Erzählung in die Märchenwelt. Ja, man glaubt jetzt, einen Winnetou habe es niemals gegeben. Und doch sind authentische Beweise für seine Existenz vorhanden*). Mir selbst ist es nicht möglich, schriftliche Dokumente von meinen Vorfahren nachzuweisen. Auch hatte der Stamm meines Vaters nicht Urkunden, wie in den Ländern der Weißen zum Beispiel die Geburtsregister geführt werden. Mir selbst genügt der Ring hier an meinem Finger mit dem Namen Winnetou. Im übrigen war es mir interessant, bei meinem letzten Aufenthalt in Deutschland durch Nachforschung [349] nach einem Familiennamen unleugbare Beweise in die Hände zu bekommen, daß der Schriftsteller Karl May tatsächlich in Beziehungen stand mit meinem Stamm und zu Lebzeiten meines Großvaters während des Baues der ersten Eisenbahnstrecke quer durch die Vereinigten Staaten sich im Westen aufgehalten hat. Verschiedene Briefe eines Deutschen, und zwar aus Hessen mit Namen Saul, der im 3. Dragonerregiment stand und verschiedene Kämpfe gegen die Apatschen mitmachte, bezeugen das. So sind für mich wenigstens die Geschichten Karl Mays aus dem Westen zum Teil keine Märchen mehr. Mag die alte Welt an ihre Helden glauben, so nehme auch ich als Indianer das Recht in Anspruch, unsere großen Männer zu verehren und ihre Sehnsucht weiter zu fühlen. Mein Lebensziel wurde es, schon in früher Jugend, zu ergründen, ob im Geschehe der Welt wirklich unser Untergang beschlossen ist oder ob im letzten Momente nicht doch noch ein Weg zurückführen kann zur Rettung des ganzen Volkes. Lange Jahre war ich als Professor der Columbia-Universität mit dem Studium der Ureinwohner Amerikas beschäftigt und habe dadurch die sittliche Höhe des roten Volkes, wie es ehemals war, erkannt....“

*) Der Verfasser hatte Gelegenheit, Einblick zu bekommen in amerikanische Briefe aus den Jahren 1860 bis 1870, die bestätigen, daß Winnetou wirklich lebte und daß auch Karl May sich einige Zeit im Westen aufgehalten hat. (Diese Fußnote stammt nicht von mir, sondern aus dem angeführten Roman. Dr. Schmid.)

Weitere Ermittlungen ergaben, daß die obigen, von Dr. Hofbauer verwendeten Briefe sich in den Händen des Güterdirektors Max Saul in Schwandorf befinden. Geschrieben wurden sie von dessen Bruder Fritz Saul, der in jungen Jahren, ebenso wie einige andere seiner Brüder, nach Amerika auswanderte. Max Saul legte mir eine Reihe solcher Zuschriften vor und erteilte mir darüber hinaus in liebenswürdiger Weise eingehende Auskünfte:

Fritz Saul, geboren im Dezember 1850 auf Gut Kragenhof bei Kassel, ging im Jahr 1869 nach Nordamerika. Er leistete freiwilligen Militärdienst, und zwar 1870/75 im 5. U.S.Dragonerregiment. Nach einer Reise durch Mexiko und Kalifornien trat er im selben Jahr wieder in die Armee ein; nunmehr diente er bis 1880 im 3. U.S.Dragonerregiment und brachte es bis zum Sergeanten. Als Soldat machte er **[350]** Kämpfe gegen die Apatschen, Ogellallahs, Mohave und Cheyenne mit. Hierauf schloß er seine Militärzeit ab und bewirtschaftete zunächst eine Farm in Oregon im Cascade-Gebirge. Später tauchte er als Farmer in Texas auf. Den Abend seines Lebens verbrachte er in Los Angeles, wo er 1923 im Alter von 73 Jahren starb.

Dieser kurzgefaßte Lebenslauf deutet an, wieviel Fritz Saul im Wilden Westen erlebt haben mag. Aus der Fülle der uns von seinem Bruder vorgelegten Briefe drucken wir im nächstfolgenden Aufsatz allerlei ab. Zunächst aber komme ich zur Wiedergabe jenes Schreibens, das sich auf die eingangs erwähnte Äußerung Dr. Ludwig Hofbauers im Roman „Der Pestkrieg“ bezieht. Güterdirektor Max Saul schreibt mir hierzu:

Während mein Bruder Fritz anfangs der 70er Jahre als 5. Dragoner sich mit den Sioux und Cheyennes und in Arizona mit den Apatschen und Mohave-Indianern herumschlug, spielten wir Buben, die wir nichts von seinen Kämpfen gegen die Indianer wußten, in der Belvedere-Wiese zu Kassel Indianer. An unsern mörderischen Kämpfen nahm kein Geringerer teil, als der im Weltkrieg zum Kriegsminister ernannte Generalleutnant ^[Adolf] Wild von Hohenborn, der damals schon bedeutende Strategie an den Tag legte, so daß wir ihn zum Häuptling der Sioux-Indianer wählten. Auch dieser alte Jugendfreund ist, wie so mancher andere, bereits in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt.

Hin und wieder bekamen wir weitere Nachrichten von unserm Bruder Fritz, und da wir inzwischen begeisterte Karl-May-Leser geworden waren, wandte sich mein Bruder Ludwig 1898 an ihn mit der Anfrage, ob er vielleicht Näheres über Winnetou wisse. Darauf erhielt er nachstehende Antwort:

Fritz Saul an Ludwig Saul:

San Antonio (Texas), 19. Juni 1898.

... Daß Du, lieber Ludwig, während Deines Aufenthaltes in Amerika auch in Denver in Colorado gewesen bist, **[351]** hat mich sehr interessiert. Denver ist mir wohl bekannt. Ich war im Jahr 1872, also vor 27 Jahren, dort. Canon City dagegen bestand zu dieser Zeit noch nicht. Ich war damals als amerikanischer Kavallerist nicht weit von Denver in Fort Russell stationiert. Unsere Aufgabe war, die fertige Union Pacific-Eisenbahn, sowie die in der Nähe liegenden Ansiedlungen vor den mörderischen Banden der Sioux- und Cheyenne Indianer zu beschützen. Im Herbst jenes Jahres kam ich auch nach Denver, das damals ein Städtchen von einigen hundert Einwohnern war. Die Häuser waren meist Blockhäuser oder Zelte, die in der Nähe des kleinen Flusses, der das Trinkwasser lieferte, aufgebaut waren. Buffalos (Büffel), die in Herden von Tausenden zur damaligen Zeit die endlose Prärie durchstreiften, wurden häufig von uns, sowie von Indianern und Ansiedlern ihres Fleisches und ihrer Haut wegen erlegt. Buffalo Bill, von dem Du gewiß gehört haben wirst, war damals Government Scout und diente uns als Führer in der Verfolgung der Indianer. Es waren dies wilde und aufgeregte Tage, die mir stets frisch im Gedächtnis bleiben werden. Du fragst mich in Deinem Briefe um Auskunft über einen gewissen Karl May, sowie über einen Apatschen-Häuptling Winnetou. Ersteren habe ich nicht persönlich gekannt. Derselbe war, nachdem ich schon vom Militär abgetreten war und Arizona verlassen hatte, nach dorten gekommen. Winnetou dagegen habe ich gekannt. Derselbe war zu jener Zeit jedoch kein Häuptling von Bedeutung. Erst in späteren Jahren, nachdem Cochise, der erste Häuptling der Apatschen, getötet worden war, erwarb sich derselbe einen Namen und wurde seiner häufig erwähnt.

Eine Abbildung aus obigem Schreiben geben wir im vorliegenden Jahrbuch. Die Echtheit dieser auf Winnetou und Karl May bezüglichen Briefstelle steht außer Zweifel. Bei ihrer Kritik muß man sich jedoch ins Gedächtnis rufen, was ich in Band „Ich“, S. 553 und in meiner „Lanze für Karl May“, S. 30 darlegte. Man muß sich ferner vergegenwärtigen, daß alle unsre Nachforschungen immer zu dem Ergebnis führten: der **[352]** rote Held Winnetou ist eine dichterische Erfindung. Vorsichtshalber ersuchten wir aber den unsern

Lesern durch den vorangehenden Aufsatz bekannt gewordenen Deutsch-Amerikaner Anthony Puechner, Milwaukee, um Meinungsäußerung; sein Bescheid lautet wie folgt.

Anthony Puechner an den Karl-May-Verlag:

Milwaukee, Wisconsin, 1. August 1928.

Ich kann mit Shakespeare ausrufen „Love labor lost“, denn ich habe alle Hebel in Bewegung gesetzt, um etwas über unsern Winnetou ausfindig zu machen.

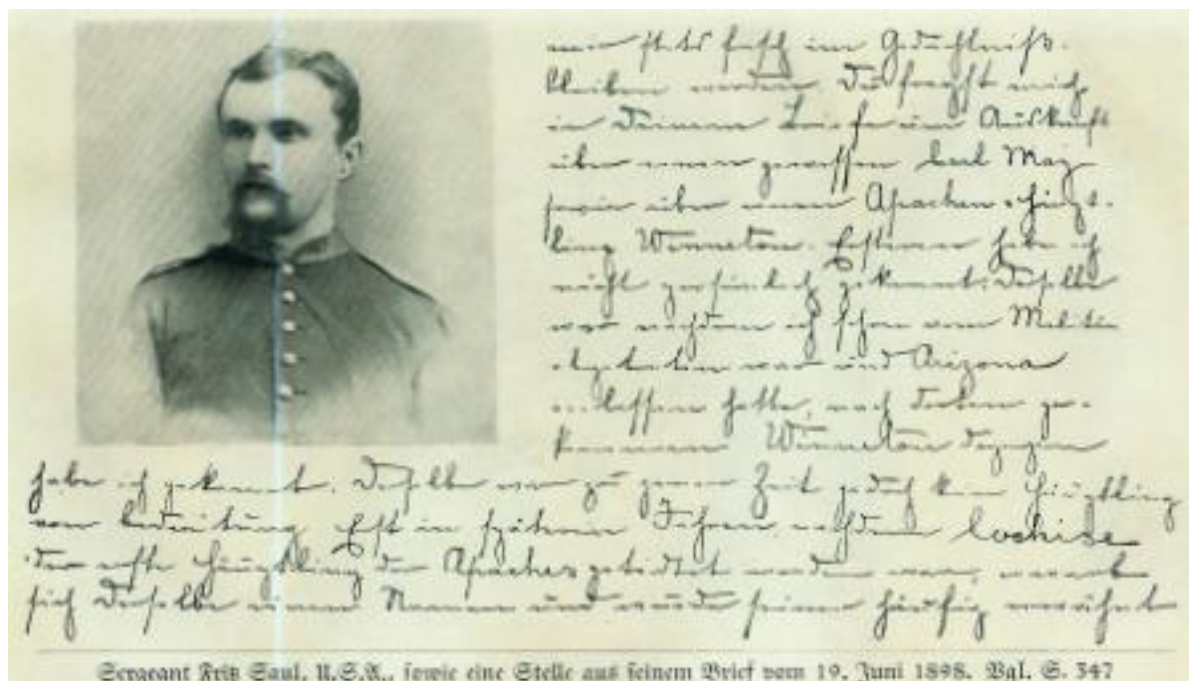
Ich las Kandolfs Artikel „Der werdende Winnetou“ (Jahrbuch 1921) und „Die Bedeutung des Wortes Winnetou“ von Adalbert Stütz (Jahrbuch 1922), ferner nahm ich [James?] Adair, [Hubert Howe] Bancroft, [Henry Rowe] Schoolcraft und verschiedene Encyclopedias zur Hand und fand darin nichts von Winnetou. Eingeschlossen auch ein Brief, den ich hierzu vom Department of Indian Affairs erhielt. Meiner Ansicht nach hatte Fritz Saul Karl May schon vor 1898 gelesen. Mein Vater beispielsweise las hier im Amerika Karl May bereits im „Deutschen Hausschatz“ und im „Regensburger Marienkalender“ von 1889 bis 1892, ferner seine Werke gebunden in Buchform von 1894 bis 1897. Als nun Fritz Saul um 1898 die Anfrage seines Bruders Ludwig Saul aus Deutschland erhielt, mit der Bitte um Auskunft über Winnetou, unterlief ihm wohl eine Namensverwechslung:

Auf den Apatschenhäuptling Cochise (gestorben 1874) folgte nämlich Chief Victorio, was ähnlich klingt wie Winnetou.

Fritz Saul diente damals in der Kavallerie von 1870 bis 1880. Der Scout der 5th. Cavalry war Buffalo Bill (das ist auch erwähnt in Colliers Weekly, das ich Ihnen sandte), die fünfte Kavallerie hatte den Namen „The Fighting Fifth“. Chief Victorio machte der Fighting Fifth viel zu schaffen. Er ergab sich 1878, starb aber später dennoch auf dem Schlachtfeld, 1880.

Alle andern Daten des Fritz Saul stimmen.

Hiermit schließen die Ergebnisse unsrer Nachforschungen. Auch ich neige der Ansicht zu, daß der verstorbene [353] Fritz Saul dem Apatschenhäuptling Victorio irgendwann mal begegnet war. In der Erinnerung deutete er diesen Namen in den ähnlich klingen Winnetou um, also in jene Phantasiegestalt, der Karl May in seinen Schriften das weit über Deutschland hinaus sichtbare Denkmal gesetzt hat.



Das Totenfeld am Little Bighorn

Von Fritz Saul †

Vorwort der Herausgeber: Patty Franks Darstellung der furchtbaren Indianerschlacht am Little Bighorn vom 25. Juni 1876 (vgl. Karl-May-Jahrbuch 1926) hat bei unsern Lesern viel Anklang gefunden. Eindrucksvoll ist wohl auch die folgende Schilderung eines Augenzeugen, der bald nach der Niedermetzlung der Custer-Armee an der Stelle des Blutbads eintraf, und sich an der Verfolgung der – anfänglich siegreichen – Indianer beteiligte.

Den Lebenslauf des Verfassers finden unsere Leser auf Seite 349 des vorangegangenen Abschnitts. Wir bringen zwei Briefe, die er an seine Angehörigen nach Deutschland sandte, und zwar zuerst den vom 30. Dezember 1880, weil er, obwohl 1 ½ Monate später als der zweite geschrieben, Begebenheiten aus früherer Zeit erzählt.

I.

Cincinnati, 30. Dezember 1880.

... Im Jahr 1870 trat ich als Freiwilliger in das 5. Vereinigte-Staaten Dragoner-Regiment ein, das damals in Wyoming Ter. stationiert war. – Doch ehe ich zu meinen Erlebnissen übergehe, will ich Dir erst einiges über die amerikanische Armee mitteilen. Amerika hat ungefähr 25 000 Mann reguläre Truppen, die aus Freiwilligen bestehen und sich für 5 Jahre zu dienen verpflichtet haben. Der größte Teil der Armee ist, mit Ausnahme einiger Artillerieregimenter, in den westlichen Territorien stationiert, um die dortigen Ansiedler vor den Indianern und mexikanischen Guerillas zu beschützen. Ein großer Teil dieser Freiwilligen besteht aus **[355]** schon früher in andern Ländern gedienten Soldaten. Du findest hier Leute aus allen Gegenden der Welt vertreten. Doch sie alle folgen jetzt derselben Fahne!

Die Sioux und Cheyennes brachen im Anfang des Frühjahres 1870 aus und richteten große Verwüstungen unter den Ansiedlern an. Ganze Ansiedlungen wurden von ihnen niedergebrannt, das Vieh geraubt, Männer und Kinder ermordet und Frauen in die Gefangenschaft geführt, wo ihnen ein noch schrecklicheres Los als der Tod bevorstand. Acht Schwadronen meines Regimentes, darunter auch die meinige mit einer Abteilung Pawnees-Indianer, die uns als Führer dienten, wurden sofort zur Verfolgung der Indianer beordert. Wochenlang, vom Morgen bis spät in die Nacht hinein, folgten wir ihren Spuren. Endlich, nachdem wir Hunderte von Meilen marschiert waren, überholten wir die Indianer in der Nähe des Platteriver. Es kam nun zu einem erbitterten Kampfe! Die Indianer waren uns an Zahl bedeutend überlegen, doch hatten wir den Vorteil, besser bewaffnet zu sein. – Es war dies die erste Schlacht, die ich mitmachte, und ich werde nie den Eindruck vergessen. – Mehrere Stunden wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung gekämpft. Gefangene wurden nicht gemacht, sondern was uns in die Hände fiel, wurde sofort niedergemacht. Die Indianer wurden vollständig geschlagen, und wir verfolgten sie bis spät in die Nacht hinein. Über hundert Indianerleichen wurden auf dem Schlachtfeld gefunden; aber auch wir hatten 26 Tote und einige 30 Verwundete zu beklagen. Mein Pferd war durch den Hals geschossen worden, und eine Kugel hatte sich an dem Zylinder meines Revolvers, den ich im Gürtel trug, plattgeschlagen, ohne mich jedoch im geringsten zu verletzen.

Ein großer Teil des Lagers fiel in unsre Hände. Über 400 Pferde nebst einer Menge von Büffelhäuten und anderen Sachen wurde von uns erbeutet. Zwei weiße Frauen, deren Angehörige von den Indianern ermordet und die von diesen in die Gefangenschaft geführt worden waren, wurden von uns befreit. Niemals werde ich die Freude und den Dank jener unglücklichen Frauen vergessen, als sie durch uns ihren Peinigern entrissen waren.

[356] Die Prärien im nordwestliche Amerika sind im ganzen genommen eine recht eintönige Gegend. Kein Baum oder Strauch unterbricht das Einerlei der Landschaft. Soweit das Auge reicht, erblickt man nichts als Gras, das sich wellenförmig wie der Boden erhebt. Tausende von Büffelherden sowie Wölfe, Hirsche, Antilopen, wilde Pferde und noch viele andre Tiere beleben diese ungeheuren Grasflächen. Oft gingen wir auf die Jagd und kehrten gewöhnlich reich mit Beute beladen nach dem Fort zurück. Auch ich habe manchen guten Schuß getan und könnte Dir viel erzählen. Wie jedoch die Indianer immer weiter nach dem Westen zurückgetrieben werden, so müssen auch diese Tiere der herannahenden Zivilisation weichen.

Im Jahre 1871 machte ich mit Vereinigten-Staaten-Ingenieuren eine Tour nach den Blackhills. Diese Blackhills oder Schwarzen Berge waren bis jetzt nur sehr wenig bekannt, denn nur selten hatte sich wohl ein weißer Jäger bis in jene Gegend gewagt. Die Ingenieure waren von der Regierung ausgerüstet worden, um jene Gegend zu erforschen. Zwei Schwadronen Kavallerie, darunter auch die meinige, wurden ihnen zum Schutze mitgegeben. Wir fanden an manchen

Plätzen reichhaltiges Goldquarz. Diese Expedition und noch einige andere später unternommene gaben die Veranlassung zu einem großen Goldfieber. Tausende von Goldgräbern eilten im Jahre 1874 und 1875 nach den Blackhills, um jenes kostbare Metall zu graben und in kurzer Zeit reich zu werden.

In Gegenden, die wohl noch nie zuvor der Fuß eines Weißen betreten hatte, entstanden jetzt ganze Dörfer. Einige haben wohl das gefunden, was sie suchten, doch der größte Teil dieser Leute mußte ärmer als zuvor wieder nach der Heimat zurückkehren. Auch mancher, der vielleicht Frau und Kinder zu Hause zurückgelassen hatte, ist den ungeheuren Strapazen und Entbehrungen erlegen und hat die Seinigen niemals wieder gesehen. Das Klima ist im Winter in dieser nördlich gelegenen Gegend, wo das Thermometer häufig bis zu 35 und 40 Grad (Reaumur) unter Null fällt, wirklich fürchterlich. Auch wir haben auf unsern Märschen mitunter sehr durch die bittere Kälte zu leiden gehabt. Im Herbst des **[357]** Jahres 1872 wurde ich mit meinem Regiment nach dem Süden, nach Arizona-Ter. beordert. Ich machte hier einige Gefechte gegen die Apatschen und Mohaves mit und wurde am Bein schwer verwundet. Nach einigen Monaten war ich jedoch wieder hergestellt und wurde als Sergeant wieder zu meiner Schwadron zurückgeschickt. Im Jahre 1875 bekam ich meinen Abschied, reiste durch Mexiko und Kalifornien und wurde später nochmals Soldat. Ich trat wieder zur Kavallerie ein, weil mir diese stets am besten zusagte. Mein neues Regiment war das der 3. Dragoner und lag in Montana und Dakota Territory, und ich wurde von San Francisco dorthin gesandt.

In Juni des Jahres 1876 verbanden sich die Sioux mit noch andern Indianerstämmen und zogen wieder einmal mordend und raubend durch die Ansiedlungen. General Custer, der die Indianer mit einigen Schwadronen des 7. Dragoner-Regiments angegriffen hatte, wurde von ihnen vollständig vernichtet. Von 286 Mann war nicht ein einziger davongekommen! Nicht ein Mann war übriggeblieben, um den Hergang des Unglücks erzählen zu können! Mehrere tausend Indianer unter Anführung ihres Häuptlings Sitting Bull hatten jenes kleine Häuflein in dem Gebirge umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergemacht. Einige uns freundlich gesinnte Indianer überbrachten uns jene traurige Nachricht. General Terry nahm sofort alle ihm zu Gebote stehenden Truppen und eilte zur Stelle.

Leider bestätigte sich alles! Jene 286 Mann lagen noch wie sie gefallen waren auf das schrecklichste verstümmelt und skalpiert. Umherstreifende Wölfe hatten das übrige getan und ihren Hunger an den Leichen gestillt. Es war ein schrecklicher Anblick, der sich unsern Augen bot. Die Leichen wurden von uns begraben. Später wurde aus den abgebliebenen Schädeln und Knochen der im Kampfe gefallenen Pferde ein Denkmal errichtet, das noch bis auf den heutigen Tag jene Stelle bezeichnet.

Nachdem wir unsern gefallenen Kameraden die letzte Ehre erwiesen hatten, machten wir uns auf, um blutige Rache an denen zu nehmen, die jenes Unglück herbeigeführt hatten. Wo wir die Indianer erreichten, wurden sie ohne Gnade niedergemacht. **[358]** Männer sowohl wie Frauen und Kinder! Am Powder-River wurde mein Pferd in einem Gefecht unter mir erschossen, und da es sich mit mir überschlug, so erhielt ich einige Verletzungen und verstauchte mir die linke Schulter. Wir trieben die Indianer bis über die Grenze der englischen Besitzungen. Weiter durften wir ihnen nicht folgen.

Im Jahre 1877 wurde mein Regiment nach dem Territorium New-Mexiko verlegt, und ich nahm im Fort Wingat, nachdem ich noch manches in jenem Lande erlebt und mit durchgemacht hatte, vergangenen September (1880) meinen Abschied, um hierher nach Cincinnati zu reisen.

II.

Cincinnati, 16. November 1880.

... Ich wurde nun (1875) dem 3. U.S.Dragoner-Regiment zugeteilt, das teils in Montana und Dakota Ter. stationiert war. Im Jahre 1876 machte ich einen Teil des Feldzugs gegen die Sioux und Ogellallahs mit, die unter Anführung ihres Häuptlings Sitting Bull ausgebrochen waren und furchtbare Verwüstungen in den Ansiedlungen anrichteten. Ich erlitt durch den Sturz meines Pferdes, das in einem Angriff gegen die Indianer unter mir erschossen wurde, einige schmerzliche, jedoch nicht gefährliche Verletzungen. Da im Jahre 1877 die Navahoes anfangen unruhig zu werden, so wurde mein Regiment nach New-Mexiko beordert ...

Die amerikanische Armee besteht nur aus ungefähr 25 000 Mann, die den ganzen Westen gegen die unzähligen Indianerstämme zu beschützen haben. Der amerikanische Soldat hat einen sehr harten Dienst und ist fern von aller Zivilisation vielen Gefahren und Entbehrungen ausgesetzt. Die Bezahlung ist eine sehr gute! Der gemeine Soldat bekommt monatlich ein Gehalt von 15 Dollar, nebst Kleider, Kost usw., aber es wird auch viel von ihm verlangt. Als Sergeant bekam ich 20 Dollar im Monat. Vor ungefähr 2 Monaten nahm ich in Fort Wingat meinen Abschied ...

[(359)]

Wer war es?

Von Joseph H ö c k

©

Karl May als Wegweiser zur Verinnerlichung²⁸

Von Klara Werner

Verehrte Damen und Herren! Wenn man heutigen Tags den Mut hat zu sagen, daß man die Bücher von Karl May lese, so begegnet man oft noch mitleidigem Erstaunen, ja oft sogar unverstecktem Spott und Hohn. Auch manche von Ihnen werden vielleicht verwundert gewesen sein, als Ihnen mein Vortrag über Karl May angekündigt wurde. Bevor ich in nähere Ausführungen über mein Thema eingehe, möchte ich erst kurz untersuchen, woher diese geringschätzende Bemitleidung der Karl May-Anhänger kommt.

Man staunt vielfach den erwachsenen May-Leser deshalb an, weil man in weiten Kreisen des deutschen Volkes noch immer der Meinung ist, daß May nur Jugendschriftsteller sei.

Ich habe also zuerst die Frage zu beantworten: War Karl May nur ein Jugendschriftsteller? Der Dichter gibt auf diese Frage selbst an verschiedenen Stellen seiner Werke Antwort. Im Band „Ich“, der seine Lebensbeichte enthält und den ich noch einige Male anführen werde, schreibt er darüber folgendes:

Und nun die Hauptfrage – für wen sollten meine Bücher geschrieben sein? Ganz selbstverständlich für das Volk, für das ganze Volk, nicht nur für einzelne Teile desselben, für **[371]** einzelne Stände, für einzelne Altersklassen. Vor allen Dingen nicht etwa allein für die Jugend! Auf diese letzte Versicherung habe ich das größte Gewicht und den schärfsten Ton zu legen.

An einer andern Stelle, im vierten Band des Werkes „Im Reich des silbernen Löwen“, sagt May:

Dieses so oft verspottete und so leidenschaftlich verhöhnte ‚Ich‘ in meinen Werken war nicht die ruhmestlüsterne Erfindung eines wahnwitzigen Ego-Erzählers, welcher ‚unglaubliche Indianer- und Beduinengeschichten‘ schrieb, um sich von den Unmündigen und Unverständigen beweihräuchern zu lassen, sondern unglaublich, über alle Maßen unglaublich ist nur die Blindheit derer gewesen, die einen solchen Wahnsinn für möglich hielten, weil sie sich in den ihnen sehr erwünschten Irrtum hineinlogen, daß diese meine Bücher nur zur vagen Unterhaltung der unerwachsenen Jugend, nicht aber ganz im Gegenteil für die geistigen Augen klar und ruhig denkender Leser geschrieben seien.

Aus diesen beiden Stellen, die ich aus Mays Schriften anführte, sehen Sie, daß er durchaus nicht als Jugendschriftsteller gelten wollte. Und er ist es auch nicht, denn die Jugend kann den Reichtum der tiefen Gedanken in Mays Büchern gar nicht voll und ganz erfassen, weil ihr Sinn durch die spannenden äußeren Geschehnisse in diesen Erzählungen viel zu sehr gefangengenommen wird. Kann doch selbst der Erwachsene nur durch oftmaliges Lesen dieser Bücher in die Gedankenwelt und in den Gedankenreichtum dieses eigenartigen Schriftstellers dringen! Auch der Erwachsene unterliegt beim ersten Lesen der Spannung, die durch den äußeren Gang der Geschehnisse in ihm hervorgerufen wird. Karl May zu lesen, das heißt, ihn richtig zu lesen und ihn zu verstehen, ist nicht leicht!

Die Schwierigkeit, May richtig zu lesen und zu verstehen, **[372]** liegt an der Symbolik seiner Schreibweise. In den ersten Werken tritt diese sinnbildliche Schreibweise nicht so scharf hervor, da bringt er noch mehr der Grundlagen und Bausteine für die späteren Folgerungen und Gedankengebäude. Nach seiner zweijährigen Orientreise aber, die er im Jahr 1899 antrat, wendete May sich ganz der Gleichnisdichtung zu. In seinem Werk „Im Reiche des silbernen Löwen“ ist das ganz deutlich zu erkennen, denn die beiden letzten Bände dieser Erzählung, die er nach dieser großen Reise schrieb, haben ein ganz andres Gepräge als die beiden ersten Bände, die er vorher beendete. Rein symbolisch sind auch die Werke „Am Jenseits“, „Friede auf Erden“, „Ardistan und Dschinnistan“ und „Winnetous Erben“.

Um in den Geist dieses viel verkannten Schriftstellers einzudringen, müssen wir nun zunächst ergründen, was May veranlaßte, seine Bücher zu schreiben und welche Zwecke und Ziele er damit verfolgte. Auch darüber will ich ihn selbst sprechen lassen. Im „Ich“ sagt er folgendes:

Erst ahnte ich, dann sah und endlich erkannte ich die zwar verborgnen, aber doch innigen Zusammenhänge zwischen dem Kleinsten und dem Größten, dem Körperlichen und dem Seelischen, dem Leiblichen und dem Geistigen, dem Endlichen und dem Unendlichen. Das war der Zeitpunkt, an dem ich begann, die lieben, alten Märchen meiner Großmutter in ihrer tiefen Bedeutung zu begreifen.

²⁸ Der vorliegende Aufsatz wurde von der Verfasserin als Vortrag in Wien am 10. Januar 1927 (wiederholt am 14. Februar 1927) gehalten.
Die Herausgeber.

Diese Wandlung und Erkenntnis in Mays Innerem, die sich während seiner letzten Strafzeit vollzog, brachte ihn auf den Gedanken, Märchen dichten zu wollen. In diesen Märchen wollte er das Suchen und Ringen der menschlichen Seele um den inneren Frieden und um **[373]** Vervollkommenheit, um Veredlung und Verinnerlichung zum Ausdruck bringen. Wir haben seine Bücher demnach nicht, wie oft fälschlich angenommen wird, als Selbsterlebnisse oder auch als schriftstellerische Reisephantasien zu lesen, sondern als Märchen. May betont ausdrücklich:

Darum will ich Märchenerzähler sein, nichts anders als nur Märchenerzähler!

So also will Karl May seine Schilderungen aufgefaßt haben. Er wußte aber auch, daß er nicht gleich sagen dürfe, daß er Märchen erzählt, weil ihn ja dann doch wieder nur ein Teil des Volkes kennen gelernt hätte. Darum kleidete er sie in die Form von Reiseerzählungen, die einesteils aus der Wüste Afrikas und andernteils aus den Prärien und Urwäldern Amerikas hinanführen sollten zu den höchsten Bergesspitzen. Wüste und Urwald sind die Niederungen unsres Alltagslebens, die Berge aber das Ziel: die Edelmenschlichkeit. „Auf diesem Weg soll“, nach Mays Worten, „der Leser vom niedrigen Animamenschen bis zur Erkenntnis des Edelmenschentums gelangen.“

*

Warum erzählte Karl May seine „Märchen“ aber hauptsächlich in der viel kritisierten und angefeindeten „Ich“-Form? Welche Absichten verfolgte er damit? In seiner Selbstbiographie „Ich“ gibt er uns auch darüber Aufschluß, wenn er sagt:

Ich sah um mich herum das tiefste Menschenelend liegen; ich war für mich dessen Mittelpunkt. Und hoch über uns lag die Erlösung, lag die Edelmenschlichkeit, nach der wir emporzustreben haben. Diese Aufgabe, sie ist allen Menschen erteilt.[...] Aus der Tiefe zur Höhe, aus Ardistan nach Dschinnistan, **[374]** vom niedern Sinnenmenschen zum Edelmenschen empor! ... Die Hauptperson aller meiner Erzählungen sollte der Einheit wegen eine und dieselbe sein, ein beginnender Edelmensch, der sich nach und nach von allen Schlacken des Animamenschentums reinigt.... Er mußte als selbsterzählend, also als „Ich-Erzähler“ dargestellt werden. Sein „Ich“ ist keine Wirklichkeit, sondern dichterische Imagination.... Und dieser imaginäre Old Shatterhand, dieser imaginäre Kara Ben Nemsî, dieses imaginäre „Ich“ hat nicht imaginär zu bleiben, sondern sich zu realisieren, zu verwirklichen, und zwar in meinem Leser, der alles innerlich miterlebt und darum gleich meinen Gestalten emporsteigt und sich veredelt. In dieser Weise trage ich meinen Teil zur Lösung der großen Aufgabe bei, daß sich der Gewaltmensch, also der niedrige Mensch, zum Edelmenschen entwickeln könne.

Mit diesen Gedanken zeigt Karl May uns selbst, wie seine Schriften zu lesen und aufzufassen sind. Der großen Gefahr, die in der Verwendung der „Ich“-Form lag, war er sich wohl bewußt. Er ahnte, daß es nicht allen Lesern möglich sein werde, zwischen Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden. Er glaubte aber doch, daß kein ernst denkender Leser dieses „Ich“ für Wirklichkeit, für sein eignes, körperliches „Ich“ halten werde, weil er ja diesen imaginären „Ich“-Helden Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsî mit der höchsten Intelligenz, der tiefsten Herzensbildung und gleichzeitig mit der größten Geschicklichkeit in allen Leibesübungen ausstatten mußte. Und niemals kann ein einzelner Mensch alle diese Vorzüge in ihrer Gesamtheit in sich vereinigen.

Darüber, was er mit diesem „Ich“ bezweckte, gibt uns sein letzter Vortrag, den er acht Tage vor seinem Tod am 22. März 1912 in Wien hielt, Auskunft²⁹. **[375]** Das „Ich“ bezeichnete er da, so wie auch oft in seinen Schriften, als die Menschheitsfrage: „Adam, das heißt Mensch, Edelmensch, wo bist du?“ Das „Ich“ ist also die Menschheitsfrage, die Menschheitsseele, das Menschheitsgewissen, das den Edelmenschen sucht.

Diese Ausführungen über Karl Mays Ziele und Wege mußten meiner Untersuchung, was er uns, die wir nach Verinnerlichung streben, speziell bietet und wie er uns als Wegweiser dienen kann, vorangehen.

Alle Werke Mays durchzieht wie ein roter Faden seine tiefe Frömmigkeit, sein aufrichtiger Gottesglaube und sein unerschütterliches Gottvertrauen, das ihm kein Leid, ob es nun selbstverschuldet oder unverschuldet war, rauben konnte. Wir erkennen in seinen Büchern allerdings auch, daß er, ebenso wie der jüngst verstorbene Houston Stewart Chamberlain, an dessen Werk „Der Mensch und Gott“ ich hier denke, auf dem Boden positiven Christentums stehend, über konfessionelle Schranken hinausgewachsen ist. So

²⁹ Vgl. den Aufsatz: Dr. Alex. Salkind, „Karl May in Wien“ im Karl-May-Jahrbuch 1928.

kam es, daß May einerseits als Protestant, als der er gelebt hat und gestorben ist, angefeindet und andererseits als katholischer Schriftsteller gepriesen wurde.

Um einen kleinen Einblick in seine schönen und tiefen Gottesgedanken zu bieten, führe ich hier wieder einige seiner Aussprüche an. In „Winnetou“ III sagt May:

Wohl dem Menschen, der sich aus der glücklichen Jugendzeit seinen Kinderglauben hinüber in die Zeit des ernsten Mannesalters gerettet hat. Es gibt ein Auge, welches über alles wacht, und eine Hand, welche selbst die bösesten Anschläge für uns zum Guten lenkt.

Das ist eine Wahrheit, die wohl jeder Mensch an sich selbst erfahren hat. Wie oft mußten wir doch erkennen, **[376]** daß Vorfälle in unserm Leben, die wir als Durchkreuzen unsrer Pläne, vielleicht gar als Unglück empfanden, durch Gottes weise Führung zu einem guten, herrlichen Ende gebracht wurden!

Ein ebenso schönes Bekenntnis dieses Gottesglaubens und Gottvertrauens finden wir im dritten Band des „Mahdi“, wo es heißt:

Und doch gibt es ein Etwas, das stets vorhanden gewesen war, nämlich das Gefühl der Gottesnähe, die mit allen Fasern und Fibern empfundene Gegenwart dessen, welcher die allerhöchste Macht und zugleich die allerhöchste Liebe ist, das seligmachende Durchdrungensein von der Ueberzeugung, daß eine unendliche und allbarmherzige Weisheit mich an Ort und Stelle geleitet hat und mich auch weiter führen wird.

Chamberlain erklärt in dem vorhin erwähnten Buch „Der Mensch und Gott“, daß er das Gefühl habe, von Gottes Vaterhand, auf deren flachem Handteller er stehe, gehalten zu werden. Einen ähnlichen Vergleich gebraucht May im Anschluß an das eben erwähnte „Gefühl der Gottesnähe“:

Wie die winzige Puppe eines kleinen Falters auf der Fläche einer geöffneten Gigantenfaust, so liegt der Mensch mit Leib und Seele, mit allem seinen Denken und Fühlen, mit all seinem Harren, Hoffen und Zagen in der allgewaltigen Hand Gottes, die ihn nicht zerdrücken, sondern zum irdischen Glück führen und dann zur Seligkeit des Himmels leiten will.

May hält dann Gericht über jene Menschen, die sich gegen Gottes Führung und Weisheit auflehnen wollen und die das Fortleben nach dem Tod leugnen, und setzt den vorigen Gedankengang fort:

Wie so anders, so ganz anders steht es da um ein Herz, das in dem festen, unerschütterlichen Glauben schlägt, daß es in des Vaters Liebe ruhe und sich von seiner weisen Güte leiten lassen müsse, auch wenn es seine Absichten nicht erkennt. **[377]** Wie unsagbar wohl lebt man, während ringsum Stürme toben, im warmen, stillen Gottvertrauen.... Das ist keine gedankenlose oder denkfaule Hingabe an das Großmutter- und Kindermärchen vom „lieben Gott, der alles sieht“, sondern ein selbstbewußtes und selbstgewolltes und deshalb um so beglückenderes Aufgehen in einen ebenso allgütigen wie unerschütterlichen Willen, gegen den kein Sträuben hilft.

So könnte ich aus den verschiedenen Werken Mays noch viele derartige Perlen des Gottesglaubens und Gottvertrauens anführen, doch mag es genügen.

*

Was May unter Religion versteht, finden wir im ersten Band seines reifsten Werkes, „Ardistan und Dschinnistan“. Dort erwidert der Oberpriester der Ussul, der Urmenschen, auf Mays Frage nach der Religion der Ussul:

Wir haben keinen Glauben – wir haben Gott. Wir glauben nicht an ihn, sondern wir haben ihn! Wenn dein Vater noch lebt, wenn er wirklich und persönlich bei dir wohnt, so glaubst du doch nicht nur, daß du einen Vater habest, sondern du weißt es so genau, daß das Wort Glaube völlig ausgeschlossen ist. Die Ussul haben eine Religion, aber keinen Glauben! Sie haben Gott!

Ist das nicht eine wundervolle Auffassung des völlig vertrauenden, hingebungsvollen Gottesglaubens? Wohl uns, wenn wir aus innigster Ueberzeugung ebenso sprechen können, wenn wir ebenfalls sagen können: Wir haben Gott! Das heißt, Gott lebt in uns und nichts kann unsre Zuversicht und unsre Gemeinschaft mit ihm erschüttern!

Wenige Seiten nach diesem herrlichen Bekenntnis der Gotteszugehörigkeit finden wir eine schöne Erläuterung des Gottesbegriffs:

[378] Vorher aber muß ich dir sagen, daß die Ussul nur Gott allein verehren, keinen Andern bei oder neben ihm. Bei ihnen ist nur er der Inbegriff der Allmacht, Weisheit und Liebe. Nur er allein kann, was er will, und wenn die Hilfe und

das Erbarmen des Himmels sich der Erde naht, so geschieht dies nur durch ihn!

So finden wir in allen Werken Karl Mays unzählige derartige Zeugnisse seines felsenfesten, unerschütterlichen Glaubens an Gott.

Daß ein Mann wie May, der sich in Gottes Vaterhand so fest geborgen weiß, daß ihm sein Gottvertrauen auch in den schwersten Stunden nicht wankt, daß solch ein Mann alle Geschehnisse auf Gottes weise Fügung zurückführt, ist selbstverständlich. Er lehnt deshalb wiederholt das Wort „Zufall“ ab. Für ihn gibt es, ebenso wie für alle fest im Glauben stehenden Christen, keinen Zufall.

In dem Buch „Am Jenseits“ sagt er über den sogenannten Zufall:

Und doch gibt es keinen Zufall! Wenigstens für den gläubigen Christen ist durch dieses Wort ein starker, dicker Strich gemacht. Der Erfinder des Wortes wußte von Gottes Weisheit und Gerechtigkeit nichts, und alle, alle, die es nach ihm in den Mund nahmen, hatten, grad wie er, ihr Augenmerk zwar auf die irdische, nicht aber auf die himmlische Erkenntnis gerichtet. Man spricht so schön gelehrt vom Makrokosmos und vom Mikrokosmos;... nun ist man wohl bereit, jene sogenannte ‚große Weltordnung‘ zu bewundern, nach der sich alles zum Makrokosmos Gehörige auf streng vorgeschriebener Gesetzesbahn bewegt und keine einzige der Welterscheinungen absolut für sich selbst bestehen kann, sondern sich in der innigsten Beziehung zum Ganzen befindet.... Das hat man wohl erkannt, und das gibt auch der Gottesleugner zu.... Wer gelernt hat zu sehn, der kann in seinem Leben Beweis um Beweis wahrnehmen, daß das, was andre Zufall nennen, ein von der belohnenden, warnenden oder wohl auch strafenden Liebe **[379]** herübergeleitetes Ergebnis seelischer Zusammenwirkung ist. Und wenn er eifrig sucht, wird er dann gewiß in seiner eigenen Seele den Berührungspunkt entdecken, der ihm erklärt, warum grad i h n und keinen andern diese Fügung traf, die dann für ihn nichts weniger als ein Zufall ist!

Diese Ablehnung des Wortes Zufall, das, wie May an anderer Stelle sagt, erfunden wurde für gedankenlose Menschen und für solche, die sich des Wortes ‚Gottesführung‘ schämen, kann und muß doch jeder ernste Christ voll und ganz zustimmen.

Von der Umkehr eines Gottesleugnens gibt uns eine Stelle im „Winnetou“ I Auskunft. Klekih-petra, der weiße Lehrer der Apatschen, sagt dazu dem jungen Old Shatterhand:

Oder ist es auch eine Gottesfügung, daß ich hier mit Ihnen zusammengetroffen bin? Sie sehn, ich, der frühere Gottesleugner, suche jetzt alles auf diesen höheren Willen zurückzuführen.

Es wird sich nun wohl niemand wundern, wenn ich sage, daß May auch über das Gebet schöne, eindringliche, tief zu Herzen gehende Worte findet.

So lesen wir in „Silberlöwen“ III zwei kurze Gedichtstrophen, die in ihrer einfachen Innigkeit an das allbekannte, wundervolle „Altniederländische Dankgebet“ erinnern. Sie lauten:

Herr, ich trete im Gebete
vor dein heilig Angesicht.
Laß dir sagen meine Klagen;
höre, was mein Flehen spricht!

Herr, es treten, um zu beten
zu dir alle, die du liebst.
Laß den Glauben uns nicht rauben,
daß du nichts als Leben gibst!

[380] Mit diesem Gebet bitten die Dschamikun Gott um die Genesung des todkranken, ihnen ganz fremden Kara Ben Nemsî. Die Dschamikun haben, so wie die Ussul, wohl den festen Glauben an Gott, aber keinerlei konfessionelle Vorschriften. Ihnen ist Gott – Alles!

Im vierten Band desselben Werks bekennt May:

Für mich ist das Gebet von göttlicher Natur und darum ist das echte, wahre Beten, wenn nicht die allergrößte, so doch die schwerste und die heiligste der Künste.

Solche Worte über das Gebet kann doch nur ein Mann finden, der an sich selbst den Segen des Gebetes erlebt hat. Diesen Segen erlebt man allerdings nicht am alltäglichen, gewohnheitsmäßigen Gebet, sondern nur im ringenden, zwingenden Verzweiflungsgebet, wie es Jakob an der Furt Jabok tat und das ich deshalb „Jakobsgebet“ nennen möchte. May, der ja durch eine harte Leidenschule gegangen ist, hat den Segen

dieses ringenden „Jakobsgebetes“ an sich selbst erleben dürfen. Ihm konnte dann durch nichts mehr das felsenfeste Vertrauen zu Gottes Vaterhand und weiser Führung, der alle Dinge zum Besten dienen, geraubt werden.

*

Wie er über Gottesleugner denkt und über Leute, die nie beten, sagt May in „Old Surehand“ I:

Wie traurig, wie unendlich traurig! Es gibt auf dieser Gotteswelt einen Menschen, der über 90 Jahre alt geworden ist und in dieser langen, langen Zeit noch nicht ein einziges Mal gebetet hat!

Gottesleugner sind ihm also bedauernswerte Menschen, die man bemitleiden muß, weil sie das größte Glück, „die beseligende Ueberzeugung, daß man in der Vaterhand Gottes ruhe“, also den inneren Reichtum **[381]** des Gottvertrauens, nicht kennen. Und ein wirkliches Leben lebt, wie er an einer andern Stelle ausspricht, nur der, „welcher in Gott und seiner Liebe lebt!“ Diese Ueberzeugung ist im ersten [zweiten] Band des Werkes „Im Reiche des silbernen Löwen“ noch einmal betont und ausgeführt. May schreibt da:

Wer keinen Gott besitzt, hat auch das Leben nicht; wer aber weiß, daß er unter dem Schutz des Allmächtigen steht, den ficht keine Angst und kein Bangen an, der fürchtet keinen Feind und keinen Widersacher, denn alle menschlichen Anschläge müssen zu Schanden werden vor dem Willen dessen, ohne den kein Wassertropfen verdunstet und kein Sonnenstäubchen zur Erde fällt.

Jene Menschen aber, die sich lange von Gott suchen ließen und endlich den Weg zum Gebet und zu Gott fanden, warnt er vor Selbstüberhebung. Ebenso warnt er auch vor dem Hadern mit Gott und vor dem Murren gegen Gottes Ratschlüsse.

Zu Old Surehand, der Gott sucht und um Glauben ringt und von unverdientem Leid und Kummer spricht, sagt Old Shatterhand:

Ihr scheint Euch für einen Gott zu halten, weil Ihr Euch unterfangen habt, mit Gott zu rechten und zu hadern; das kann nur unter Gleichstehenden geschehn! ... Ich klage Euch an, Euch überhoben zu haben, indem Ihr den Herrgott und sein Walten vor Euern Richterstuhl gezogen habt. Ihr, die Handvoll Staub, den allmächtigen Schöpfer und Erhalter aller Himmel, Erden und Sterne! Bedenkt doch, was das ist: der Wahnsinn einer Insektenlarve, die den Adler aus dem Aether zur Rechenschaft herunter vor ihr winziges Löchlein fordert! Und dieser Vergleich bezeichnet den Abstand zwischen Gott und Euch noch immer nicht treffend genug! ... Ist es seinem Willen nicht möglich, das, was Euch bedrückt, in Wohltat zu verwandeln? ... Darf das Kind, wenn es die Rute des Vaters fühlt, zu ihm sagen: Komm her und rechtfertige dich?

[382] Aehnlich spricht May als Kara Ben Nemsî in „Ardistan und Dschinnistan“ II zu dem Mir, dem Fürsten von Ardistan, das ist die Erde. Der Mir erklärt die Tatsache, daß er, zum erstenmal, gebetet habe, als Gottessieg. Kara Ben Nemsî bezeichnet ihn nun, zum größten Erstaunen des selbstzufriedenen Mir, als armen Teufel, weil ihn das Glück, gebetet zu haben, nicht demütig, sondern hochmütig machte, denn ein Sieg setzt einen Kampf voraus. Wenn der Mir sein Gebet also als Sieg Gottes über ihn bewertet, stellt er sich Gott gleich; aber – „Gott kämpft mit keinem Geschöpf und sei es der allerhöchste seiner Engel!“ Anschließend gebraucht Kara Ben Nemsî den Vergleich:

Wie jemand, wenn ein Wurm sich krümmt, behaupten kann, Gott liege im Kampf mit ihm, das ist mir unfassbar!

Solche Warnungen vor Selbstüberhebung und Hochmut finden wir auch noch in einigen andern Werken Mays.

Bei dieser tiefreligiösen Auffassung des Lebens kann es uns auch nicht wundern, wenn May sich vor dem Tod nicht fürchtet; wenn der Tod für ihn, wie es in dem alten Kirchenlied heißt: „seine Schrecken verloren hat.“ In seiner letzten „Geographischen Predigt“ sagte er darüber:

Der Tod ist nicht ein Aufhören alles Lebens, sondern nur ein Uebergang aus dem ‚Diesseits‘ in das ‚Jenseits‘, aus einer Daseinsform in die andere.

Im Band „Durchs wilde Kurdistan“ beschreibt er, wie Kara Ben Nemsî in das Gebiet der Dschesidi, der Teufelsanbeter, kam. Da sagt ihm ein „Heiliger“, also ein Priester dieser Sekte, über den Tod:

[383] Und wenn sie mich töteten, was wäre es? Muß nicht der Tropfen emporsteigen zur Sonne? Stirbt nicht die Sonne, die Glänzende, täglich, um auch täglich wieder aufzuerstehen? Ist nicht der Tod der Eingang in eine andre, lichtre Welt? Hast du jemals gehört, daß ein Dschesidi von einem andern sagt, daß er gestorben sei? Er sagt nur, daß er verwandelt sei; denn es gibt weder Tod noch Grab, sondern Leben, nichts als Leben!

Als dieser „Heilige“ dann wirklich von den Feinden, vor denen Kara Ben Nemsî ihn gewarnt hatte, getötet worden war, sagte der oberste Priester der Dschesidi beim Empfang der Todesnachricht:

Er ist verwandelt. Die Sonne wird ihm hier nicht mehr leuchten, aber er wandelt unter den Strahlen einer höheren Sonne in einem Land, wo wir ihn wiedersehen werden. Dort gibt es weder Tod noch Grab, weder Schmerz noch Kummer; dort ist ewig Licht und Wonne; denn er ist bei Gott!

Ueber die Furcht vor dem Tod äußert derselbe Priester:

Ein Mann erschrickt nie vor dem Tode, denn der Tod ist der Freund des Menschen, das Ende der Sünde und der Anfang der Seligkeit.

Kara Ben Nemsî spricht am Grab des ihm befreundeten Scheiks Mohammed Emin folgenden Gedanken aus:

Und doch sollte man am Grab eines guten Menschen nie trauern; der Tod ist ja der Bote Gottes, welcher uns nur naht, um uns zu ihm empor zu führen.... Das Leben ist ein Kampf; man lebt, um zu kämpfen, und man stirbt, um zu siegen.

Daß May damit den Kampf gegen das Böse in uns und den Sieg über dieses meint, ist nach dem Vorhergesagten wohl selbstverständlich.

[384] Auch in den meisten der andern Werke Karl Mays finden wir immer wieder diese trost- und beruhigunggebende Ansicht über den Tod. Ich will jetzt nur noch zwei der schönsten dieser Stellen anführen.

Der blinde Münedschi, das heißt Seher, sagt in dem Buch „Am Jenseits“:

Ich fürchte den Tod nicht, weil er nichts weiter ist als die Ablegung des groben Kleides, das hier die Seele und den geistigen Leib zu schützen hatte. Freilich ist das Ablegen dieses groben Leibes, also der Tod, nicht so leicht wie das Entfernen eines gewöhnlichen Gewandes.

Die zweite dieser Stellen findet sich im ersten Band „Winnetou“. Dort hält Winnetous Vater dem weißen Lehrer der Apatschen folgende Leichenrede:

Der Mensch geht auf wie die Sonne und sinkt wieder in das Grab. Er kommt wie ein Frühling auf die Erde und legt sich wie der Winter zur Ruhe. Aber wenn die Sonne untergegangen ist, so erscheint sie am nächsten Morgen wieder, und, wenn der Winter verstreicht, so ist der Frühling wieder da. Der Mensch wird ins Grab gelegt, aber jenseits des Todes steht er auf wie ein neuer Tag und wie ein neuer Frühling, um im Land des großen, guten Geistes weiter zu leben.

Diese Ausführungen seiner Gedanken über den Tod sprechen für sich selbst, und es wäre ein müßiges Beginnen, hier noch etwas hinzufügen und erklären zu wollen.

*

Karl May gibt uns in seinen zahlreichen Schriften aber noch viel mehr als seine religiöse Ueberzeugung. Er zeigt uns auch den Weg, wie wir unsern Daseinszweck auffassen und erfüllen sollen. Das „Ich“ in seinen Werken ist, wie ich schon erwähnt habe, als dichterische Verkörperung der Menschheitsfrage anzusehen. Was **[385]** May aber unter Menschheitsfrage versteht, habe ich ebenfalls schon erörtert. Sie ist die Paradiesfrage: „Adam, das heißt Mensch, Edelmensch, wo bist du?“

Und der Zweck unsres Dasein, worin besteht er?

Auch darauf gibt uns Karl May an verschiedenen Stellen Antwort. So sagte ein junger Apatschenkrieger, der kaum dem Kindesalter entwachsen ist:

Der große Geist hat den Menschen erschaffen, nicht daß er reich, sondern daß er gut werde.

Gut aber ist der Mensch, der sich bemüht, Gottes Gebote zu erfüllen und gegen sich selbst, gegen seine menschlichen Neigungen und Sünden anzukämpfen.

Christus hat zu den Zehn Geboten Gottes noch das Gebot der Nächstenliebe hinzugefügt. In dem herrlichen Gleichnis vom barmherzigen Samariter hat er uns auch gelehrt, wie die wahre Nächstenliebe handelt: Helfen, ohne zu fragen, wer bist du? Kenne ich dich, wirst du mir meine Hilfe auch gebührend danken? – Wahre Nächstenliebe spricht: Hier ist ein Mensch, ein Bruder, der Hilfe braucht – also helfe ich. Mit einem andern Wort kann man diese echte Nächstenliebe auch als Tatchristentum bezeichnen.

Dieses Tattchristentum vertritt auch Old Shatterhand in „Old Surehand“ I, wenn er, der einen Neger retten will, zu einem Widerstrebenden sagt:

Es sind alle, alle Menschen Gottes Geschöpfe und Gottes Kinder und, wenn Ihr Euch einbildet, daß er Euch aus einem ganz besonders kostbaren Stoffe geschaffen habe und daß Ihr sein ganz besonderer Liebling seiet, so befindet Ihr Euch in einem Irrtum, den man eigentlich gar nicht begreifen kann.

Dann heißt es weiter:

[386] Westmann bin ich nur aus Gelegenheit. Vor allen Dingen bin ich Mensch, und wenn ein anderer Mensch sich in Not befindet und ich ihm helfen kann, so frage ich nicht, ob seine Haut eine grüne oder blaue Farbe hat.

Sehr ausführlich bespricht in dem Buch „Am Jenseits“ der Himmelsbote Ben Nur, eine Vision des blinden Münedschi, den Zweck des Menschen. Ich kann von dieser eigenartigen, tiefgründigen Ausführung hier leider nur die wichtigsten Sätze anführen. Man wird aber auch aus diesen wenigen Worten erkennen, welcher unendlicher Gedankenreichtum darin verborgen ist und wieviel ein ernster, denkender Mensch, der sich hinein vertieft, daraus schöpfen kann.

Ben Nur sagt:

Wie es keine Grenze zwischen Gottes Allmacht, Allliebe und Allweisheit gibt, denn Gott ist Eins, so sind auch bei seinem Ebenbild, dem Menschen, das Denken, das Fühlen, das Wollen nicht von einander zu trennen, denn der geistige Mensch ist auch Eins. Der Mensch ward ein Pilger auf Erden, um ein Bürger des Himmels zu werden. Er hat hier zu säen, um dort ernten zu können. Er hat hier die Augen zu öffnen, um dort sehend zu werden. Er hat hier zu lernen, um dort zu bestehen. Nach seiner Arbeit hier richtet sich dort sein Lohn, denn seine Werke folgen ihm ins Jenseits nach, die guten sowohl wie auch die bösen. So ist also das Erdenleben eine Vorbereitung auf das große, einstige Examen. So ist also deine Tätigkeit geteilt zwischen hier und dort, du hast nach irdischer Erkenntnis und nach himmlischer zu trachten; die irdische brauchst du nur für kurze Zeit, die himmlische aber für die Ewigkeit; diese zweite ist also unendlich wichtiger als die erste.

Zwei Pflichten also sind es, zu deren Erfüllung euch der Herr berufen hat: Ihr sollt mit allen euch gegebenen Kräften für das Diesseits und für das Jenseits wirken. Doch sind diese Pflichten eigentlich nicht zwei, sondern nur eine: Ihr sollt im Diesseits für das Jenseits wirken.

[387] Diese eindringliche Mahnung und Belehrung, die ich hier nur sehr gekürzt bringen konnte, wird durch die später folgende, ausführliche Beschreibung der „Wage der Gerechtigkeit“, die jeder Mensch in seiner Todesstunde betreten muß, noch außerordentlich vertieft und verstärkt.

Nach dieser Besprechung des Daseinszwecks der Menschen will ich nun eine sehr kurze, aber doch auch sehr bedeutungsvolle und vielsagende Stelle aus „Ardistan und Dschinnistan“ I bringen. Da fordert der von den Ussul, den Urmenschen, als wahnsinnig angesehene Dschirbani: „Werde Mensch, du bist noch keiner!“

Wie werden wir aber Menschen, das heißt Edelmenschen?

Die Antwort auf diese Frage gibt uns im „Silberlöwen“ III die beschränkte, türkische Köchin Pekala:

Gut muß man immer sein; das ist ja Pflicht. Und man ist es auch so gern! Man will ja gar nicht anders sein!

Gottesglaube, Gottvertrauen, Güte und Nächstenliebe sind demnach der Inhalt unsres Daseins.

*

Empor ins Reich der Edelmenschen!

Dies war der Titel des letzten Vortrags, den Karl May hielt. Mit dieser Ueberschrift hat er das Programm seiner Lebensarbeit genau bezeichnet. Den Menschen den Weg zum Edelmenschen zu weisen, war sein Ziel. Zu den Edelmenschen zu gehören, muß auch unser Streben und Ziel sein!

Der Weg vom Animamenschen zum Edelmenschen ist schwer und finden kann ihn nur derjenige, der sich **[388]** von der Sünde befreien und erlösen, der gegen sich selbst kämpfen will!

In jedem Menschen wirken, wie wir alle wissen, gute und böse Kräfte. May, der den Kampf des Guten und Bösen in sich selbst so schwer empfunden hat wie wenige andre, spricht von den zwei Prinzipien im Menschen und von der Spaltung im Innern³⁰. Wollen wir wirklich Edelmenschen werden, dann ist es unsre Aufgabe, den guten Kräften in uns zum Sieg zu verhelfen. Diese Aufgabe ist schwer. Unsre irdischen Wünsche und Neigungen wollen uns immer wieder zur Erde hinabziehen, zur Erde, nach Ardistan, wo das

³⁰ Vgl. den Aufsatz: Dr. Ernst Altendorff, „Die Spaltung des Ich“ im Karl-May-Jahrbuch 1926.

Die Herausgeber.

Gesetz gilt: „Du sollst der Teufel deines Nächsten sein, damit du dir selbst zum Engel wirst!“ Das ist das Gesetz der Gewalt- und Egoismensmenschen in Ardistan.

Wie so anders, so ganz anders ist es doch in Dschinnistan, dem Reich der Edelmenschen, von dem uns das „Märchen von Sitara“ erzählt! Dort gilt das Gesetz: „Du sollst der Engel deines Nächsten sein, damit du dir nicht selbst zum Teufel wirst!“

Dieser Gedanke findet sich auch in „Winnetous Erben“ in ähnlicher Weise ausgesprochen:

Wer andre beschützt, beschützt sich selbst. Indem Ihr Euch vorgenommen habt, die Engel Eurer Schützlinge zu sein, sind in Wirklichkeit sie Eure Engel geworden. Bleibt Euch und ihnen treu!

Auch wir, die wir nach Verinnerlichung, nach Veredlung streben, müssen trachten, dieses Edelmenschengesetz zu erfüllen!

Daß wir zu dem Kampf gegen uns selbst und zu **[389]** dem Sieg, den wir über uns erringen sollen, mit unsern Kräften nicht ausreichen, ist wohl wahr. Wir müssen uns dazu im ringenden Gebet Gottes Hilfe erbitten. Erlangen wir diese Hilfe, dann sind nur die ersten Schritte hinauf nach Dschinnistan schwer. Je weiter wir kommen, desto leichter wird der Weg, denn: „So leicht, so schnell kommt der Mensch vom Bösen zum Guten, wenn er die Kräfte zu benutzen weiß, die ihn nach oben und heim zu tragen haben!“ wie May, der aus Erfahrung spricht, im „Silberlöwen“ IV erklärt.

Wir müssen uns selbst überwinden und „die Abgründe“, wie May sagt, die in uns liegen, überbrücken. Das „Märchen von Sitara“ erzählt, daß der Weg von Ardistan nach Dschinnistan durch den Wald von Kulub führt. In diesem Wald liegt die „Geisterschmiede“, in der die Menschenseele gefoltert und gepeinigt wird. Dieses Schmiedefeuer soll aber kein Vernichtungs-, sondern ein Läuterungsfeuer sein, auf daß die Seele, geprüft durch Kummer, Sorge und Leid, würdig werde, einzugehn nach Dschinnistan. Wohl uns, wenn unsre Seele dieses Schmiedefeuer der Kränkungen und Sorgen geläutert verläßt, wenn sie sich trotz aller Qualen der „Geisterschmiede“ die Liebe zu den Mitmenschen bewahrt! Das ist dann Selbsterlösung!

Die Qualen der geisterhaften Schmiede im Wald von Kulub wollen uns aber auch zur Selbsterkenntnis führen, zur ehrlichen, aufrichtigen Selbsterkenntnis, die keinen Fehler entschuldigt und beschönigt. Diese strenge Richterin wird uns erkennen lassen, daß diese Qualen nicht unverschuldet über uns verhängt wurden, sondern daß wir sie durch unsre Fehler verdient haben.

[390] Halef, Kara Ben Nemsis treuer Begleiter, wird durch die Schrecken der „Wage der Gerechtigkeit“ zu dem Aufschrei gedrängt: „Nichts Böses tun, nur nichts Böses tun!“

Es ist aber nicht genug, nichts Böses zu tun, sondern wir müssen ja, nach Ben Nurs Worten, hier „im Diesseits für das Jenseits wirken“. Deshalb sei stets unser Bestreben, nur Gutes zu wollen und darnach zu handeln. Dann wird uns auch unser Lebensweg den schwierigen Pfad nach Dschinnistan, ins Reich der Edelmenschen, führen!

Es war nicht leicht, aus der großen Zahl der Werke Karl Mays eine Auslese zu treffen, die uns zeigt, wie er uns in unserm Streben nach Verinnerlichung, nach Veredlung als Führer dienen kann. Das Material ist derart umfangreich, daß ich nur einen kleinen Teil der zahlreichen Geistesperlen, die in seinen Schriften verstreut sind, nennen konnte. So muß ich es mir fast ganz versagen, über seine Märchen, Gleichnisse und Gedichte, die in seinen Erzählungen enthalten sind, zu sprechen. Ich konnte Sie nur mit den Hauptgedanken dieses eigenartigen Schriftstellers bekannt machen.

Zusammenfassend kann ich wohl sagen: Mays Streben war ein zweifaches. Er wollte erstens seinen unerschütterlichen Glauben an Gott und sein felsenfestes Vertrauen in Gottes weise Führung betonen und auch seine Leser in dieser Ueberzeugung stärken. Zweitens aber wollte er Wegweiser sein –

empor ins Reich der Edelmenschen!

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich³¹

Von Karl May

So sagt eins der bekanntesten und gebräuchlichsten aus dem reichhaltigen Schatz unserer Sprichwörter. Wie oft möchte man sehr ernst hinzufügen: „...aber auch seine Hölle!“

Wollen ist Macht: das ist wahr, und einem ernsten, festen Willen ist die Erreichung so manchen Zieles vergönnt, nach dem ein schwacher und wankelmütiger Charakter vergebens strebt.

Wodurch sind die großen Männer unsrer Nation, die hervorragenden Geister aller Zeiten, Länder und Völker das geworden, was sie waren und sind? Wodurch hat sich auch so mancher einfache und biedere Bürgersmann aus armen Verhältnissen emporgearbeitet in eine bessere, befriedigende und Anerkennung heischende Lage? Es ist nicht immer die geistige Begabung, die günstige Gelegenheit oder das, was man mit dem Wort „Glück“ zu bezeichnen pflegt, gewesen, was ihm den Weg ebnete. Sondern bei einem tieferen und vorurteilsfreien Blick müssen wir sagen: „Sein eiserner, unerschütterlicher Wille hat ihn aufwärts geleitet.“

Warum kleben Tausende und Abertausende im [392] Staube, in dem sie geboren sind, und kriechen klagend oder murrend am Boden des reichen und bewegungsvollen Meeres hin, das wir Leben nennen? Nicht die niedere Geburt, nicht der Mangel an innerer und äußerer Ausstattung, nicht die Ungunst ihrer Stellung, sondern in den meisten Fällen die Kraftlosigkeit ihres Willens ist es, die sie unten in der Tiefe festhält.

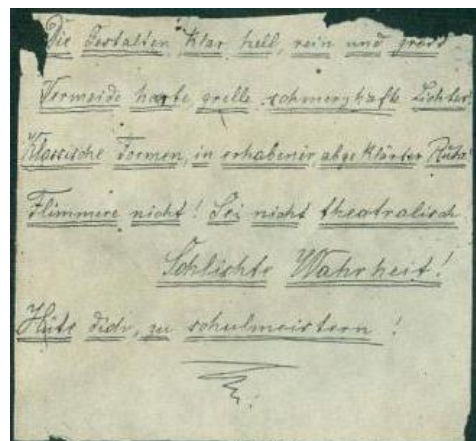
Freilich wollen wir diese Behauptung nicht für alle, sondern können sie nur für viele, vielleicht für die meisten Fälle anwenden. Wir wissen recht wohl, daß sie grade von denen stets angefochten wird, die sich von ihr getroffen fühlen. Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß sich der Willenlose für einen besonders willensstarken und energischen Mann hält, und weil er keine Selbsterkenntnis besitzt, auch nicht geheilt werden kann. Wie mancher Ehemann, wie mancher „Herr“ glaubt die Herrschaft über die Seinen auszuüben und wird, ohne daß er es weiß und merkt, von einer klugen Frau oder einem schlaun Diener geleitet und gelenkt.

Leider kann der Wille ebenso auf das Schlimme als auf das Gute gerichtet sein; aber der hartnäckige Sünder, und wärs der schwärzeste Bösewicht, ist weniger gefährlich als der Leichtsinnige, der wie ein Rohr zwischen dem Guten und dem Bösen hin und her bewegt wird. Ersterer läßt sich für jeden einzelnen Fall beobachten und beurteilen, während der Wankelmütige völlig unberechenbar ist. Der Bösewicht kann sich bessern, und sein fester Wille wird ihn am Guten festhalten; der Leichtsinnige aber wird stets zurückfallen in die alte Bahn, mag er sich auch aufraffen, so viele Male es auch immer sei.

O, möchte doch jedem ein Wille gegeben sein, der treu und fest am Guten hält und mit Kraft und Lust [393] nach dem immer Besseren, immer Edleren, immer Höheren strebt! Möchte doch niemand vergessen, daß des Menschen Wille sein Himmelreich ist, aber auch seine Hölle sein kann!

Anmerkung der Herausgeber: Obiger Gedankengang erinnert an einen Zettel von Karl Mays Hand, den wir in diesem Jahrbuch abbilden. Als Merkzeichen in seinem Arbeitszimmer angebracht, veranschaulicht er in rührender Weise, wie der Dichter sich bemühte, seinen eignen Schwächen zu erkennen und zu meistern. Er lautet:

Die Gestalten klar, hell, rein und groß!
Vermeide harte, grelle, schmerzhaft Lichter!
Klassische Formen, in erhabener, abgeklärter Ruhe!
Flimmere nicht! Sei nicht theatralisch!
Schlichte Wahrheit!
Hüte dich, zu schulmeistern!



³¹ Aus der von Karl May geleiteten Zeitschrift „Schacht und Hütte“, Jahrgang 1876. Vgl. dazu Bd. 34 „Ich“, S. 451, ferner seine Geographischen Predigten, abgedruckt im gleichen Band.
Die Herausgeber.

Ein unerwünschter Gast

Von Dr. Heinrich L h o t z k y

Es gibt Stunden im Leben, die einfach schwer sind, ohne daß man eine Ursache zu nennen weiß. Es gibt ganze Tage, in denen man dem Griesgram zum Opfer fällt. Dann freut einen keine Arbeit und keine Ruhe. Das ganze Leben erscheint so schal und wertlos. Die Mißerfolge schreiten daher in langer häßlicher Reihe und fressen die paar Erfolge auf, wie die sieben mageren Kühe Pharaos die sieben fetten auffraßen und doch nicht voller wurden. Das Nutzlose des Lebens will einen schier erdrücken.

Was soll man da machen? Klage ich's jemandem, so heißt es regelmäßig: „Sie haben so viele Menschen getröstet, haben Sie denn selbst keinen Trost? Sie sollten wirklich Ihre eignen Bücher lesen.“

Das ist zu dumm, die Menschen lassen uns doch alle im Stich.

In solchen Tagen greife ich gerne – nun ja, zu Karl May, Robert Kraft oder dergleichen. Ich bin aber auch mit einem Detektivroman zufrieden. Man wird durch diese Schriften so willenlos in andere Welten getragen, in unglaubliche Schicksale mit hinein verwickelt, und vergißt darüber den Griesgram, der meistens weicht, wenn man ihm keine Beachtung schenkt. Das große Schrifttum, an dessen Spitze Karl May steht, ist wie ein Heiltrunk gegen das graue Elend, das zwecklos da ist, ohne körperliche oder sonstige Ursachen seine grauen Schwaden über uns ausbreitet. Ueber den Phantasten, die uns ganz in Ruhe lassen und weder [395] Nachdenken noch Kritik verlangen, findet man seinen Humor wieder. Wenn alle Schulmeister – wollte sagen Studienräte –, die solche Phantasten so verdammen, wüßten, wer alles bei ihnen Ruhe und Erholung sucht! Nicht nur unsere Buben und Mädels, die die Schule bedrückt, fliehen zu ihnen. Ich kenne auch Professoren, Aerzte, Kaufleute, Menschen aller Stände, die zu ihnen greifen, wenn sie's auch nicht öffentlich zugeben.

Also: Karl May! Damit trat ich ans Fenster, um auf den langweiligen Tag noch einen Blick zu werfen. Da stand jemand am Garteneingang und musterte gerade das Haus. Ein besserer Bettler, dachte ich. Denn der Fremde schien leidlich gut angezogen.

Armer Kerl! Ich empfangen heute nicht.

Da fiel ein scharfer Blick auf mich, ich fühlte ihn stechend, trotz der Entfernung. Dann war der Fremde verschwunden. Offenbar war er weitergegangen und hatte sich glücklicherweise doch nicht entschlossen, mich heimzusuchen. Sei froh, Fremdling, du mußt auch nicht ausgerechnet heute kommen. Es gibt Tage, an denen ich Menschen einfach nicht ertragen kann; wahrscheinlich geht es vielen so. Sie geben's nur nicht zu, weil sie den guten Schein wahren wollen. Aber ich hasse den guten Schein. Die schlechte Wirklichkeit ist tausendmal besser als der gute Schein – –.

Aber da steht er ja schon wieder. Er war nur an den andern Eingang getreten, von dem aus sich der Fahrweg herausschlängelt, und starrt herauf.

Der will was. Aber er soll mich nicht daheim finden.

Richtig, da klingelt es schon. Na, meine Mädchen hören die Glocke nicht, wenn sie in der Küche sind und hier oben – richtig, heute ist niemand zu Hause außer mir, und ich höre auch nichts.

[396] Also: Karl May! Da klingelt es zum zweitenmal. – Wie war doch die nette Geschichte von Marah Durimeh?

Hastig und schadenfroh lächelnd griff ich zum Band über Kurdistan und legte ihn vor mich hin. Ich besinne mich ganz genau auf ihn. Ich war damals deutscher Soldat – das war man nämlich früher in besseren Tagen. Da fiel mir die Geschichte von Marah Durimeh in die Hände und ließ mich nicht los. Karl May läßt einen überhaupt nie los. Die liebe Marah Durimeh hat mir seine Bekanntschaft vermittelt.

Da klingelt es zum drittenmal. Der Kerl denkt wie Mephisto, ich muß es dreimal sagen. Du sollst aber endlich merken, daß ich nicht zu Hause bin.

Aber horch, was ist das? Die Tür an der Küchentreppe schlug mit lautem Krachen zu, und Schritte näherten sich meiner Tür. Ein leises Klopfen, und ohne Antwort abzuwarten, steht der Kerl in meinem Zimmer. Er war gut angezogen. Haar und Bart ergraut, und ein paar matte graue Augen sahen mich an. Aber zuweilen schien es, als ob ein flammender Blick herausloderte, dann nahmen sie wieder ihren fast teilnahmslosen Ausdruck an und schweiften gleichgültig fernab. Gutgepflegte Hände, auf denen sich starke Adern zeigten, waren von eigentümlich weißer Farbe und hielten einen grauen Filzhut.

„Herr“, sagte ich ärgerlich, „wer hat Sie hereingeführt?“

„Niemand“, antwortete der seltsame Gast, der meinen Aerger gar nicht bemerkt zu haben schien, mit milder Stimme. „Ich habe wiederholt geklingelt und da sah ich, daß sie noch einen zweiten Eingang haben und kam über die Nebentreppe.“

[397] „Und fanden Sie nicht für nötig, durch das Mädchen, das Sie doch sicher finden konnten, Bescheid zu geben?“

„Ich muß Sie unbedingt sprechen, dazu brauche ich doch keine Dienstboten.“

„Na also, was wollen Sie? Aber machen Sie's kurz.“

„Kurz?“ sagte er mit eigentümlichem Lächeln, und es war einen Augenblick, als schieße eine Flamme aus seinen gleichgültigen Augen. „Es ist mir eben sehr wertvoll, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Weiter nichts?“

„Das ist heute für mich genug.“

„Heute? Sie wollen doch hoffentlich nicht sagen, daß Sie Ihren so wenig angenehmen Besuch zu wiederholen gedenken? Ich wenigstens verzichte auf Ihre Bekanntschaft.“

Wieder das widerwärtige Lächeln.

„Nun also, was wünschen Sie eigentlich? Wer sind Sie überhaupt?“

„Ja, sehen Sie, das ist nicht so kurz zu sagen. Ich bin eine Art Heilkünstler.“

„Dacht ich's doch! Na, welchem Heilstand gehören Sie eigentlich an? Homöo-, Allo-, Hydro-, Magnetopath, Masdasnaner, Vegetarier, Spiritist, Theosoph, Anthroposoph oder gar Hungerkünstler? Sie sehen, ich kenne mich aus. Aber mein Bedarf ist wirklich gedeckt.“

„Nichts von alledem“, antwortete das milde Lächeln. „Ich gehe mit meinen Schützlingen ganz andere Wege. Alle diese Leute versprechen ihren Anhängern Gesundheit. Ich habe keine Anhänger, aber ich versuche zu heilen.“

„Das wäre? –

[398] Ei sieh, da setzte er sich behaglich auf meinen besten Stuhl und sah mich vertraulich an: „Hm, manche Menschen würden in ihrem Zimmer mehr Ordnung haben“, – damit streift ein stiller Blick meinen etwas überladenen Schreibtisch – „wenn sie nicht so viel zum Fenster hinausblickten.“

„Sie sahen mich vorhin, als Sie das Haus ausspionierten, am Fenster stehen? He?“

„Sie haben noch andere Fenster als diese gleichsam ungetrübten. Ich meine, wenn man sie nach außen trübte, könnten die Menschen vielleicht nach innen sehen lernen. Viele müßten so auch mehr auf innere Stimmen hören, wenn sie nicht nach außer überallhin die Ohren spitzten, und mancher käme zur Ruhe, wenn er nicht überall herumlaufen würde. Da wären lahme Beine oft ein wahres Heilmittel.“

„Mensch, Kerl! Was wollen Sie damit sagen? Sie wollen die Menschen blind, taub, lahm – Entsetzlicher! Aber bitte, lassen wir das! Ich habe viel zu tun. Bin zum Scherzen wirklich nicht aufgelegt. Vielleicht entschließen Sie sich, Ihren Besuch abzukürzen.“

„Ja ich sehe, Sie haben keine Zeit. Sie lesen gerade Karl May.“

„Ein verfluchter Kerl“, dachte ich, während das milde Lächeln fortfuhr.

„Ich glaube einmal in einem Ihrer Bücher gelesen zu haben: ‚Wer keine Zeit hat, der hat auch keine Ewigkeit. Keine Zeit haben ist ein böses Laster‘.“

„Es ist gut, daß Sie das so nett bei mir gelernt haben. Aber nun wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie noch mehr von mir lernen wollten, und das ohne mich.“ Damit nahm ich offensichtlich meinen Karl May auf und blätterte im „Wilden Kurdistan“ und versuchte **[399]** zu lesen, um ihn durch Nichtbeachtung zum Gehen zu nötigen.

Da sagte die milde Stimme: „Ich habe ihn gut gekannt, den Karl May. Er lebte noch, als Sie noch zuweilen Ihre alte Mutter in Dresden besuchten. Ach ja, ich kannte Ihre alte Mutter gut. Ich war auch bei Ihrer Großmutter. Ich weiß noch, sie erreichte das seltene Alter von 96 Jahren und war frisch und gesund bis zuletzt. Eine sehr liebenswerte Dame!“

„Herr, was soll das alles? Glauben Sie wirklich, daß Sie mir dadurch liebenswerter werden? Das weiß ich doch ohne Sie.“

„Ach hören Sie“, sagte er da freundlich lächelnd, ohne meine Worte zu beachten, „da muß ich Ihnen eine nette Geschichte erzählen. Ich besuchte einmal Vater Goethe –“

„Wen?“ fuhr ich auf.

„Nun Goethe, Exzellenz Wolfgang von Goethe! Sie kennen ihn doch?“

„Herrrr!?!“

„Ja, er schrieb gerade am zweiten Teil vom Faust und war ziemlich ungehalten über meinen Besuch, sagte, er habe keine Zeit. Ganz wie Sie. Dabei las und schrieb er aber am Faust. Doch ich erklärte ganz ruhig: ‚Wissen Sie, Exzellenz, an wen Sie mich erinnern?‘ Goethe machte große Augen. Sie wissen doch, daß er sehr kurzsichtig war. Er haßte indes die Brillen. Darum hatte er so sehr große Augen, wie alle Kurzsichtigen. Sie müssen sie weit aufmachen, und das finden die Menschen schön. Darum werden die Kurzsichtigen so gern geheiratet. Aber man sollte es nicht tun. Das vererbt sich nämlich.“

„Herr, Sie sind ein Schwätzer!“

[400] „Ja, man sagt so. Ich soll geschwätzig sein. Ich bin's vielleicht auch zuweilen. Ich kann übrigens auch mürrisch und verschlossen sein. Aber was ich erwähnen wollte, ich sprach zu Goethe: ‚Wissen Sie auch, an wen Sie mich erinnern?‘ Er runzelte die Stirn. Aber ich fuhr fort: ‚An Walther von der Vogelweide. Ich habe ihn gut gekannt‘.“

Na, nun wußte ich ganz genau, wen ich vor mir hatte. Vor Konstanz liegt ein verschwiegener Villenort. Die Eisenbahn führt daran hin, sonst umgibt ihn eine feste Mauer. Kein Unberufener darf ihr Tor durchschreiten, aber keiner, der es überschritten, darf ohne schwere Erlaubnis zurück. Dort leben die geistig Entgleisten und Verworrenen. Jetzt wußte ich, von woher mein Besucher entronnen war. Also daher war er offenbar entsprungen. Ich überlegte, wie ich ihn mit guter Art zurückbrächte. Schade, daß ich ganz allein im Haus war. Hinaus konnte ich nicht. Da mußte ich an ihm vorbei. Auf die Polizei zu schicken hatte ich niemand.

Da traf mich wieder ein Blick aus den grauen Augen.

„Sie brauchen nicht auf die Polizei zu schicken. Ich komme schon gelegentlich selber hin, aber sie kommt nie zu mir.“

„Ich denke nicht daran“, log ich. Damit stand ich auf und sagte: „Aber verlassen Sie mich augenblicklich!“

Er lächelte wieder sein mildes Lächeln. Dann entgegnete er mit eigentümlicher Betonung: „Sie haben kürzlich geschrieben, die alten Germanen hätten sich ausgezeichnet durch Milde und Güte. Die Alten, ja, aber die Jungen scheint sie verlassen zu haben.“

Da erhob er sich endlich, und ich drängte ihn langsam [401] zur Tür. Ich wollte nicht mehr hören und sehnte mich nur, ihn loszuwerden. Endlich hatte ich ihn aus der Haustür. Er stieg die Stufen hinab. Dann wandte er sich und sagte: „Ich habe mich Ihnen ja nicht vorgestellt, aber mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Vorstellung ist bei Menschen, die in so naher Beziehung stehen, nicht nötig.“

„Herr!!!“

Aber er schüttelte milde das Haupt: „Vor mir wird alles Wahrheit.“

„Gewiß“, beeilte ich mich beizustimmen und beschloß, auf seinen Ton einzugehen. „Sie scheinen sehr wertvolle Bekanntschaften gemacht zu haben. Fast wundere ich mich, daß Sie meine geringe Gesellschaft aufsuchen.“

„Ich gehe auch nicht zu jedem, es sind eigentlich nur Auserwählte, zu denen ich komme. Leider aber sind die Menschen im allgemeinen zu unvernünftig. Aber ich kenne die bedeutendsten Menschen aller Zeiten. Auch viele Unbedeutende.“

Damit warf er mir einen prüfenden Blick zu.

„Uebrigens“, fuhr er fort, „kannte ich nicht alle, Alexander den Großen zum Beispiel nicht.“

„Schade“, sagte ich. „Aber gewiß König David.“

„Freilich, freilich. Doch wissen Sie, er hat zwar in seiner Jugend viel schöne Lieder gesungen und große Taten vollbracht, aber er war doch sehr rachsüchtig, und sein Leben endete eigentlich in viel schwarzen Gedanken. König Salomo war weicher, ungeheuer begabt, aber verliebt, sag ich Ihnen, verliebt, wie man's ganz selten erlebt.“

Da riß mir die Geduld. Ich ergriff die Haustür und herrschte ihn an: „Herr!“ –

[402] „Ich gehe schon“, meinte er. Dann drehte er sich um und schien zu gehen. Ich atmete erleichtert auf. Aber ich war noch nicht erlöst. Er wandte noch einmal den Kopf und warf mir einen bösen, stechenden Blick zu.

„Ich komme gewiß sehr bald wieder“, verhiess er. „Ich bin der Letzte, der Unausweichliche, und Sie sind nun bei mir vorgemerkt. Gewiß komme ich bald wieder. Ich bin – –“ und damit verließ er mich endlich.

Ein unbehagliches Gefühl kroch mir den Rücken hinunter. Er aber vollendete seinen Satz, während er um die Hausecke bog: „ – – ich bin das Alter.“

Unwillkürlich setzte ich mich auf die Steinstufen am Hause. Als ich aufstehen wollte, tastete ich nach meinem Stock, um mich emporzurichten. Es war wirklich das Alter.

Drollig! Noch als Greis liest man Karl May

Emil Sehling †

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Der Mann, dessen Ableben ich hier beklage, war mein Lehrer, Freund und Mitarbeiter. Als ich vor nunmehr 26 Jahren zur Universität Erlangen kam, fühlte ich mich rasch gebannt durch Emil Sehlings Vorlesungen. Bei ihm gabs nichts von der bekannten und mit Recht gerügten Trockenheit der Juristerei, sondern sprudelndes Leben, durchströmt von Geist und Witz und Scherz.

Ich weiß mich eins mit einer riesenhaften Schar seiner Schüler, wenn ich sage, daß mir das Glöcklein, das den Schluß der „Vorlesung“ (bei ihm: freier Vortrag) ankündigte, gar oft Kummer bereitete, weil ich dem verehrten Meister noch länger, viel länger, hätte zuhören mögen. Einige Semester verbrachte ich alsdann in München, fand aber dort niemand, der mir so lieb wurde wie Sehling, und kehrte voller Freude zurück zu ihm, der einzigartig war in seiner Schilderung und seiner Darstellungskraft.

Damals, 1906/7, mußten besondere Seitenbänke im größten Vorlesungssaal der Erlanger Universität („*Auditorium maximum*“) eingestellt werden, weil der Raum sonst nicht ausgereicht hätte für die unabsehbare Zahl der Hörer.

Sehlings Laufbahn war außergewöhnlich, wie der Mann selber. Geboren am 9. Juli 1860 zu Essen a. d. Ruhr, als Sohn eines Landmessers, erwarb er bereits mit 17 Jahren das Reifezeugnis des dortigen **[404]** Gymnasiums. Er studierte in Bonn und Leipzig und erhielt im Alter von 18 Jahren für eine Schrift über die *Lex Julia de adulteriis* von der Universität eine Goldne Medaille. Mit 21 Jahren war er *Dr. jur.*, mit 24 Jahren, noch als Referendar, Privatdozent an der Leipziger Universität, mit 26 Jahren a. o. Professor. Schon im Alter von 28 Jahren wurde er zum ordentlichen Professor der Erlanger Hochschule bestellt, der er 40 Jahre angehörte.

Sein Hauptfach war das Kirchenrecht, das kanonische ebenso wie das protestantische. Aber auch deutsches Privatrecht, Handels- und Bergrecht gehörten zu seinem Lehrauftrag. Dadurch, daß er in so ungewöhnlich jungen Jahren ordentlicher Professor wurde, war er im Alter von erst 42 Jahren schon der Senior der Erlanger Juristenfakultät. Reiche Ehren wurden ihm beschieden. Zum *Dr. jur.* gesellte sich u. a. noch der evangelisch *D. h. c.* und der Titel eines Geheimen Rats.

Auch nach meiner Universitätszeit blieben wir in naher Beziehung, und ich habe mich oft mit ihm über Karl May unterhalten, zu einer Zeit, wo ich noch nicht ahnen konnte, daß ich später der Karl-May-Verleger würde. Wilde Kämpfe tobten damals um den Radebeuler Erzähler, und ich entsinne mich, wie mir Sehling eines Tages, noch zu Mays Lebzeiten, sagte: „Wissen Sie, der Mann wird erst zur vollen Anerkennung gelangen, wenn er tot ist! Prophet im Vaterland! Die jetzt über ihn schimpfen, haben entweder nichts von ihm gelesen, oder sie sind neidisch, oder aber beschränkt. Fast immer sind es die Halbgebildeten, die ihn anfeinden. In u n s e r e n Kreisen schätzt man ihn, denn seine Spannung bringt uns Entspannung.“

[405] Und als ich 1913 zum Leiter des Karl-May-Verlags bestellt wurde, stand mir Sehling wiederum helfend zur Seite. Im Jahr 1918 unternahm Ferdinand Avenarius seinen unerhörten Angriff gegen den toten Karl May. Da kam mir jenes Wort Sehlings von der Halbbildung ins Gedächtnis, und ich untersuchte das Leben meines Gegners so ähnlich, wie er es mit Karl May getan hatte; und siehe da: die akademische Bildung, deren sich Avenarius in Schriftstellerlexiken und anderwärts gebrüstet hatte, war nur: Einbildung, fernab von jeder Akademie! In meiner „Lanze für Karl May“ kann man diese und andre Enthüllungen lesen, und ebenso, wie der Kampf auslief: Avenarius war nicht so gut beraten wie ich.....

Zu jener Zeit begann auch die Herausgabe der Karl-May-Jahrbücher, an denen Sehling trotz seines eignen, umfangreichen wissenschaftlichen Schrifttums regen Anteil nahm; unsre Leser kennen gar manchen humorvollen Beitrag aus seiner Feder.

Am 30. November 1928 erlosch sein erfolgreiches Leben. Nicht erlöschen wird es in der Erinnerung derer, die ihm nahestanden.

[(406)]

Traumbild

Hierzu die Abbildung ‚Der Brunnenengel im Park der Villa Shatterhand‘
Von Josef Höck

©

Gedanken um Karl May
Von Dr. Wilhelm Matthießen



[(421)]

An der Schwelle zur Gleichnisdichtung

Von Studienrat Fritz P r ü f e r

©

[(428)]

J. Fenimore Cooper und Karl May
Von Alfred Biedermann



Spuk in der Villa Shatterhand

Von Franz K a n d o l f

O r t : Bücherei der Villa Shatterhand.

Z e i t : Die Geisterstunde.

Ueber der Tür, die aus der Bücherei Karl Mays³⁷ auf den Flur führt, ist eine Bücherstellage mit starken Klammern an die Mauer befestigt. Sie ist noch jung: erst heute hat sie der Schreiner gebracht. In ihrer blitzenden Politur macht sie einen arg vornehmen Eindruck. Die Bücherbretter sind aus starkem Holz hergestellt. Trotzdem hat sie schmerzlich geknarrt, als ein Mann – er war klein und schwarz gekleidet – einen dickleibigen Folianten nach dem andern brachte und – die Stellage besitzt zwei Stockwerke – neben- und übereinander aufschichtete. Dann ging er, und sie war sich selbst und ihren trüben Gedanken überlassen.

Wenn es nur nicht gar so langweilig hier wäre! Da war es doch beim Schreiner unterhaltlicher. Es gab zwar nichts Großartiges zu sehen, aber immerhin herrschte ein gewisses Leben in der Werkstätte. Der Hobel knirschte, die Säge kreischte, der Meister schalt auf den Lehrbuben, der Lehrbub heulte, wenn er gelegentlich bei den Ohren genommen wurde. – Aber hier! Nicht das geringste Geräusch zu hören! Und nichts zu sehen als Bücher und immer wieder Bücher! **[438]** Bücher, an den vier Wänden des Zimmers bis unter die Decke in Schränken stehend, von denen jeder acht Stockwerke hoch ist. Acht Stockwerke! Und alle sind gepfropft voll Bücher! Ein Gefühl des Mitleids beschleicht die weichherzige Stellage, wenn sie bedenkt, welche Last ihre männlichen Kollegen, die Schränke, auszuhalten haben. Und sie schätzt sich glücklich, daß sie nur über zwei Stockwerke verfügt, da sie hoch über der Tür angebracht ist. Aber dennoch muß sie von Zeit zu Zeit aufstöhnen. Es scheint, als ob die dicksten und schwersten Bücher eigens für sie aufbewahrt worden seien. Was nur in ihnen stehen mag? Viel Gescheites wohl nicht. Weil sie so dick sind! Denn dicke Leute sind in der Regel zu bequem, um angestrengt nachzudenken. Sie schlafen lieber.

Neugierig schielt die Bücherstellage mit dem einzigen Auge, einem Astloch, das der Schreiner übersehen hat, weil es sich ganz unten befindet, zu ihren Bewohnern hinauf. Ganz in der Nähe über dem Astloch steht ein Kunde, der ein hohes Alter besitzen muß, denn seine Haut ist gelb und runzlig. Wessen Standes er aber ist, bringt sie mit dem besten Willen nicht heraus. Denn die Schrift auf dem Schildchen, das er um den Hals trägt, ist ganz verwischt. Aber daneben hausen ein paar, die sind bedeutend jünger und – dicker. Auch die Schrift ist deutlicher. Trotz des schwachen Lichtes vermag sie, wenn auch langsam, zu buchstabieren: „Der Wanderer, Jahrgang 1879“.

Wer aber die übrigen Bände sind, und erst gar, wer den zweiten Stock bewohnt, das bleibt ihr unbekannt. Dazu reicht ihre Sehkraft nicht aus und auch nicht das schwache Mondlicht, das durch die Fenster dringt und die arabischen Schriftzeichen auf den **[439]** himmelblauen Vorhängen gespenstisch hervortreten läßt.

Die Bücherstellage knarrt. Es ist ein lang gedehntes Knarren und hört sich fast wie ein Gähnen an. Einfach gräßlich langweilig! – – – Ob sich nicht doch eine Unterhaltung anknüpfen ließe? Als Hausfrau hat sie schließlich das Recht, sich nach Namen und Stand ihrer Mieter zu erkundigen. Wo sie noch obendrein ganz polizeiwidrig schwer sind und beinahe die Decke eindrücken! Seit einigen Stunden steht sie nun hier und hat noch kein einziges Wort gesprochen. Aus angeborener Schüchternheit! Aber immerhin will das etwas heißen – bei einem weiblichen Wesen. Aber jetzt ist es genug! Sie kann doch nicht bis an ihr seliges Ende die Schweigsame spielen! – Das wäre nicht auszuhalten. Basta! Es wird gewagt! Vielleicht sind es sogar sehr gemütliche Herren, die einer Unterhaltung nicht abgeneigt sind.

Die Bücherstellage nimmt allen Mut zusammen: „Möchten Sie nicht so gut sein, meine Herren, und ein wenig zusammenrücken? Sie treten mir sonst die Decke ein.“

Schweigen! – – Der alte Foliant neben ihrem Auge hat sie überhaupt nicht gehört, weil er eingeschlafen ist, und die jüngeren neben ihm blicken verwundert drein.

„Haben Sie nicht gehört? Sie sollen meine Decke nicht eindrücken!“

Der Alte schläft ruhig weiter. Aber sein jüngerer dicker Nachbar, der, wie alle dicken Leute im Grunde gutmütig veranlagt ist, läßt sich zu einer Antwort herbei:

³⁷ Siehe die Abbildung von Karl Mays Bibliothek im Jahrbuch 1921.

„Eigentlich ist es keine Art für eine Dame, in einer [440] Versammlung ernster Männer das Wort zu ergreifen, ohne gefragt zu sein. Aber diesmal will ich von dem gewöhnlichen parlamentarischen Gebrauch absehen, wenn die übrigen Herren nichts dagegen haben.“

Alle schweigen, was der freundliche, dicke Herr als Zeichen der Zustimmung auffaßt.

„Wer sind Sie eigentlich, wenn man fragen darf?“

„Ich bin seit heute Ihre Hausfrau und hoffe, daß ich mich nicht über meine Mieter zu beklagen haben werde.“

„Oho, Madame! Nur nicht gleich oben hinaus! Uebrigens – hm – sind Sie Frau oder Fräulein? Damit man weiß, wie man Sie anzureden hat.“

„Ich bin noch Fräulein,“ lispelte die Stellage verschämt. „Ich habe noch nicht die Bekanntschaft eines Herrn gemacht und sehe heute zum erstenmal einen Bücherschrank.“

„Dann müssen Sie aber noch sehr jung sein, Fräulein! Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Genau weiß ich das selber nicht,“ gab die Stellage etwas verlegen zur Antwort. „Ich weiß nur, daß vor einiger Zeit, als ich noch als Fichte im Walde stand, der Förster einmal vor mir stehen blieb und laut sagte: ‚Du bist jetzt zwanzig Jahre alt und kommst nächstens dran.‘ Seitdem sind wohl einige Monate verstrichen.“

Der Dicke, der selber schon in den Fünfigern steckt, schweigt hochachtungsvoll. Die neue Hausfrau ist also eine junge Dame. Das läßt für die nächste Zeit auf viel Abwechslung und Unterhaltung hoffen.

Die Bücherstellage, die noch sehr unwissend ist, sagt bescheiden: „Wenn Sie es nicht als unhöflich ansehen, [441] möchte ich Sie um Aufschluß darüber bitten, wo ich mich eigentlich befinde.“

„Aber bitte! Fragen Sie nur, wenn Sie etwas nicht wissen!“ meinte gemütlich der Dicke. „Sie haben die Ehre, sich in der Bücherei des Meisters zu befinden.“

„In der Bücherei des Meisters? Wen meinen Sie denn damit? Ich kenne nur einen Meister, nämlich den Schreinermeister, bei dem ich gewesen bin.“

„Den meine ich nun allerdings nicht,“ lacht der Dicke. „Ich meine unsern Meister, Karl May. Sollten Sie diesen Namen wirklich noch nicht gehört haben?“

„Und ob ich ihn gehört habe!“ gibt die Stellage eifrig zur Antwort. „Alle Samstage habe ich vernommen, wie mein Meister dem Lehrbuben den Auftrag gegeben hat, ihm einen ‚Karl May‘ von der Leihbibliothek zu besorgen. Und dann habe ich bemerkt, wie der Mann während der Arbeit manchen sehnsüchtigen Blick auf das Buch warf, als ob er sich schon aufs Lesen freue. Manchmal, wenn der Meister nicht da war, las der Lehrbub verstohlen in dem Buch, bis er rote Backen bekam. Gewöhnlich setzte es dann noch röttere Backen ab, wenn der Meister zurückkehrte und sah, daß die Arbeit nicht geschehen war.“

„Nun, sehen Sie! Dieser Karl May, der von Meistern und Lehrbuben gleich geschätzt wird, ist eben unser Meister. Und nun will ich Sie in kurzen Worten mit Ihrer Umgebung vertraut machen, die in Zukunft Ihre neue Heimat bilden soll. Da drüben gleich neben der Tür ins Arbeitszimmer, steht das ‚Rathaus‘, das die ganze linke Wandseite einnimmt.“

„Das – – Rathaus?“

„Jawohl! Der ganze Schrank ist nämlich mit lauter [442] Nachschlagewerken angefüllt, hundertfünfundzwanzig große, zum Teil sehr dicke Bände. Diese letzten sind, im Vertrauen gesagt, ein wenig aufgebläht von ihrem Wissen und bilden sich ein, es den Insassen des Nachbarhauses an Gescheitheit gleichzutun zu können.“

„Und wer bewohnt des Nachbarhaus?“

„Gucken Sie mal da hinüber auf die Langseite! Sehen Sie das Haus, das links ans Rathaus stößt? Der Schein des Mondes ruht gerade darauf, und Sie können die einzelnen Bewohner gut erkennen. Wir nennen den ganzen breiten Bau da drüben links vom Fenster die ‚Universität‘.“

„Ach, da sind wohl lauter gelehrte Bücher?“

„Gewiß! Mehrere hundert Werke über Philosophie, Theologie, Geschichte, Medizin, Kunst, Physik, Astronomie und weiß der Himmel wieviele andre wissenschaftliche Zweige!“

Die Bücherstellage, die wirklich noch sehr jung ist, wundert sich mächtig über das Gesagte. „Und diese vielen, vielen Bücher hat alle euer Meister geschrieben?“

Das hätte sie nun freilich nicht sagen sollen, denn sie entfesselt damit einen Lachsturm, der fast kein Ende nehmen will. Und nicht bloß ihre eignen Mieter lachen sie aus, sondern auf allen Seiten wird es lebendig. Ein viel hundertstimmiges Kichern und Lachen ertönt von oben und unten, von hüben und drüben. Am lautesten

sind die dicken Ratsherren im ‚Rathaus‘, und einer gar, der Buchstabe ‚S‘ vom ‚Brockhaus‘ lacht so unbändig, daß sein dicker Bauch wackelt und daß ihn seine Nachbarn halten müssen, sonst fiele er vom ersten Stock ins Erdgeschoß hinunter.

[443] Nur in der ‚Universität‘ blieb es still. Die großen Geister sind zu erhaben, als daß sie sich durch solch eine Unschuld vom Lande in ihrer Ruhe stören ließen.

Die Bücherstallage schämt sich ordentlich. Sie wäre gern rot geworden, aber die braune Politur läßt eine Schamröte nicht aufkommen. Ihr Nachbar, der ihre Verlegenheit bemerkt, sagt begütigend:

„Entschuldigen Sie, Fräulein, wir wollten Sie nicht kränken, aber Ihre Frage kam uns wirklich komisch vor, weil es natürlich unmöglich ist, daß ein einziger Mensch, selbst wenn er fünfhundert Jahre alt würde, ein solches Wissen umfassen könnte, wie es in diesen Bänden enthalten ist. Und unser Meister ist nur siebenzig Jahre alt geworden.“

„So ist der Meister schon ge – – gestorben?“ fragt sie zögernd, als fürchte sie, ihrem freundlichen Auskunftgeber mit dieser Frage weh zu tun.

„Ja, er ist nicht mehr – – seit einer Reihe von Jahren,“ erklingt die Antwort, und, wie es scheint, ein wenig gepreßt.

Der Sprecher schweigt – – und merkwürdig! Im Zimmer, wo eben noch laute Heiterkeit geherrscht hat, ist es still geworden wie auf einem Friedhof. Die Erwähnung von des Meisters Heimgang hat allen an die Seele gerührt. Und dort drüben rechts an der Ecke, wo die Hukah, die persische Wasserpfeife steht, klang es da nicht soeben wie ein Schluchzen? Wahrhaftig – die Bücherstallage täuscht sich nicht – jetzt erklingt wieder ein glucksender Laut. Die Wasserpfeife hat ihn ausgestoßen, die Wasserpfeife, die der Meister so gern geraucht, und durch die er sich so oft in die rechte Stimmung versetzen ließ, wenn er über eine neue Arbeit nachsann.

[444] Da kann auch die Bücherstallage nicht mehr an sich halten. Eine dicke, harzige Träne quillt aus ihrem Auge. Sie ist ja noch so jung und hat noch nicht viel Tauriges erfahren.

Das düstere Schweigen wird durch eine zitterige Stimme unterbrochen. Der alte, runzlige Mummelgreis ist wach geworden.

„Was war daß widerumb für eyn Geschrey, wasmaßen eyn Todten erwecken kunnt? Warumb molestieret ihr eyn alten, breßthafften Mann?“

„Wer ist der Alte?“ flüsterte die Stallage leise.

„Wir nennen ihn den ‚alten Apotheker‘. Uebrigens dürfen Sie laut reden. Der Alte ist schwerhörig. Sie, alter Herr,“ schreit er dem Mummelgreis, der schon wieder Miene macht einzuschlafen, aus allen Kräften ins Ohr, „Ihre neue Hausfrau will wissen, wer Sie sind.“

Er muß die Frage noch zweimal wiederholen, bis endlich die zitterige Antwort kommt:

„Deß hochgelehrten vnnd weltberühmten Herrn Dr. Petri Andreä Matthioli Kräutterbuch bin ich benamset.“

„Und wann und wo sind Sie geboren?“

„Zu Franckfurt am Mayn han sie mich gedruckt anno Domini 1600 vnnd zwar mit besonderem Privilegio dero Römischen Kayserlichen Mayestätt in – keinerley – – Format – – –“

Die letzten Worte gehen in einem unverständlichen Gemurmur unter. Der Alte ist wieder eingeschlafen.

„Also bereits über dreihundert Jahre ist der Mann alt,“ flüstert die junge Hausfrau ehrfürchtig. – „Aber wie kommt es, daß er ausgerechnet bei mir einquartiert [445] ist? Er gehört doch eigentlich hinüber zu seinen Kollegen, den Mediziner.“

„Ja, das hat seine eigene Bewandnis. Ursprünglich wohnte er freilich da drüben bei den Aerzten und Quacksalbern. Neben ihm stand ein anderer, der eigentlich nicht dahin gehörte, und nur deswegen neben dem ‚alten Apotheker‘ seinen Platz angewiesen bekam, weil er nahezu ebenso alt wie er war. Er hieß ‚Der Hakawati‘ und war ein vorzüglicher Märchenerzähler. Die beiden wurden die besten Freunde, was übrigens ganz natürlich war, denn sie sprachen ein fürchterliches Kauderwelsch, das kein vernünftiger Mensch verstehen konnte. Infolgedessen waren sie allein auf sich angewiesen und schlossen sich von Tag zu Tag enger aneinander. Der Hakawati erzählte dem Apotheker die schönsten Märchen aus allen Ländern des Orients, und der Apotheker wiederum gab seinem Freund gar manchen guten Rat, wenn dieser vom Zipperlein geplagt wurde und infolge seines hohen Alters nicht mehr fest auf den Beinen stehen konnte. So ging es viele Jahre fort, bis auf einmal der Hakawati auf bisher unaufgeklärte Weise verschwand. Die Folge war, daß der alte Apotheker tiefsinnig wurde und nur mehr mit sich selber sprach. Und seit einigen Jahren

scheint ihn die Schlafsucht befallen zu haben. Er wacht zwar von Zeit zu Zeit auf, aber nur um im nächsten Augenblick wieder einzuschlafen.“

„Und der Hakawati? Hat man ihn nicht wieder aufgefunden?“

„Niemeher! Ich habe munkeln hören, daß der ‚alte Apotheker‘ und der ‚Hakawati‘ mit der Kindheits- und Jugendgeschichte unsres Meisters eng verknüpft waren, und deshalb wurden erhebliche Anstrengungen [446] gemacht, den Ausreißer wieder aufzufinden, aber alles vergeblich.“

„Aber wie kommt es, daß der ‚alte Apotheker‘ jetzt bei mir wohnt?“

„Das ist darauf zurückzuführen, daß vor einigen Tagen hier Revolution war. Ja, es war eine richtige Revolution. Sie müssen wissen, daß nach dem Tode des Meisters viele Zuzügler kamen, die keine Unterkunft mehr fanden und im Freien hausen mußten. Außerdem gab es viele Schwarzmieter, das heißt, sie waren nicht einmal in die Wohnungsliste eingetragen. Da kamen vor kurzem zwei Herren. Die räumten richtig auf. Jeder von uns wurde auf Herz und Nieren geprüft. Und jeder erhielt sein Schildchen um den Hals und wurde genau in die Wohnungsliste eingetragen. Freilich mußte bei dieser Gelegenheit mancher Mieter seinen alten, lieb gewordenen Platz verlassen und einen neuen Wohnsitz beziehen. Aber die Sache hatte unzweifelhaft auch ihr Gutes. Wenigstens kam jeder unter Dach und Fach. Dabei stellte sich allerdings heraus, daß die vorhandenen Wohnungen nicht ausreichten, weshalb sich die Witwe des Meisters entschloß, zu den vorhandenen Häusern einen Anbau machen zu lassen. So kommt es, das [daß] Sie, Fräulein, in unser Gemeinwesen aufgenommen wurden.“

„Aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, wie der ‚alte Apotheker‘ gerade zu mir in die Wohnung kam,“ beharrt die Hausfrau hartnäckig auf ihrer Frage.

„Weil die Wohnungskommission dieses alte, kostbare Erbstück aus der Jugendzeit des Meisters den Blicken allzu zudringlicher, vielleicht gar habgieriger Besucher entziehen wollte. Das Los des ‚Hakawati‘ [447] sollte ihm erspart bleiben. – Und nun,“ der Dicke lacht gemütlich, „ist es nicht mehr zu früh, mich und meine andern Kameraden vorzustellen, die bei Ihnen Logis bekommen haben. Wir sind lauter alte Zeitschriften, in denen der Meister seine Erstlingswerke veröffentlichte. Für die Welt sind wir längst tot, und unsre Namen werden nicht mehr genannt, aber das ficht uns wenig an. Wir kennen unsern Wert und wissen, daß er früher oder später anerkannt wird.“

„Ich bin davon überzeugt,“ meint die Hausfrau entgegenkommend.

„Darf ich jetzt mit der Schilderung unsres Gemeinwesens fortfahren? Wir sind bei der ‚Universität‘ stehen geblieben, glaube ich. Im Dachgeschoß dieses Gebäudes haust nun eine merkwürdige Gesellschaft, die Geheimwissenschaften. Diese möchten gern als wissenschaftliche Macht anerkannt werden, und die Professoren dulden sie stillschweigend, weil sie bescheiden sind und nichts anderes wünschen, als daß sie im Finstern ihre Ziele verfolgen dürfen, die, wie sie angeben, hohe und die Menschheit veredelnde sind. Im übrigen sind es ganz unheimliche Leute, diese achtundsechzig Untermieter. Durch ein Versehen des Meisters, der sich in der Hausnummer irrte, als er mich an meinen Platz zurückstellen wollte, war ich einmal gezwungen, acht Tage unter dieser Gesellschaft zu verbringen. Ich sage Ihnen, diese acht Tage gehören zu den schlimmsten meines Lebens. Es war von nichts die Rede als von Tischrücken, Tischklopfen und Geistererscheinungen. Und was ich dabei alles zu sehen bekam! Ich war halbtot vor Angst, als der Meister endlich seinen Irrtum bemerkte und mich wieder in meine Wohnung zurückbrachte. Seit dieser Zeit habe [448] ich nur einen Ausdruck für diesen Flügel der ‚Universität‘, nämlich das ‚Gespensterhaus‘.“

„Das Gespensterhaus! Puh!“ knarrt die Stellage schauernd.

„Nicht wahr, da wäre es Ihnen auch unheimlich geworden? Ich habe mir überhaupt nicht denken können, wie unser Meister an diesen Leuten Gefallen finden konnte. Jedenfalls muß er ihrer Gesellschaft bald genug überdrüssig geworden sein, denn ich habe bei meinem erzwungenen Aufenthalt in ihrer Mitte gefunden, daß sehr viele davon noch nicht einmal aufgeschnitten waren, ein Zeichen, daß ihm am Verkehr mit ihnen nichts gelegen war. – Anders dagegen verhält es sich mit dem großen Haus auf der rechten Seite des Fensters. Hier hat der geographische Klub sein Heim aufgeschlagen. Mehr als dreihundert Mitglieder gehören ihm an, darunter viele Namen von Weltruf. [Alexander von] Humboldt und [Carsten + Carl] Niebuhr, [August + Heinrich] Petermann und [Ernst von] Hesse-Wartegg, [David] Livingstone und [Fridtjof] Nansen, [Gerhard] Rohlfs und [Gustav] Nachtigal, [Wilhelm] Junker und [Heinrich] Barth – – diese Namen sind nur eine kleine Auslese der geographischen Größen, die sich dort drüben ein Stelldichein gegeben haben. Ein Studium von vielen Monaten wäre notwendig, um sich nur ein wenig mit ihnen bekannt zu machen. Und bei ihnen hat sich der Meister am

wohlsten gefühlt. Die Sitzungen, die er bald mit dem einen, bald mit dem andern abhielt, haben Tage, ja manchmal Wochen gedauert. Das Ergebnis war dann jedesmal nach längerer Zeit eine neue Reiseerzählung.“

„Erlauben Sie,“ wird er in seinem Redefluß von der Hausfrau unterbrochen, „mein Schreinermeister hat immer behauptet, Karl May sei in all den Ländern [449] gewesen, von denen er schreibt. Aus Ihren Worten scheint indes hervorzugehen, daß er alle seine Sachen zusammengedichtet hat.“

„Blödsinn!“ gerät ihr bis jetzt so höflicher Mieter auf einmal in Erregung. „Kommen Sie mir doch nicht ebenfalls mit diesem Gewäsch, das ich schon hundertmal bis zum Ekel habe anhören müssen! Ich sage Ihnen, unser Meister hat alle die Reisen gemacht, von denen er erzählt. Ich habe ihn gesehen, oft und oft, wie er unter seinen Büchern saß, mit seltsam träumerischem Blick und einem versonnenen Lächeln um den Mund, und wenn die Tür zu seinem Arbeitszimmer offen stand, konnte ich ihn auch beim Schreiben beobachten. Ich habe ihn bei seiner Arbeit laut sprechen hören, ich habe gehört, wie er lachte und weinte, wie er klagte und jubelte; ich habe ihn gesehen, wie er frohlockend die Hände rieb und die Fäuste verzweifelt gegen die Schläfen preßte. Und ich weiß deshalb, daß er alle die Länder bereist hat, nicht mit dem Körper, sondern mit seiner Seele, und daß er alles, alles selber erlebt hat, wiederum nicht mit seinem Körper, sondern mit seiner Seele. Begreifen Sie das? Nicht? Trösten Sie sich, ich begreife es auch nicht, weil eben Sie und auch ich nichts von der Seele und ihren Zuständen verstehen. Aber das eine weiß ich doch, daß man bei der Beantwortung der Frage, ob der Meister in all diesen Ländern gewesen ist, nicht den gewöhnlichen Maßstab anlegen und namentlich die Seele nicht vergessen darf. Und deswegen muß ich mich jedesmal schauderhaft ärgern, wenn ich jemand so kleinlich über unsern Meister urteilen höre.“

„Richtig, ganz richtig!“ ertönt da eine Grabesstimme dumpf und hohl von drüber her.

[450] Die Bücherstallage durchzuckt ein heftiger Schreck. „Wer ist das?“ fragt sie ängstlich.

„Nur keine Angst!“ lacht der bisherige Sprecher. „Ich weiß, woher die Stimme kommt: aus dem Keller des ‚geographischen Klubs‘. Wie Sie bereits bemerkt haben werden, ruhen alle Schränke in diesem Zimmer auf Kästen, die mit Schiebetüren versehen sind. In diesen Gewölben sind die großen Karten- und Bilder-Wälzer untergebracht, wie auch die Stücke, die wegen ihrer Größe in den gewöhnlichen Stockwerken nicht Platz gehabt hätten. Sie, lieber Herr,“ wendet er sich an den Unsichtbaren, „wenn Sie sich erlauben, sich in unsre Unterhaltung zu mischen, dann sagen Sie uns auch, bitte, mit wem wir die Ehre haben.“

„Mit Vergnügen,“ klingt die Erwiderung. „Ich bin Handtke, Karte der Balkanländer; geboren 1880, und ich glaubte mich deswegen zum Wort melden zu dürfen, weil ich auch etwas zur Ehre unsrer Meistes zu sagen habe. Was Sie über die Echtheit seiner Reisen äußerten, stimmt ganz genau, und wir vom Kartenfach können es nur bestätigen. Wenn Sie mich z. B. sehen würden, voll Knillen und Risse, Striche und Zeichen, die von der Hand des Meisters herrühren, so hätten Sie einen neuen Beweis dafür, wie gründlich und liebevoll sich das, was Sie seine Seele nennen, in die Fremde einlebte. Und wie ich, so könnten auch alle meine Kollegen, ganze Stöße von Karten, sprechen.“

„Schön von Ihnen, daß Sie mir recht geben,“ meint der andre erfreut, „aber es ist wirklich an der Zeit, verehrte Hausfrau, daß ich mit der Führung zu Ende kommt. Wenn es nämlich drüben auf dem Kirchturm ein Uhr schlägt, muß bei uns vollständige [451] Ruhe sein. – Wir kommen also jetzt zum Grand Hotel Continental. Eine gemischtere Gesellschaft als die Gäste, die darin wohnen, können Sie sich kaum vorstellen. Am Turm von Babel kann es seinerzeit nicht wirrer hergegangen sein. Sie werden mich sofort begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß die Gäste sich aus Vertretern von zweiundvierzig Sprachen zusammensetzen. Da gibt es Araber und Türken, Kurden und Perser, Armenier und Inder, Chinesen und Japanesen, Malayen und Zigeuner, Dinka und Suaheli, Papua und Indianer, und außerdem alle, aber auch alle europäischen Sprachen. Dabei habe ich die Indianer, die allein mit zweiundzwanzig verschiedenen Mundarten vertreten sind, nur einmal gezählt. Wie wird Ihnen da, Fräulein? Und keiner versteht ein Wort von seinem Nachbarn. Sie können sich denken, daß es in diesem Völkerbabel oftmals zu Mißverständnissen kommt, und daß es zuweilen recht unfein zugeht, so unfein, daß der Meister eines Tags einen handgeschriebenen Koran, den er von einer seiner Reisen mitgebracht hatte und der ihm besonders lieb war, von den übrigen absonderte und ihm da drüben auf dem orientalischen Kaffeetisch neben dem Diwan einen besondern Ehrenplatz anwies. Ja, es ist eine unruhige Sippe, der lauteste von allen indes ist der arabische Sprachführer von Meyer. Er ist klein wie Hadschi Halef, bloß noch viel frecher, und wenn er die

Schleusen seines Mundes öffnet und zu schimpfen anfängt, dann kommt ihm niemand gleich an Kraft und Vielseitigkeit des Ausdrucks.“

„Seien Sie doch still! Wenn er Sie hört, geht es los.“

„Er weiß ja gar nicht, daß wir von ihm reden, denn [452] er versteht uns nicht. Es wundert mich übrigens nicht wenig, daß die da drüben sich heute nacht so ruhig verhalten, und ich kann es mir nur damit erklären, daß sie aus Rücksicht auf Ihre werthe Person, die ihnen noch fremd ist, sich vor Radau hüten. – Doch gehen wir ein Haus weiter! Wollen Sie Aufschluß darüber, wie Sie Ihr Kapital am vorteilhaftesten anlegen können? Dann wenden Sie sich vertrauensvoll an den ‚Tandelmarkt‘, so nennen wir nämlich die nächste Hausnummer. Sie finden dort alles zusammengetragen, was seines Inhalts wegen in keine andere Wohnung hineinpaßt. Eben ein richtiger Tandelmarkt! Reitkunst und Austernesserei, Familienhäuser und Kochkunst, metaphysische Höhenforschungen und Hühneraugenbehandlung, Feuerwerk und Knüpfarbeiten, Feldmeßkunst und Hausierberechtigung – – was wollen Sie mehr? Die Auswahl ist groß und vielseitig, wie Sie sehen; stöbern Sie nur nach Herzenslust herum, Sie finden sicher etwas, was Ihnen behagt.“

„Danke, danke,“ lachte die Hausfrau. „Ich leide weder an Hühneraugen, noch habe ich die Absicht, mich aufs Hausiergewerbe zu verlegen.“

„Nicht? Schade! Dann können wir ja den ‚Tandelmarkt‘ verlassen und uns nach der nächsten Hausnummer umsehen. Wenn Sie etwas zur Seite schielen, sehen Sie die ‚Bücherbörse‘, eine große und reichhaltige Sammlung von Werken aus der ‚Schönen Literatur‘. Dort wohnen alle Klassiker, aber auch kleinere und kleinste Geister finden dort ein gastliches Heim. Ja, auch kleinste Geister! Denn nur solche sind des Neides und der Mißgunst fähig. Und mit [453] Neid und Mißgunst schauen diese Leute auf ihre Nachbarschaft. Sie können diese nicht erblicken, außer Sie verstehen die Kunst, um die Ecke zu schauen. Es ist dies das letzte Haus unsres Gemeinwesens. Wir nennen es das ‚schöne Haus‘, weil es die Werke des Meisters enthält, die in ihren prachtvollen Einbänden eine Freude zum Anschauen sind. Freilich nicht für alle Bewohner unsrer Stadt, wie ich bereits sagte. Für manche in der ‚Bücherbörse‘ ist das ‚schöne Haus‘ ein Dorn im Auge. Am liebsten würden sie es – einmal haben sie sogar schon einen dahin gehenden Antrag gestellt – aus ihrer Gemeinschaft ausschließen.“

„Aber warum denn?“ fragt die Stellage verwundert.

„Darüber ließen sich Bände schreiben. Der letzte und tiefste Grund liegt indes im menschlichen Herzen. Doch das verstehen Sie nicht. Dafür sind Sie noch zu jung.“

„Und das ‚schöne Haus‘? Was tut es gegen all diese Anfeindungen?“

„Nichts. Es schweigt! Oder doch – – eines tut es dagegen, es vermehrt seine Sammlung. Jedes Jahr wird sie um einen oder zwei Bände reicher. Dann ist immer unter ihren Neidern ein großes Wispern und Getue.“

„War das früher auch so?“

„Früher noch viel, viel mehr als jetzt. Manche ihrer ehemaligen Gegner haben nämlich ihr Unrecht eingesehen und sind zu Freunden geworden.“

„Aber zu Lebzeiten des Meisters? Da war doch Ruhe?“

„Da täuschen Sie sich! Da war es am ärgsten!“

[454] „Und der Meister? Ich verstehe nicht, daß er diese Unruhestifter nicht aus seiner Bücherei entfernt hat.“

„Sie kennen eben den Meister nicht! Der hat ein großes und weites Herz gehabt. Und er hat an allen Menschen das Gute anerkannt und geschätzt, auch bei seinen Gegnern. Deshalb ist es ihm nicht eingefallen, sie aus seiner Nähe zu verbannen. Und das war wahrhaft groß von ihm.“

„Ja, das war groß!“ wiederholt die Hausfrau bewundernd.

„So, jetzt haben wir die Runde beendet und nun kann – – –“

„Nun kann ich auch einmal zu Wort kommen, wenn es gestattet ist,“ wird er vom Buchstaben „A“ des Brockhaus unterbrochen.

„Bitte!“

„Sie sagten zu Beginn Ihrer im übrigen lichtvollen Ausführungen, daß wir im ‚Rathaus‘ von unserm Wissen zu sehr eingenommen seien. Sie gebrauchten zwar einen andern, weniger höflichen Ausdruck, ich will ihn indes nicht wiederholen. Ich wollte Ihnen nur versichern, daß es uns fern liegt, uns über Gebühr zu brüsten. Ein jeder, der uns sieht, weiß auf den ersten Blick unsern Wert zu schätzen.“

„Hm!“ meint ein Philosophieprofessor aus der ‚Universität‘ kampfbereit. „Zu schätzen wohl, das kann sein, ob aber auch richtig zu gebrauchen?“

„Zweifeln Sie etwa daran? Wie oft ist der Meister zu uns gekommen und hat uns um Rat gefragt! Wir wissen eben alles, alles!“

„Ehem!“ mischt sich ein würdiger Theologe in den Streit. „Tun Sie nur nicht so dicke, sonst überzeuge ich Sie vom Gegenteil.“

[455] „Nur zu!“ widerspricht der ‚Brockhaus‘ höhnisch. „Bin neugierig, wie Sie das anfangen wollen.“

„Nun, Sie Alleswisser! Wenn Sie so gescheit sind, dann sagen Sie mir doch einmal, was ein Stuhlfest ist.“

Einen Augenblick herrscht verlegenes Schweigen. Doch der Buchstabe ‚A‘ weiß sich schnell zu helfen.

„Stuhlfest? Das gehört ins Referat meines Kollegen, des Buchstaben ‚S‘. Er wird ihnen im Augenblick Aufschluß geben.“

Doch der Kollege Buchstabe ‚S‘, der sich zuvor über die Unwissenheit der jungen Stellage so belustigt hat, gibt nicht im Augenblick Aufschluß. Mit rasender Geschwindigkeit überfliegt er im Geist die Spalten seines Gedächtnisses. Stuhl, Stuhlfeier, Stuhlgericht, Stuhlbezirk, Stuhlherr – – was ist das? Stuhlfest ist nicht zu finden! Das ist doch nicht möglich! Da soll doch gleich – – –! Aber nur sich nichts merken lassen! Vielleicht war die Frage nur ein schlechter Witz. Mit staunenswerter Unverfrorenheit gibt er zur Antwort: „Ein ‚Stuhlfest‘ gibt es nicht, sonst müßte ich davon wissen.“

„So, so,“ lächelt sein Gegner, „dieses Wort soll es also nicht geben! Ich sage Ihnen aber, daß es etwas sehr oft Gebräuchliches ist. Stuhlfest ist nämlich die Belehrung, die der zuständige Pfarrer den Brautleuten gibt, die in den Hafen der Ehe einlaufen wollen. So, nun wissen Sie es. Und nun wissen Sie auch, was von Ihrer sogenannten Allwissenheit zu halten ist. Der Meister hat euch übrigens in richtiger Erkenntnis nur dann zu Rate gezogen, wenn er Eile hatte. Wenn es ihm dagegen nicht an Zeit gebrach, dann kam er lieber zu uns, der eigentlichen Wissenschaft.“

[456] „Richtig, Herr Kollege!“ meint ein anderer zustimmend. „Der Meister beschäftigte sich nur dann mit diesen Leuten, wenn es eilte und – – – wenn er für seine Briefe keinen Platz mehr fand. Dann benützte er die edlen Ratsherren als Briefordner. Deshalb sind sie auch so dick und angeschwollen, daß die Nähte ihres Rocks an verschiedenen Stellen bereits geplatzt sind. Das kommt nur von den vielen Briefen, die zwischen die verschiedenen Buchstaben in die Blätter hineingesteckt worden sind. Ich bin Mediziner und muß das verstehen.“

Diese Worte wirken. Sie wirken förmlich zerschmetternd auf die Ratsherren, so daß keiner ein Wort der Erwiderung findet.

Die Abfuhr, die der eitle Fant erfahren mußte, löst eine stürmische Heiterkeit ringsum aus. Jeder gönnt dem aufgeblasenen Gecken die Niederlage. Dieser hätte vor Scham am liebsten in den Erdboden versinken mögen, aber dies ist nicht gut möglich, weil er so fest zwischen seinen Nachbarn steckt, daß er nicht die geringste Bewegungsfreiheit hat.

„Weiß Gott,“ läßt sich, nachdem sich der Lärm endlich gelegt hat, eine Stimme aus dem geographischen Klub hören, „das war einmal ein guter Witz. Seitdem der Meister heimgegangen ist, ist es hier oft zum Sterben langweilig und man sehnt sich nach ein bißchen Abwechslung. Da war es doch früher ganz anders. Da gab es immer etwas zu hören, zu sehen und auch zu – lachen. Am lustigsten war es, wenn der Meister im Selbstgespräch die Herzensergüsse seines kleinen Hadschi Halef Omar zum Vortrag brachte. Man glaubte ihn lebendig vor sich zu sehen, diesen kleine Ibn Arab – – –“

[457] „Na’am ia Sihdi? – wie beliebt, mein Herr?“ erklingt es da scharf und spitz aus dem Nachbarhaus, dem Grand Hotel Continental, herüber. Der kleine Araber ist es, der diese Frage gestellt hat. Von dem ganzen Redegewirr hat er nichts aufgeschnappt als die letzten beiden Worte, die seiner Sprache entstammen, und, heißblütig wie er ist, glaubt er, daß von ihm die Rede sei. Daher seine Frage.

Da niemand den Sinn seiner Frage versteht und darum auch niemand Antwort gibt, wird der kleine Heißsporn in seinem Verdacht bestärkt, daß sich die Unterhaltung um ihn drehe und zwar in keiner für ihn schmeichelhaften Weise.

„Kull Schejatin! Schu halalk – alle Teufel! Was ist das für ein Geschwätz?“ wiederholt er ungeduldig seine Frage.

Schweigen! – – – Aber nun ist es mit seiner Geduld zu Ende. Ein solcher Schwall von Kraft- und Schimpfworten entfährt dem Gehege seiner Zähne, daß es wirklich ein großes Glück ist, daß niemand sie versteht. Ein Weltkrieg wäre die unausbleibliche Folge gewesen.

Die Sache sieht sich ohnehin bedenklich genug an. Der friedliebende Chinese, den eine Tücke des Schicksals ausgerechnet neben dem händelsüchtigen Araber einquartiert hat, sucht mit seinem zitternden „Tsching, tsching, tsching“ den aufgeregten Nachbar zu besänftigen, doch seine Vermittlungsversuche reizen diesen zu neuer Wut. Die zunächst wohnenden Nachbarn, die Türken, Perser und Kurden, mischen sich ein und schimpfen über den verrückten Araber; der Engländer, der wie in keinem Hotel, so auch hier nicht, fehlen darf, vermag mit all seinen „*Thunderstorms*“ das gestörte [458] europäische Gleichgewicht nicht wieder herzustellen; der Franzose schimpft „*Sacrebleu*“ und „*Nom de diable*“; der Deutsche kraut sich verlegen und unschlüssig hinter den Ohren; der Spanier wirft wütende Blicke, scharf wie die Schneide eines Dolches; der Russe, Ungar, Serbe, Rumäne und Italiener machen einen Heidenspektakel; nur der Japanese lauscht schweigend, ob er vielleicht bei dem unvermeidlich scheinenden Krieg einen Vorteil erhaschen könne.

Da erklingen gellende Laute wie von tausend der Hölle entstiegene Teufeln. Das Zwölfsprachenbuch von Gatchet hat seinen Mund geöffnet und die Apatschen und Komantschen, die Sioux und Utahs, die Schoschonen und Navajoes lassen ihr markerschütterndes Kriegsgeheul ertönen.

Doch das ist zuviel für die zartnervige Bücherstallage, die, erst heute angekommen, sich an derartige Laute noch nicht gewöhnt hat. Ein krampfhaftes Zittern erschüttert sie derart, daß sie am ganzen Körper bebt.

Plumps! – – – Ein schriller Jammerschrei – – – und dann Todesstille. Der alte Apotheker hat sich bei der jähen Erschütterung auf den altersschwachen Beinen nicht mehr halten können und ist in die grausige Tiefe gestürzt. Nun liegt er hilflos, ein Bild des Jammers, mit zerbrochenen Gliedern am Boden.

Der Lärm geht von neuem los. Die Nachbarn des Verunglückten fordern in herzerreißenden Tönen die tiefer Wohnenden auf, dem Aermsten Hilfe zu leisten; diese rufen dazwischen, sie wagten den Sprung in den Abgrund nicht zu tun, es könnte ihr Tod sein; der Engländer macht in einem schauerhaften Arabisch dem streitsüchtigen Bewohner der Wüste begreiflich, daß [459] er für die Katastrophe verantwortlich sei. Der Professor für die Strafprozeßordnung in der ‚Universität‘ sucht der Hausfrau begreiflich zu machen, daß sie nach Paragraph soundsoviel des Haftpflichtgesetzes für die Folgen des Unfalls aufzukommen habe und nennt sie eine rührselige, furchtsame Gans. Die Stallage schämt sich fast zu Tode; und von dort her, wo der handgeschriebene Koran liegt, tönen die bebenden, angsterfüllten Worte:

„Bismillah errachmahn errachim – im Namen Gottes des Allerbarmers! Lob und Preis sei Gott, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tag des Gerichts! Dir wollen wir dienen und zu dir – – –“

Bim – bam – – –! Die Uhr auf der Radebeuler Kirche schlägt die erste Stunde nach Mitternacht, und beim ersten Glockenschlage ist der Lärm verstummt. Friedlich liegt die Bücherei im Mondenschein da und das geöffnete Buch auf dem Boden bildet den einzigen Anhalt für das Vorgefallene.

Da öffnet sich die Tür, und eine hochgewachsene Frau mit gütigen Gesichtszügen erscheint auf der Schwelle, ein Kerzenlicht in der Hand. Sie hat den schweren Fall im Halbschlaf gehört und ist gekommen, um nachzusehen. Mitleidig hebt sie den zerschundenen alten Folianten vom Boden auf und fährt zärtlich mit der Hand über seine gebrochenen Glieder.

„Arme alte Schwarte!“ sagt sie freundlich. „Muß dir in deinen alten Tagen auch das noch passieren! Aber sie ruhig! Ich nehme dich mit mir und pflege dich, bis du wieder gesund bist. Du sollst es gut bei mir haben. Du hast es auch verdient.“

Der Verunglückte hört es nicht mehr. Eine wohlthätige [460] Ohnmacht umfängt seine Sinne. Die Frau nimmt ihn wie ein krankes Kind auf den Arm und trägt ihn in ihr Zimmer.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hat, herrscht wieder tiefes, durch keinen Laut unterbrochenes Schweigen. Nur ein leiser Windhauch streicht wie eine Liebkosung durch den Raum und bringt den Vorhang am Fenster in schwingende Bewegung. Woher er wohl kommen mag? Natürlich kann es nur der Luftzug sein, hervorgerufen durch das Öffnen der Tür. Aber die jetzt stillen Bewohner des Zimmers wissen es besser – – –. Die Seele ihres toten Meisters ist für einen kurzen Augenblick gekommen, seine Lieblinge zu grüßen.

Anmerkung der Herausgeber: Schon seit Jahren fordern die May-Freunde nähere Angaben über Karl Mays Bibliothek. Diese, die einen großen wissenschaftlichen Wert besitzt, wurde 1923 von unsern Mitarbeitern Franz Kandolf und Adalbert Stütz geordnet und aufgezeichnet. Trotzdem mußten wir die Wiedergabe des umfangreichen Verzeichnisses im Jahrbuch – wegen des schon oft betonten Raummangels – immer von neuem vertagen. Die obige Skizze aber, die sich Kandolf seinerzeit, nach Abschluß der langen und mühevollen Tätigkeit in Karl Mays Bücherei, von der Seele schrieb, wollten wir unsern Lesern nicht länger vorenthalten.

Robinson – Chingachgook – Old Shatterhand

Erinnerungen und Stimmungsbilder aus meinem Leben

Von Dr. Wilhelm Heß, Geh. Regierungsrat und Hochschulprofessor

Es ist nicht meine Schuld, daß ich als belletristische Unbekannte x hier in dem Kreis bekannter literarischer Größen erscheine. Dieses Wagnis hat vielmehr der sonst so vorsichtige Leiter des Karl-May-Verlags, mein verdienstvoller Freund Dr. E. A. Schmid, auf dem Gewissen, indem er in der ihm eigenen rührigen und tatkräftigen Weise mich unweigerlich in diese heilige Welt hineindrängte. Vergebens war mein Einwand, daß mir als einem Vertreter der Naturwissenschaften, als Physiker und Mathematiker, eine schriftstellerische Beschäftigung mit Karl May ja gar nicht recht „liege“. Er ließ sich von der Behauptung nicht abbringen, daß mich doch zum mindesten meine schul- und unterrichtsgeschichtlichen Arbeiten befähigen müßten, ein Urteil über den Vielgenannten, Vielbewunderten, Vielumstrittenen und Vielgeschmähten abzugeben. Ja, er besaß sogar die – ihn sonst sehr selten anfliegende – Eigenschaft der Schmeichelei, diese meine Arbeiten als eine förmliche Brücke zu bezeichnen, auf der sich mein Zugang zum Ring der genannten Fachleute ebenso bequem wie natürlich, sozusagen von selbst, vollziehe, während ich immer noch geneigt bin, in ihnen nicht mehr als einen recht schwanken Steg zu erkennen, den [462] ich mir, um zu dem gedachten Bereich zu gelangen, nur unter gewissen Voraussetzungen und Sicherheitsleistungen zu überschreiten getraue. Schließlich kamen wir darin überein, daß ich möglichst wenig literarisches Schwergepäck, wie genaueste Stellennachweise und sonstige sorgfältige Einzelheiten, aufzuladen nötig hätte, sondern lediglich allgemeine, dem Gedächtnis entnommene Erfahrungen und Erinnerungen, nach Wahl und Zahl frei, aufbringen sollte. Doch habe ich, um zu dem besagten Notsteg zu gelangen, vorerst noch einen längeren Weg zurückzulegen und darf mich des *It is a long way to Tipperary* nicht verdrießen lassen.

Da meine Bewunderung für Karl May und seine Schriften in bindendem Zusammenhang steht mit meinem Jugendleben und meinen früheren Studienjahren, so seien zuerst diesen Teilen einige Zeilen gewidmet. Ich stamme aus dem ‚unterfränkischen Prälaten- und Gelehrtenwinkel‘, d. h. aus jenem gottbegnadeten Odenwalddreieck am Untermain, das, eingeeengt von den beiden ehemaligen Großherzogtümern Baden und Hessen, das bayrische Bezirksamt Miltenberg bildet. Die schmuckhafte Winkelbezeichnung rechtfertigt sich durch die unverhältnismäßig große Anzahl von Kirchenfürsten und Hochschullehrern, die alle innerhalb einer einzigen Generation aus dem genannten Fleckchen Erde hervorgegangen sind. Aus Miltenberg selbst: Dr. Josef v. Ehrler, weiland Bischof von Speyer, und Dr. Jakobus v. Hauck, gegenwärtig Erzbischof von Bamberg; aus dem Bezirksamt, und zwar aus Amorbach: Dr. Franz Josef v. Stein, weiland Bischof von Würzburg, später Erzbischof von München-Freising, sowie Bonaventura Bayer, infulierter Abt von Banjaluka in Bosnien; aus Kleinheubach: [463] Dr. Josef v. Schork, weiland Erzbischof von Bamberg, ferner aus Richelbach: Dr. Ferdinand v. Schlör, weiland Bischof von Würzburg. Meiner Heimat Amorbach aber, dem geographischen Mittelpunkt des Odenwalddreiecks, dem ‚unterfränkischen Paradies‘, entsprossen sechs Hochschullehrer, von denen nicht weniger als fünf Altersgenossen sind, während der sechste, der vorgenannte Erzbischof Dr. v. Stein, als Universitätsprofessor in Würzburg, ihnen zwar zwei Jahrzehnte voraus, aber immerhin doch noch so nahe war, daß sie sich seiner persönlichen Bekanntschaft hatten erfreuen dürfen. Von den fünf übrigen ist Dr. Kasimir Stubenrath als Privatdozent an der Universität Würzburg bereits verstorben, die vier überlebenden dagegen sind: Dr. Josef Heimberger, Universitätsprofessor und derzeit Rektor Magnifikus in Frankfurt a. M.; Dr. Karl Frhr. v. Tuboeuf, Universitätsprofessor in München; Dr. Christof Scherer, Hochschullehrer an der philos.-theol. Hochschule in Bamberg, und endlich ich selbst, sein älterer Kollege, ebenda.

Warum erzähle ich dies alles? Etwa, um in einer Art greisenhafter Ruhmseligkeit damit zu ‚protzen‘? Nun wäre es ja wohl das Allerschlimmste nicht, in dieser Weise sich seiner Heimat und seiner Freunde zu rühmen. Doch beabsichtige ich etwas ganz anderes. Ich möchte an einem mit beweiskräftigen Namen durchsetzten, also überzeugenden Beispiel die Tatsache aufrichten, daß entgegen gewissen landläufigen Schematisierungsversuchen und Zentralisierungsbetonungen eine kleine, abgeschiedene Unterrichtsanstalt sehr wohl imstande sein kann, ihren Schülern die Grundlagen einer Bildung zuzueignen, auf denen aufbauend sie zu hohen Stellen in Kirchen- und Staatsdiensten emporzusteigen [464] vermögen. Miltenberg,

das sich jetzt im Besitz eines sechsklassigen Progymnasiums befindet, nannte für die hier in Betracht kommende Zeitspanne des letzten Jahrzehnts im vorigen Jahrhundert zuerst vier, dann fünf Klassen einer staatlichen lateinischen Schule sein eigen. Amorbach hatte die gleiche Klassenzahl, doch war dessen Schule früher eine fürstlich Leiningensche Privatlehranstalt gewesen, bis die bayerische Regierung sie im Jahr 1876 zu einer öffentlichen staatlichen Anstalt erhob, um sie freilich 20 Jahre später wieder zu einer bloßen städtischen Schule mit drei Klassen herabsinken zu lassen. Es sind gerade die letzten Jahre der fürstlichen und die ersten der staatlichen Lateinschule, in denen ich mit meinen obengenannten akademischen Kollegen zusammen das Vergnügen hatte, die – immer gleich hart empfundenen – Bänke der *Alma Mater Amorbacensis* drücken zu dürfen.

Bildungsmittel in dem Sinn, wie sie damals schon einem vollständigen humanistischen Gymnasium, wenngleich in einem gegen heute noch äußerst bescheidenen Umfang, in seiner Schülerbibliothek und in seinen Landkarten- und Geschichtsbildersammlungen zur Verfügung stehen, hatte natürlich eine kleine, vereinsamte ‚höhere Schule‘ nur in sehr verjüngtem Maß aufzuweisen. Aber sie ersetzte das Fehlende in gewisser Hinsicht durch die Einbeziehung der reichhaltigsten Bücherei und farbenprächtigsten Kartei, die wir kennen, der Natur und der Romantik.

In einem wasserdurchzogenen smaragdnen Wiesenkessel gelegen, in den nicht weniger als sieben Täler einmünden; rings von waldbekrönten Bergen umgeben; die ‚Allee‘, den ‚Seegarten‘, den ‚Schießplatz‘ und andere Tummelplätze übermütigen Jugendfrohsinns [465] vor den Toren; die ‚Gotthardsruine‘, den ehemaligen Gaugrafensitz der Wingarteiba, auf einem dem ‚Sommerberg‘ vorgelagerten Bergschemel thronend, und ihr gegenüber den finsterdräuenden ‚Wolkmann‘ (Wolkmar) mit dem lieblichen ‚Amorsbrunn‘, der ersten christlichen Odenwaldsiedlung, zu seinen Füßen; im Städtchen selbst die stolze, viertürmige Abteikirche mit dem ausgedehnten ehemaligen Benediktinerkloster an ihrer Seite nebst den vielen anderen Zeugen altehrwürdiger mönchischer und kurfürstlich Mainzerscher Bau- und Kulturarbeit um sich herum, das ist das nähere landschaftliche Amorbach. Das weitere aber umschlingt die 1½ Stunde entfernte, mit dem Namen des Dichturfürsten Wolfram von Eschenbach³⁸ verwobene Ruine Wildenberg oder Wildenburg – von den Amorbacher ‚Lateinern‘ beharrlich ‚Wildenfels‘ geheißen – und greift auf das Doppelte des Weges hinaus nach Ernstthal, Waldleiningen und Eulbach und wie sie alle heißen, die Perlen herrlicher Waldeinsamkeit oder prunkender herrschaftlicher Jagdschlösser; nicht zu vergessen der noch sichtbaren Spuren untergegangener Geschlechter, des aus dem Grabe der Jahrhunderte teilweise wieder herausgeschaukelten *Limes Romanus* mit seinen Reliquien und der halbversunkenen Ring- und Wallanlagen germanischer oder vorgermanischer Insassen.

Dies alles: war es nicht der geeignetste Pflanz- und Nährboden, um die Keime jugendlicher Einbildungskraft wie liebender Heimatkunde zur Entfaltung und zum Wachstum zu bringen? Und zur Ehre unsrer [466] Lehrerschaft sei es gesagt: sie handelte nicht kleinlich, sie versuchte nicht, diese Triebe zu beschneiden oder gar auszuzweigen, sondern sie ließ sie wachsen. Zwar wurden wir in allen Fächern gehörig gedrillt, denn an Stelle des heutzutage so bequemen, fast allzubequemen und übersättigenden Anschauungsunterrichts hatte früher das Gedächtnis die führende Rolle zu spielen, aber es blieb, da neben dem Sonntag auch die Dienstag- und Donnerstag-Nachmittage schulfrei waren, noch reichlich Zeit, dem Sport damaliger Auffassung, dem Turnen, Schwimmen, Schlagballwerfen, Sprenkeschießen, Schlangenziehen, Fischen, Krebsen, Vogelfangen u. a., mit Inbrunst obzuliegen oder gar in dem gesuchtesten aller Spiele, dem „Räuberspiel“, in stundenlanger Ungebundenheit die ausgedehnten Wälder bald dieses, bald jenes Berges zu durchstreifen. Man versteht, daß ein solch naturmächtiges und selbständiges Leben unter den jungen Leuten Gestalten und Charaktere erzeugte, die als eine kleine Vorausgabe Karl Mayscher Helden erschienen. Sie vollbrachten Taten und Streiche, die in ihrer Waghalsigkeit denen eben dieser Helden nicht viel nachstanden. Es mag jedoch genügen, wenn ich in einem Lehrer der Anstalt eine geradezu vollendete Karl May-Gestalt dem Leser vor Augen stelle.

Es war der Lehrer der Naturbeschreibung. Schon Jahrzehnte, bevor das bayrische Unterrichtsministerium daran dachte, an den humanistischen Lehranstalten des Landes diesen Gegenstand als Lehrfach einzuführen, hatte in Amorbach ein fürstlicher Kanzleirevisor, Josef Albert, der Besitzer einer reichhaltigen und wohlgeordneten Sammlung von Naturkörpern der drei Reiche, aus Liebe zur studierenden Jugend

³⁸ Vgl. Albert Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach. Frankfurt a. M. 1922.

freiwillig [467] und unentgeltlich Unterrichtsstunden für Naturlehre eingerichtet. Mehr aber noch als durch die praktische Art seiner Unterweisungen gewann er die Herzen aller seiner älteren und jüngeren Zuhörer durch die Schlichtheit seines Wesens und die patriarchalische Eigenart seiner Persönlichkeit. Eine hagere, fast sieben Fuß hohe Erscheinung, meist in einen langen, braunen Anzug gehüllt, das Gesicht furchendurchzogen, ausgerüstet mit einer Bärenkraft, unempfindlich gegen Wind und Wetter den ganzen Odenwald durchziehend, zu Haus in seiner Junggesellenklausur jedoch ein gemütvoller und launiger Erzähler, dem es freilich auf eine Handvoll Jäger- oder Wildwestlatein nicht ankam, gab er eine geradezu klassische Vorlage ab für die eine oder andere Karl Maysche Hinterwäldlergestalt. In der Heimat ist das Andenken an ihn, den ‚Alberts Boves‘, wie wir ihn nannten und nennen durften, so ziemlich verweht. Aber wenn ich versucht habe, gerade hier es mit einigen pietätvollen Strichen noch festzuhalten, so geschah es, weil seinem Träger das Verdienst zugesprochen werden muß – oder ist es kein solches? – die in uns Jungen aus der Umgebung erstandenen, aber noch etwas wirr und ungeordnet liegenden Begriffe von Abenteuer- und Wildnisromantik in eine gesunde Bahn dadurch gebracht zu haben, daß er uns die Schätze seiner Bücherschränke erschlossen und mit den Geisteskindern eines Daniel Defoe und eines James Fenimore Cooper bekannt gemacht hatte.

Nun allerdings gab es lange Zeit nichts anderes als Robinson und Lederstrumpf. Nicht nur, daß die Gestalten dieser Männer und ihrer Genossen die Einbildungskraft nachhaltigst beschäftigten: auch ihr Tun und Treiben war nur allzu geeignet, den Nachahmungstrieb [468] herauszufordern. Dies hatte freilich bei Robinson seine Schwierigkeit. Denn die beiden Hauptflüßchen des Amorbacher Tals, die Mudau und ‚die‘ Bilbach – im Odenwald, wie auch vielfach in der Rheinpfalz heißt es nicht ‚der‘ sondern ‚die‘ Bach – bildeten keine so große Insel, daß sie ihr gegenüber als Ozeane angesprochen werden konnten, der See im Seegarten aber, der diesen Namen vielleicht für sich in Anspruch nehmen durfte, besaß überhaupt keine Insel. Und wenngleich eine solche gelegentlich einmal durch ein selbstgezimmertes und verankertes Floß dargestellt wurde, so war es doch nicht gut möglich, auf ihm wilde Ziegen zu schießen, Kannibalen landen zu lassen, aus ihren Händen einen gefangenen Weißen zu befreien u. dgl. Dagegen war sie mit einer darauf errichteten Holzbarke sehr gut als das Wasserschloß des alten Hutter in Coopers ‚Wildtöter‘ denkbar. Und so kam es, daß man sich nun ganz und gar den Taten der Lederstrumpfgestalten zuwandte. Das Lesen von Spuren, das Beschleichen von Feinden, der Bau von Schilf- und Rindenwigwams, das Bemalen mit Röteln, das Rauchen der Friedenspfeife wurde zu einer Uebung, die durch Ueberlieferung wohl eine halbe Generation hindurch wachgeblieben ist. Wie hätte es auch anders sein können, da die Umgebung Amorbachs Urwälder und Schluchten und Abgründe, Prärien und Seen und reißende Ströme, ja – nicht zu vergessen! – sogar ein besonderes Rauchkraut, eine nur den wenigen Eingeweihten bekannte, auf dem Weg zur Wildenfels wild wachsende Rebe, zur Verfügung gestellt hatte!

Uebrigens wurde beileibe nicht alles, was die Robinson- und Indianergeschichten berichteten, unbesehen [469] und blindgläubig hingenommen. Zwar Robinson billigte man bezüglich seiner Erlebnisse, seiner Lebensweise und seiner Selfmademan-Künste volle Wahrscheinlichkeit zu, doch bei den Cooperschen Bildern gab es schon etliche Zweifel. Man wandte z. B. ein, daß Wildtöter, als er den Tomahawk des Irokesen in der Luft auffing, sich unbedingt den Arm ausgekugelt haben müsse, so daß er ihn unmöglich mit der behaupteten tödlichen Wirkung wieder habe zurückschleudern können; das Chingachgook, ‚Die große Schlange der Delawaren‘, aus dem Gefecht mit den zwölf Huronen kaum ganz unverletzt entronnen sein könne u. ä. m. Aber die Verteidiger setzten sich sehr lebhaft dafür ein, daß derlei Vorgänge wohl etwas ungewöhnlich anmuteten, aber immerhin noch Glaubwürdigkeit beanspruchen könnten. Und so wurde sie denn auch *per vota maiora* beschlossen. Mit welcher Glaublichkeitszensur würde damals die Ratsversammlung der Amorbacher Häuptlinge wohl die Taten und Erlebnisse und Darstellungen eines Old Shatterhand oder eines Kara Ben Nemsi bewertet haben?

*

Als ich dann später Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi kennen lernte, lagerten sich zwischen diesen neu heraufgestiegenen Herren und den alten Lieblingen eines Alexander Selkirk (= Robinson Crusoe) und Nathanael Bumppo, genannt Lederstrumpf, nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte, in denen ich im Drang eines vielseitigen Amtslebens nicht Muße hatte, auch nur nach bescheidenen schönwissenschaftlichen Darbietungen zu greifen. Darum wurde ich auch mit den Schöpfungen Karl Mays erst verhältnismäßig spät [470] bekannt. Und zwar war es eine ganz eigenartige Quelle, die mich zu ihm brachte: der Regensburger

Marienkalendar. In diesem Kalender pflegte der fürstlich Thurn- und Taxische Direktor Franz Bonn (der Vater von Ferdinand Bonn), bekannt unter dem Schriftstellernamen ‚Franz von Miris‘, humoristische Soldaten- und Manövererzählungen zu veröffentlichen, die wegen ihrer urwüchsigen Drolligkeit von den Lesern förmlich verschlungen wurden. Als ich nun eines Tages, neugierig geworden, einen solchen Kalender zur Hand nahm, entdeckte ich in ihm neben einem recht übermütigen Sprossen Franz Bonnscher Muse auch eine Erzählung von Karl May. Sie spielte in der Wüste und erreichte ihren Höhepunkt darin, daß ein in eine Höhle geflüchtetes Weib mit ihrem Kind von einem Panther bedroht, aber durch den sicheren Schuß eines hinzugekommenen Retters, des Kara Ben Nemsis selbst, befreit wurde³⁹. Die Lage war dabei so musterhaft geschildert und Form und Farbe der Darstellung so natürlich und so packend gewählt, daß ich beschloß, mich von nun an in den Werken dieses Meisters etwas näher umzusehen. Noch mehr wurde ich in dieser Absicht bestärkt, als mir zufällig in dem gleichen Kalenderjahrgang ein Werbeblatt – ob für den Kalender oder für Karl May sprechend, weiß ich nicht mehr – in die Hände fiel, worin mein hoher Landsmann, der obengenannte Franz Josef v. Stein, damals Bischof von Würzburg, sich in den anerkanntesten Worten über die von ihm bereits gelesenen Werke Karl Mays geäußert hatte. Da ich wußte, wie unendlich zurückhaltend [471] der Hochwürdigste Herr in seinen Urteilen von jeher gewesen, so ließ mich seine hier so blanke Parteinahme gewaltig erstaunen, und ich begann von da an wirklich, Karl May zu lesen und zu studieren.

Freilich konnte ich mich nicht mehr mit meinen früheren Jugendgenossen über die erzielten Eindrücke unterhalten. Auch würden wir, älter und grämlicher geworden und durch Fremdurteile beeinflusst, uns vielleicht nicht mehr auf der früheren Linie der Unbefangenheit oder, wenn man will, der harmlosen Voreingenommenheit bewegt haben. Dafür trat mir nun aber ein neues jugendliches Element zur Seite in Gestalt meiner beiden Söhne. Für sie war zusammen mit wohl fast allen deutschen Gymnasiasten der Name Karl May ein Zauberwort geworden, in dessen Bannkreis sie nun auch mich immer stärker einzubeziehen suchten, nicht ohne sich dabei mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung und Bejahung gegen meine oft recht skeptischen und ‚philisterhaften‘ Anschauungen zu wenden. Wie nachhaltend insbesondere mein jüngerer Sohn in den Gestalten Karl Mays aufging, mag das kleine nachfolgende Schriftstück erweisen, das ich eines Tages vom Leiter seiner Klasse zugesandt bekam, nachdem der Uebeltäter es über sich gebracht hatte, sich wiederholt in vollem Kriegsschmuck als Winnetou photographieren zu lassen. Diese Prachtstücke seines Bildnisses aber waren in die Hände des Lehrers gefallen.

„K. Rektorat des ... Gymnasiums ... Mitteilung an S. Hochwohlgeboren Herrn Dr. Wilhelm Heß, K. Hochschulprofessor ... den 25. Juni 1917: Der Schüler Wilhelm Heß (1. Kl.) hatte beiliegende Photographien, die ihn als roten Häuptling zeigen, bei sich während des Unterrichts. Da es als ausgemacht erscheint, daß seine augenblicklich zu Tage [472] tretende Zerstreuung im Zusammenhang steht mit seiner Vorliebe für das Indianerspielen, wird ihm diese Art von Spiel wenigstens für den Bereich der Schule untersagt. Der Klassenleiter ...“

Es versteht sich von selbst, daß ich nicht nur dem Herrn Professor für den erhaltenen Wink von Herzen dankbar war, sondern einstweilen auch das Kapitel Winnetou durch jenes der *Verba anomala* ersetzte. Weniger erbaut war ich dagegen von einem andern einschlägigen Schulvorkommnis. Es hatte der Junge nämlich gelegentlich einmal das frisch in den Schulhof zugefahrene Fichtenbrennholz auf die Möglichkeit untersucht, eine Rindenstück zu finden, aus dem er das Modell eines indianischen Kanus hätte schnitzen können: was den Herrn Rektor bewog, mir in eigener Person die Gefährlichkeit der Verwirklichung dieses Versuchs darzutun, da das Holz ärarisches Eigentum wäre. Der Nächstverantwortliche, der Hausmeister der Schule, war indessen weniger ängstlich gewesen und hatte gegen die Absicht des Schülers keinerlei Bedenken erhoben. O arme studierende Stadtjugend!

Es ist begreiflicherweise nur ein sehr geringer Niederschlag der Besprechungen und Durchhechelungen des Karl May-Problems seitens unsrer Dreier, meiner Person und meiner inzwischen herangereiften beiden Söhne, den ich – allerdings unter stärkerer Betonung meiner eigenen Ansicht – als Schlußergebnis unseres Für und Wider im folgenden offen zu legen vermag. Als große Züge des Meisters fanden seine unübertreffliche Erzählkunst und die überreiche Phantasie, mit der er immer wieder vollendete Charaktere, naturtreue Szenen und verwickelte Lagen zu schaffen, sie zu verweben und später zu entwirren

³⁹ Siehe Ges. Werke Bd. 10 die Erzählung ‚Christus oder Mohammed‘.

Die Herausgeber.

[473] versteht, ungeheucheltes Erstaunen. Ja, gerade der Umstand, den man ihm, sogar im Krimskrams unsrer Tageszeitungen, vorwarf, die Länder, in denen er sich mit den Geschöpfen seiner dichterischen Einbildungskraft so lebhaft und so schrankenlos herumtummelte, niemals persönlich besucht zu haben, gewährte ihm in unsern Augen ein Reis allhöchster Ehre. Denn es erscheint doch gewiß unendlich viel leichter, etwa die Sanddünen der Wüste durchzogen oder dem Ufer des Silbersees ein Echo entlockt, oder vor einer Seriba gestanden zu haben und darnach eine Skizze dieser Naturbilder zu entwerfen, als aller dieser Vorlagen zu entbehren und an ihre Stelle aus dem bloßen Gehirn heraus Gemälde zu setzen, die an Wahrscheinlichkeit der Schilderung, an Großartigkeit der Auffassung und an Farbenpracht der Darstellung sogar die Wirklichkeit zu überbieten berufen erscheinen.

Ein zweites uneingeschränktes Lob gilt der ethischen, moralischen und religiösen Seite der Karl Mayschen Romane. In der Tat vermag man als Familienvater, als Lehrer und als Mann der Oeffentlichkeit in einer Zeit, in der ein Großteil unsrer Jugend im Trubel der Genußsucht und im Schmutz der Lüsternheit zu versinken droht, nur mit höchster Genugtuung die sittliche Reinheit sowie die guten, altbürgerlichen Tugenden der Einfachheit, Genügsamkeit und Enthaltbarkeit der Karl Mayschen Heldengestalten zum Bewußtsein zu nehmen. Weniger dagegen kann die richterliche Tätigkeit der handelnden Hauptpersonen gefallen. Wir empfinden es lästig, daß der Verfasser ungemein häufig einen bereits entlarvten oder doch vor der Entlarvung stehenden Verbrecher gerade in dem Augenblick wieder ent schlüpfen läßt, in welchem die **[474]** Maschen des Verhängnisses sich bereits dicht über ihm zusammenziehen, indem er ihm raschestens noch ein Schnellläuferkamel oder ein Sandloch oder einen Abgrund oder sonst etwas Rettendes zur Verfügung stellt. Nun begreift man ja wohl, daß dadurch die Handlung erweitert und die Erzählung gedehnt werden soll und läßt schließlich dem Verfasser Nachsicht angedeihen. Aber die systematische Schonung des Scheusals, das endlich am Ziel seiner Schandtaten angelangt ist; die fortlaufende Weigerung, ihm, obgleich es nach ‚dem Gesetz der Wüste‘ oder ‚dem Gesetz der Prärie‘ dem rächenden Arm unweigerlich verfallen ist, immer noch nicht den Strick oder die Kugel zu geben; die Sucht, es statt dessen der ordnungsmäßigen staatlichen Rechtspflege zu überantworten, unbekümmert darum, ob es inzwischen zu entkommen vermag, um neue Uebeltaten zu vollbringen, oder ob die staatliche Gerechtigkeitshandhabung in ihrer Unfähigkeit oder Bestechlichkeit versagt: dies alles berührt recht unbefriedigend. Namentlich mein jüngerer Sohn hat sich als Polizeioffizier hierüber abfällig geäußert.

Ueberzeugender und versöhnender wirkt dem entgegen der den Mayschen Gestalten innewohnende und im Dichter selbst offen zu Tage tretende Gottesglaube. Karl May holt damit in seinem künstlich geschaffenen Naturboden, und zwar in durchaus unaufdringlicher Weise, das Versäumnis nach, dessen sich Naturforscher wie Alexander v. Humboldt, Fritjof Nansen und ungezählte andere an den wirklichen Bildern mit oder ohne Absicht schuldig gemacht haben: eine Bezugnahme auf den allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfer des Naturganzen und seiner Erscheinungen.

*

[475] Stimmt er jedoch so unsre Gläubigkeit an die Wunderkraft einer übersinnlichen Weisheit auf einen sehr hohen Ton, so setzt er nun weiterhin unsere Glaublichkeit an die Wundertaten seiner irdischen Wesen einer allzu schweren Belastungsprobe aus. Ja gewiß, der Schriftsteller kann, um seine Leser mehr und mehr zu spannen, die Handlung durch immer stärkere Gewichte weiten und dehnen. Doch darf dabei die Grenze äußerster Wahrscheinlichkeit nicht überschritten werden. Wenn Old Shatterhand in einem Zweikampf mit einem gegnerischen Häuptling so rasch nacheinander zwei in entgegengesetzter Richtung wirbelnde Tomahawks wirft, daß der Häuptling ihnen unbedingt nicht ausweichen kann, oder wenn er und Winnetou mit ihrem sogenannten Knieschuß das Ziel ebenso todsicher treffen, als wenn sie mit dem Auge gezielt hätten, so sind dies Leistungen, gegen die auch die gewagtesten Unternehmungen eines Robinson oder letzten Mohikaners weit zurückstehen. Und gar erst der berühmte Faustschlag Old Shatterhands oder Kara Ben Nemsis, der immer genau so eingerichtet werden kann, daß er den davon Betroffenen gerade nur, ohne ihn zu töten, auf eine genau vorgesehene Zeit unschädlich macht, ja beliebig oft mit dem gleichen Erfolge gegen eine ganze Belegschaft angewendet werden kann! Wenn ich eine solche Stelle las, war ich zuweilen nahe daran, meinen Karl May-Band in die Ecke zu feuern, und nur zwei Umstände haben ihn vor diesem Schicksal bewahrt. Einmal der Umstand, daß er einen sehr schönen Einband besaß und ich ein Freund schöner Einbände bin, und zweitens die Tatsache, daß das Buch überhaupt nicht mir, sondern einem Dritten, einem Präfekten im Aufseeschen Studienseminar in **[476]** Bamberg, gehörte. Uebrigens ist die dem

Faustschlag aufgezwungene Unfehlbarkeit nicht einmal deren einziger Ausfluß. Die ganze Person des Täters ist es, die darauf unweigerliche Ansprüche erhebt. Wahrlich, wir würden es für eine ganz natürliche Sache ansehen und davon möglicherweise sogar voll befriedigt sein, wenn Old Shatterhand bei den tausenderlei Gefahren, denen er sich wieder und wieder entwunden, zur Abwechslung auch einmal stärker hängen geblieben wäre: statt wie eine förmliche Allwissenheit und Allmacht zugleich die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu überschauen und Fähigkeiten zu entwickeln, die ihn aus jedem Verhängnis heraus und über alle Menschen emporzuheben berufen erscheinen. Es war ein Freidenker, den ich einmal bei einem Glas Wein auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam machte, mit dem Hinweis, daß er, ein begeisterter Verehrer Old Shatterhands, doch nur noch ein klein Weniges zuzulegen hätte, um von seinem Liebling zu unserm Herrgott selbst hinaufzusteigen und so gottgläubig zu werden. Und wirklich machte ihn diese Bemerkung so stutzig, daß es ihm erst nach einer geraumen Zeit wieder befiel, mich anzuprosten.

Trotzdem aber halten sich die Mayschen Uebertreibungen im Rahmen des Aesthetischen. Es sind doch nur bloße Punkte, Punkte, die von der blendenden Kraft des Gesamtfeldes der Erzählung beträchtlich überstrahlt und daher von den allermeisten Lesern überhaupt nicht beachtet zu werden pflegen. Und diese Leser sind Legion. Heute wissen wir alle, daß der Name des großen Fabulierers aus Radebeul nicht nur in die breitesten, sondern auch in die tiefsten Schichten des Volkes gedrungen ist, dorthin, wo die Freude am [477] Lesen die Lust am Kritisieren überhaupt nicht aufkommen läßt. Darf auch ich zur Wahrheit dessen einige Belege bieten, so sind es die nachstehenden drei. Ich selbst vermochte, als ich während der Kriegsjahre daran gehen wollte, Karl Mays Werke zu lesen, sie in Bamberg weder in einer Stand- noch in einer Leihbücherei aufzutreiben, wohl aber in einem in der Nähe befindlichen Kriegslazarett, das sie in ziemlicher Vollständigkeit übernommen hatte. Ein andermal fand ich, was ich mir nie hätte träumen lassen, sogar eine ländliche Leserin, die sich in den Mayschen Gedankenkreis eingearbeitet hatte: ein Wirtstöchterlein in der Fränkischen Schweiz, das nach vollbrachter saurer Wochenarbeit Sonntag nachmittags unter einen schattigen Kastanienbaum geeilt war, um dort seine Bekanntschaft mit Winnetou – versteht sich, dem papiernen! – ungestört fortzusetzen. Der dritte Fall Karl Mayscher Volkstümlichkeit begegnete mir bei dem karitativen Vorhaben, die Bücherei eines verstorbenen geistlichen Herrn zugunsten seiner armen hinterbliebenen Verwandtschaft an den Mann zu bringen. Es waren unter den Büchern viele belletristische Sachen vorhanden, die vordem als zum eisernen Bestand einer Volksbibliothek gehörig angesehen zu werden pflegten wie die Schriften der beiden biedereren Schwarzwälder Schriftsteller Alban Stolz und Heinrich Hansjakob und anderer Günstlinge. Nun erhielt ich auf alle diese Stücke nicht nur kein Angebot, sondern man nahm sogar Anstand, sie sich schenken zu lassen, weil sie doch nicht gelesen würden. Ja, wenn es Karl May wäre, so hieß es! ...

[(478)]

Kismet

Von Hauptmann a. D. B r a u n e

©

Wie mir Karl May über die Schrecken des Zahnziehens hinweghalf⁴⁰

Von Kurt Klebel

Das Zähnereißlassen ist für gewöhnlich eine ganz verrufene Sache. Ich kannte es bereits aus eigener Erfahrung, und nun sollten mir wegen einer schwierigen Drüsengeschichte gleich drei mächtige Stockzähne gerissen werden. Mir ward himmelangst; doch die gute Mutter erleichterte mir die schwere Stunde, indem sie mir pro Zahn einen Karl-May-Band versprach. Größere Freunde und auch mein Vater selbst hatten mir schon viel von diesen herrlichen Büchern vorgeschwärmt, darum ging ich flink, wenn auch mit Bangen, mir den ersten Band „Im Lande des Mahdi“ zu verdienen. Ein herzhaftes „Au“ – beim Zahnarzt, aber die nachfolgenden Schmerzen gingen bei der überaus spannenden Lektüre unter, und nur zu rasch war der erste Band verschlungen.

Kaum konnte ich die Fortsetzung erwarten, und gespickt voll Heldenmuts trat ich zum zweitenmal den Weg zum Zahnarzt an. Aber, o weh, der Herr, der **[498]** schon lange an einem Rückenmarkleiden krankte, war zur Untersuchung in eine Klinik gereist und seine Rückkehr unbestimmt. Wie oft eilte ich in jener Zeit bei stürmischem Winterwetter zur Bahn nach dem Heißeersehten, bis endlich eines Abends mein Hoffen sich erfüllte. Ich bat den Arzt dringend, doch heute noch Nummer zwei zu entfernen und wurde ins kalte Wartezimmer verwiesen – und vergessen. Nach langem, peinlichem Harren erklärte mir das Dienstmädchen, Herr Doktor fühle sich nicht wohl und könne heute nicht mehr ordinieren. Als ich daheim mein Mißgeschick unter Tränen klagte, durfte ich auf Vorschuß 50 Seiten des zweiten Bandes Mahdi lesen. Am andern Tag war ich schon in aller Frühe beim Zahnarzt. Das war aber eine schlimme Sache, bis der Doktor, der infolge seines Leidens kaum stehen konnte, den Zahn endlich heraus hatte. Nach einer kleinen Atempause bat ich, gleich auch den dritten Übeltäter zu entfernen. Der Zahnarzt meinte lächelnd, so ein Eifer sei ihm noch nicht vorgekommen, das Rezept tue Wunder. So hat mir Karl May über alle Schrecknisse des Zahnreißens hinweggeholfen.

Inzwischen kam ich ans Gymnasium, und als Ansporn zu eifrigem Studium wird jeder Einser im Zeugnis von den Eltern mit einem Karl-May-Band belohnt. So habe ich mir schon eine stattliche Anzahl dieser schönen Bücher erworben, ja erworben, denn als Geschenke wählt Mutter andere Bücher; die unvergleichlichen Karl May muß ich selbst verdienen, und ich bin stolz darauf!

⁴⁰ Unterm 22. November 1928 schrieb uns Frau Amtsrichter Klebel, Feuchtwangen, gelegentlich einer geschäftlichen Anfrage, ihrem Jungen bereite das Zahnziehen größtes Vergnügen, seit er für jeden Zahn einen Mayband ausgesetzt erhalte. Er bedaure nur immer, nicht noch mehr schlechte Zähne zu haben. Unsre Antwort auf diese nette Zuschrift führte zu obigen Ausführungen des glücklichen Besitzers von Zähnen und Maybänden, die (nämlich: die Ausführungen) wir ohne jede Aenderung drucken. Die Herausgeber.

[(499)]

Mit Büchse und Lasso⁴¹

Aus meiner Indianerzeit

Von Prof. Josef Lorenz W e n z l

©

⁴¹ Abdruck aus der Zeitschrift „Bergland“, Wien (Jahrgang 1927, Nr. 12) mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers. Die Herausgeber.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1929

Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Berger, Arthur	03.11.1871	28.03.1947
Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Braune, Guido	29.11.1881	08.08.1959
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Cornaro, Franz	10.08.1897	17.09.1989
Dengler, Hermann	1890	?07.1945
Eicke, Otto	07.04.1889	?12.1945
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Franke, Else	16.10.1872	(1941)
Fratzscher, Arnold	14.11.1900	nach 1970
Graefe, Hans	?	?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Heß, Wilhelm	1858	1937
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Klauber, Fritz	02.08.1882	?
Klebel, Kurt	1916	1943
Konrad, Karl Gustav	26.11.1881	13.12.1958
Lhotzky, Heinrich	21.04.1859	24.11.1930
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Naumann, Hans	1886	1951
Patty Frank	19.01.1876	23.08.1959
Pollin, Friedrich Wilhelm	13.10.1892	nach 1962
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Puechner, Anthony	24.12.1891	06.05.1971
Richter, Oskar	?	?
Saul, Fritz	1850	1923
Scheffauer, Hermann G.	03.02.1878	07.10.1927
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Stütz, Adalbert	1878	1957
Weisl, Wolfgang von	27.03.1896	24.02.1974
Wenzl, Josef Lorenz	27.12.1883	12.03.1955
Werner, Klara	?	?
Zerkaulen, Heinrich	03.02.1892	13.02.1954
Zollitsch, Ludwig	25.03.1904	nach 1966

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.